

Predigten von  
H.H. Prof. Dr. Georg May

2002

Herausgegeben von Hartwig Groll

[www.glaubenswahrheit.org](http://www.glaubenswahrheit.org)

# Inhaltsverzeichnis

## Was ist der Mensch?

(1) Über die dunklen Seiten der menschlichen Existenz (13.01.2002) .....	4
(2) Über den Sinn der menschlichen Existenz (20.01.2002) .....	6
(3) Über die Bedeutung Gottes für die menschliche Existenz (27.01.2002) .....	10
(4) Über die Bedeutung des Betens für die menschliche Existenz (03.02.2002) .....	14
(5) Über die Bedeutung der Welt für die menschliche Existenz (10.02.2002) .....	18
(6) Über das Geheimnis der Bosheit in der menschlichen Existenz (17.02.2002) .....	22
(7) Über die Sünde im Leben des Menschen (24.02.2002) .....	25
(8) Über Vermeidung und Überwindung der Sünde (03.03.2002) .....	29
(9) Über die Möglichkeit des Aufstiegs aus dem Sündenfall (10.03.2002) .....	34
(10) Über den Gottmenschen und Gottesknecht Jesus Christus (17.03.2002) .....	37
<i>Das Grab ist leer, der Held erwacht (Ostersonntag, 31.03.2002)</i> .....	41
<i>Die „Osterbotschaft“ ungläubiger Theologen (Ostermontag, 01.04.2002)</i> .....	44
(11) Über die Bedeutung Christi für die menschliche Existenz (07.04.2002) .....	47
(12) Über das apostolische Wirken des Menschen (14.04.2002) .....	51
<i>Die heilige Messe – ein wahres Opfer (21.04.2002)</i> .....	55
(13) Über die Berufung in die Nachfolge des Herrn (28.04.2002) .....	58
(14) Über das Verhältnis Jesu zu den Frauen (05.05.2002) .....	62
<i>Der historische Zeitpunkt der Himmelfahrt (Christi Himmelfahrt, 09.05.2002)</i> .....	66
(15) Über die gottgewollte Lebensaufgabe der Frau (12.05.2002) .....	69
<i>„Löschet den Geist nicht aus!“ (Pfingstsonntag, 19.05.2002)</i> .....	73
<i>Heiliger Geist in Sturm und Feuer (Pfingstmontag, 20.05.2002)</i> .....	76
(16) Über die Mutter des Herrn (26.05.2002) .....	79
<i>Die göttliche und die menschliche Dimension der Kirche (02.06.2002)</i> .....	82

## Die Abschiedsreden Jesu

(1) Über Weisungen und Erwartungen des Herrn (09.06.2002) .....	86
(2) Über den rechten Umgang mit den Tröstungen des Herrn (16.06.2002) .....	89
(3) Über die Tröstungen des Herrn (23.06.2002) .....	93

## Die Zehn Gebote

(1)	Über Pflicht und Freiheit des Menschen (30.06.2002)	96
(2)	1. Über das Gebot, Gott zu lieben (07.07.2002)	99
(3)	1. Über die Gefahr eines falschen Gottesbildes (14.07.2002)	102
(4)	2. Über die Anrufung des Namens Gottes (21.07.2002)	105
(5)	2. Über das Beten und Flehen zu Gott (28.07.2002)	108
(6)	3. Über die Sonntagsheiligung (04.08.2002)	111
(7)	4. Über die Bedeutung von Vater und Mutter für die Kinder (11.08.2002)	114
	<i>Maria, vollendet und gekrönt (Mariä Himmelfahrt, 15.08.2002)</i>	117
(8)	4. Über die Erziehungsaufgabe der Eltern (18.08.2002)	119
(9)	5. Über die Herrschaft des Rechtes im Gesetz (25.08.2002)	122
(10)	5. Über die göttliche und die menschliche Dimension des Staates (01.09.2002)	126
(11)	5. Über den Schutz des Volkes durch das Recht (08.09.2002)	130
(12)	6. Über die begehrende Liebe (06.10.2002)	133
(13)	6. Über die schenkende Liebe (13.10.2002)	136
(14)	6. Über die dienende Liebe (20.10.2002)	138
(15)	7. Über die Bedeutung des Eigentums (27.10.2002)	141
	<i>Vom ewigen Leben (Allerheiligen, 01.11.2002)</i>	144
(16)	8. Über die Pflicht zu Wahrheit und Wahrhaftigkeit (03.11.2002)	147
(17)	Über Sinn und Ziel der Gebote Gottes (10.11.2002)	151

## Die Dogmen der Kirche

(1)	Über die Bedeutung der Dogmen (17.11.2002)	154
(2)	Über das Dogma von der Menschwerdung (24.11.2002)	157
(3)	Über das Dogma von der Dreifaltigkeit Gottes (01.12.2002)	160
(4)	Über das Dogma von der Gottessohnschaft Christi (08.12.2002)	163
(5)	Über das Dogma von der Erlösung (15.12.2002)	166
(6)	Über das Dogma von der Kirche Christi (22.12.2002)	169
	<i>Erschienen ist die Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes (Weihnachten, 25.12.2002)</i>	172
(7)	Über das Dogma des eucharistischen Brotes (05.01.2003)	174
(8)	Über das Dogma von der Gnade (19.01.2003)	176
(9)	Über das Dogma von der Vorsehung Gottes (26.01.2003)	179
(10)	Über das Dogma von der Heiligkeit Gottes (09.02.2003)	182
(11)	Über das Dogma von den Heiligen (16.02.2003)	185
(12)	Über das Dogma vom ewigen Leben (23.02.2003)	189

Prof. Dr. Georg May

## Was ist der Mensch? (1)

(Über die dunklen Seiten der menschlichen Existenz)

13.01.2002

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Der Dichter Frenssen schildert in einem Buche eine alte, blinde Frau, die ganz einsam war. Wenn man sie trösten wollte, entgegnete sie: „Ich bin nicht einsam. Mein Leben ist ein großes, dunkles Buch. Es hat einen dunklen Einband, und fast auf jeder Seite steht ein Kreuz, und am Ende, auf der letzten Seite, hoffe ich, eine Krone. In dem Buche muß ich immer lesen.“ Wahrhaftig, unser Leben ist ein Buch, und die Weisen sind, wissen, daß sie dieses Buch nur einmal lesen. Sie lesen es nicht nur, sondern sie verfassen es auch, und es kommt darauf an, was in diesem Buche steht, was wir hineingeschrieben haben und was wir noch hineinschreiben sollen.

Das Buch hat einen dunklen Einband. Warum ist der Einband so dunkel? Weil in diesem Buche so viel schwer zu verstehen und so viel schwer zu tragen ist. Deswegen ist der Einband dunkel. In unserem Lebensbuche ist vieles schwer zu verstehen. Wir wissen, daß die Welt uns Rätsel aufgibt, die Meere und das Land, die Evolution und der Feuerbrand, der vielleicht am Ende stehen wird. Es gibt Welttrübsal, und es ist schwer, sie zu enträtseln. Wenn wir irgendwo eine Entdeckung machen, finden wir, daß dahinter wieder neue Fragen aufstehen.

Ein Rätsel anderer Art sind die Menschen. Die Menschen, mit denen wir zusammen sind, die wir getroffen haben in unserem Leben und die wir noch treffen werden. Je mehr man sich mit den Menschen befaßt, um so größer wird das Rätsel. „Wie können Menschen so sein?“ Wie oft hat das einer schon gesagt! Der schottische Dichter Bruce Marshall wundert sich darüber, daß Gott alle Menschen lieben kann. Er wundert sich darüber, weil er meint, es seien eben viele unliebenswürdige, nicht liebenswerte unter ihnen. Wahrhaftig, die Menschen sind ein Rätsel! Auch unsere eigenen Lebenswege sind rätselhaft. Wir haben schon manches Mal gefragt: Warum mußte das so sein? Warum mußte das kommen? Warum mußte mir dieses Hindernis in den Weg geworfen werden? Warum konnten meine berechtigten Wünsche nicht in Erfüllung gehen? Wir entdecken, wenn wir in die Vergangenheit schauen, Umwege und Abwege und vielleicht auch Irrwege. Unsere Lebenswege sind ein Rätsel. Wir wissen nicht, was noch alles über uns kommen kann. Wir wissen nicht, ob wir das schaffen werden, was uns von Gott auferlegt werden wird. Ich kann manche Leute verstehen, die sagen: „Ich wäre zufrieden, wenn ein Ende wäre; denn ich weiß nicht, was noch aus mir wird.“ Ein Rätsel ist unsere Seele. Was da im Inneren aufsteigt an Wildheit, an Abwegigkeit, was wir da spüren im Unterbewußtsein an Regungen, die wir nicht ins helle Tageslicht lassen möchten: Unsere eigene Seele ist ein Rätsel. Wir fragen manchmal: Wie konnte ich so sein? Wie konnte ich das sagen? Wie konnte ich das tun?

Ein Rätsel kann uns auch Gott werden. In den Psalmen, die wir Priester ja jede Woche vom ersten bis zum letzten durchbeten, erhebt sich so manchmal die Frage: „Wo ist mein Gott?“ Das heißt: Wo ist der Gott, der sich meiner annimmt, der für mich sorgt, auf den ich vertraut habe? Wo ist mein Gott? So betet der fromme Psalmist: Wo ist mein Gott? Dann dürfen wir es auch sagen. Wir dürfen fragen: Wo ist unser Gott? Vor einiger Zeit schrieb mir ein Priester: „Ich habe die Kirche in meinem ganzen Priesterleben nur im Niedergang erlebt.“ Ja, wo ist der Gott, der diese Kirche geschaffen hat? Ein anderer Priester aus der Würzburger Diözese fragte mich wiederholt am Telefon: „Ja, hat Gott denn Freude daran, wenn er seine Kirche zugrunde gehen sieht?“ Rätsel über Rätsel in unserem Leben. Deswegen ist das Buch unseres Lebens so dunkel eingebunden.

Der dunkle Einband rührt aber auch davon her, daß nicht nur vieles schwer zu verstehen, sondern auch vieles schwer zu tragen ist. In unserem Lebensbuche sind Aufgaben, finden sich Verantwortungen, die wir meinten, nicht auf uns nehmen zu können. Wir standen oft vor Situationen, wo wir sagten: Das kann ich nicht; das schaffe ich nicht; das vermag ich nicht zu vollbringen. Und doch hat sie Gott uns auferlegt. Wir wissen, daß Erwartungen über unserem Leben stehen, Erwartungen des Himmels und Erwartungen der Erde, Erwartungen unserer Vorgesetzten und unserer Untergebenen, Erwartungen der Menschen, die uns kennen. Und wie oft, wie oft, meine lieben Freunde, haben wir diese Erwartungen enttäuscht! Manchmal ist uns gesagt worden mit dürren Worten: „Das hätte ich nicht erwartet von dir.“ Und noch öfter haben wir selbst an die Brust geschlagen und gedacht: Wie habe ich doch in dieser Lage versagt! Es ist so viel in unserem Leben, was schwer zu tragen ist.

Das gilt vor allem für das Leid. In jedem Leben gibt es Leid. Es gibt keinen Menschen, der nicht leidet. Es ist ausgeschlossen, daß es einen Menschen gibt, der kein Leid trägt. Und wenn es Jahre oder Jahrzehnte lang ferngeblieben ist, so wird es mit Sicherheit kommen. Es kommt die Stunde, wo das Leid jeden Menschen trifft. Keiner ist ausgenommen, keinem ist Verschonung von dem Leid gewährt. „Auf jeder Seite“, sagt die alte, blinde Frau, „fast auf jeder Seite steht ein Kreuz.“ Und diese Leiden sind oft rätselhaft: Warum muß gerade ich dieses Leid tragen? Warum bin ich nicht verschont geblieben? Warum jetzt? Warum nicht zu einer anderen Stunde, wo ich mehr Kraft hatte? Warum gerade im Alter, wo meine Kräfte nachlassen?

Das Buch unseres Lebens ist deswegen so dunkel eingebunden, weil fast auf jeder Seite ein Kreuz steht. So hat diese alte, blinde Frau gesagt. Das Leid kann man nur bewältigen, indem man es anerkennt und annimmt, anerkennt, das heißt, daß man seine Notwendigkeit begreift, und annimmt, das heißt, es tapfer trägt, es auf sich nimmt, es nicht abzuschütteln versucht. „Wenn du ein Kreuz abschüttelst, gewaltsam abschüttelst, wirst du gewiß ein anderes finden, und das ist vielleicht schwerer als das, welches du abgeworfen hast“, so mahnt das Buch von der Nachfolge Christi. Wenn du ein Kreuz abwirfst, gewaltsam abwirfst, wirst du gewiß ein anderes finden, und das ist vielleicht schwerer als das, welches du abgeworfen hast.

Aber auf der letzten Seite, sagt die alte, blinde Frau, auf der letzten Seite ihres Lebensbuches, da hofft sie, steht eine Krone. Die Krone als Zeichen des Sieges, die Krone als Zeichen der Vollendung. Auf der letzten Seite kann, soll eine Krone stehen. Das heißt, unser Leben kann gut ausgehen, es kann trotz aller Dunkelheit und trotz aller Rätsel, trotz allen Leides ein gutes Ende finden. Es soll gut ausgehen; nach Gottes Willen soll es gut ausgehen. Es mag ein Weg durch das Dunkel sein, aber am Ende steht das Licht. Es mag ein Pfad sein, der durch die Finsternis führt, aber am Ziele, da glänzt der Sonnenschein. Es geht aufwärts, es geht vorwärts, es geht himmelwärts, es geht heimwärts. Am Ende unseres Lebens kann und soll eine Krone stehen, die Krone des ewigen Lebens. „Sei getreu bis in den Tod, und ich will dir die Krone geben.“

Es ist immer wieder erschütternd zu erfahren, wie viele Menschen von der Angstkrankheit erfüllt sind - Angst vor sich selbst, Angst vor den Menschen, Angst vor der Vergangenheit, Angst vor der Zukunft, Angst vor dem Tode, Angst vor Gott. Die Angstkrankheit ist geradezu eine Epidemie, welche die Menschen ergreift und durchzieht. Wir wollen heute und an den kommenden Sonntagen uns bemühen, unser Lebensbuch zu durchblättern. Wir wollen uns bemühen, auch die dunklen Seiten, die Rätsel und das Leid zu betrachten. Wir wollen versuchen, die Angst zu überwinden durch die Freude, denn was braucht ein Mensch dringender als Freude? Die Freude ist der Fittich zu großen Taten. Freudlose Menschen können keinen Segen spenden. Freudlose Menschen können anderen nicht von der Herrlichkeit Gottes künden. Es muß Freude in uns sein. Trotz allem muß Freude in uns sein. Und wir wollen versuchen, zu den Quellen dieser Freude vorzudringen.

Auch unser Leben ist ein dunkles, großes Buch. Es ist dunkel eingebunden, weil so vieles rätselhaft ist, weil so viel Leid sich in unserem Leben eingefunden hat. Aber auf der letzten Seite, auf der letzten Seite, da soll es licht werden, da soll eine Krone stehen, da soll die ewige Freude anbrechen. Nach diesem Ziel, meine lieben Freunde, wollen wir an den kommenden Sonntagen ausschauen.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Was ist der Mensch? (2)

(Über den Sinn der menschlichen Existenz)

20.01.2002

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Solange Menschen leben, haben sie über sich selbst nachgedacht. Die Frage ist noch nicht zur Ruhe gekommen: Was ist der Mensch? Sogar in den Psalmen erhebt sich diese Frage: „Was ist der Mensch, daß du sein gedenkst?“ Die Antworten auf diese Frage lauten sehr verschieden. Sie reichen von der Vergötzung des Menschen bis zur Verdammung. In der Gegenwart sind wohl die negativen Antworten überwiegend. Der Mensch, sagt man, sei ein „arrivierter Affe“. Andere behaupten, der Mensch sei eine Fehlkonstruktion. Wenn man die Existentialisten fragt, dann sagen sie: Der Mensch ist eine sinnlose Leidenschaft. Wir Gläubigen denken auch über den Menschen nach, aber wir lassen unser Denken erleuchten durch das Wort der Offenbarung. Wir fragen: Wie denkt Gott über den Menschen? Was sagt Gott vom Menschen? Diese Frage wollen wir heute stellen und zu beantworten versuchen, und dabei wollen wir sagen: Der Mensch ist 1. ein Bote Gottes, er ist 2. ein Knecht oder eine Magd Gottes und er ist 3. ein Pilger Gottes.

Der Mensch ist ein Bote Gottes. Das Wort „Bote sein“, „Botschaft bringen“, „gesendet werden“ kommt in der Heiligen Schrift unzählige Male vor. Alle Geschöpfe werden von Gott gesandt. Vom Licht heißt es im Buche Baruch: „Er, der das Licht ausschickt und es sendet, der es ruft, und mit Zittern gehorcht es; froh leuchten die Sterne auf ihren Warten. Er ruft sie, sie sagen: Hier sind wir. Sie leuchten mit Freuden vor dem, der sie schuf.“ Boten sind auch die ersten geistigen Geschöpfe, die Gott schuf. Die Engel sind Boten. Der Name „angelus“ heißt Bote; die Engel sind Boten Gottes. Sogar der Gründer des Neuen Bundes, Jesus Christus, ist ein Bote. Er heißt der Kündiger des großen Ratschlusses oder der Bote des großen Ratschlusses. Boten sind auch die Menschen, die Jesus ausgesandt hat. Seine Apostel nennt er Gesandte, apostoloi, das heißt Ausgesandte, Boten. Ja, was bringen die Geschöpfe Gottes denn für eine Botschaft? Sie alle sollen etwas aussagen von Gott. Sie sollen ein Wörtlein über Gott sagen, einen Strahl von seinem Lichte. Alle diese Boten künden etwas von Gott, daß Gott existiert, daß er Licht ist, daß er Leben ist, daß sie von ihm ausgehen und zu ihm zurückkehren und daß sie die Botschaft ausrichten müssen: Kommt, laßt uns ihn anbeten! Das ist die Botschaft, die alle Geschöpfe ausrichten.

Aber da ist ein Unterschied. Die untermenschlichen Geschöpfe, die Pflanzen, die Tiere sind schon alles, was sie sein können. In ihrem Sein ist schon alles enthalten, was sie von Gott ausrichten sollen. Eine Blume, die da steht und blüht und glänzt, kündet etwas von der Schönheit und von der Liebenswürdigkeit Gottes. Sie können nichts anderes sagen, als was sie in ihrem Sein schon vorfinden. Anders beim Menschen. Auch der Mensch ist eine Botschaft nach seinem Sein, also als Geist und als Körper. Gott hat ja gesagt: „Laßt ihn uns schaffen nach unserem Bild und Gleichnis!“ Er offenbart also etwas von Gott. Aber ihm ist darüber hinaus aufgegeben, die Botschaft Gottes zu formulieren. Nicht nur durch sein bloßes Dasein kündet er von Gott, sondern durch das, was er tut und was er aus sich macht. Es ist ihm eine Botschaft Gottes aufgetragen, die er formulieren muß, und je nachdem, ob es ihm gelingt, diese Botschaft Gottes zu formulieren, dann wird er ein schönes Lied auf Gottes Herrlichkeit. Wenn es ihm mißlingt, dann ist das eine Disharmonie, eine Kakophonie.

Ein Kind von zwei bis drei Jahren ist ein wahrer Lobpreis auf Gottes Herrlichkeit. Wenn man ein solches Kind ansieht, dann spürt man etwas von der Liebenswürdigkeit Gottes: die großen, geöffneten

ten Augen, der helle Blick, die fragenden Züge in seinem Gesicht. Ein solches Kind ist von naturhafter Schönheit. Wenn diese Schönheit zu einer sittlichen wird bei einem guten Menschen, bei einem vollkommenen Menschen, bei einem heiligen Menschen, dann erleben wir wieder etwas von der Schönheit, von der Liebenswürdigkeit, von der Herrlichkeit Gottes. Es sind viele Menschen über diese Erde geschritten, Völkerzertrümmerer und Reichebauer, aber zusammentreffen möchten wir mit den Menschen, die Gottes Lied so freudig und so schön gesungen haben wie Franz von Assisi oder Theresia von Avila. In ihnen ist die Herrlichkeit Gottes ausgesagt. Wenn aber der Mensch seine Botschaft schlecht formuliert, dann wird er zu einer Schande für Gott. Dann erhebt sich die Frage: Soll das ein Geschöpf Gottes sein? Und viele Menschen werden irre an Gott, wenn sie diese Geschöpfe sehen und wenn diese Geschöpfe gar noch behaupten: Wir sind gläubig, wir sind fromm. Da werden viele Menschen irre an Gott.

Es ist also unsere Aufgabe, über uns Gewissenserforschung zu halten und zu fragen: Bin ich ein Bote Gottes? Was sehen die Menschen, wenn sie mich kennenlernen? Finden sie durch mich zu Gott, oder verlieren sie den Weg zu Gott? Erhelle ich diese Menschen, oder bin ich ein Finsterniselement? Es wäre furchtbar, wenn auch nur von einem von uns die Menschen sagen müßten: Der Gott, den dieser Mensch verehrt, mit dem Gott will ich nichts zu tun haben. Das wäre furchtbar. Der Mensch ist ein Bote Gottes. Er hat eine Botschaft auszurichten, und sein ganzes Schicksal, sein ganzes Lebensziel hängt damit zusammen, hängt davon ab, wie er diese Botschaft ausrichtet. Eine ungeheure Verantwortung liegt über uns, nämlich die Botschaft Gottes so zu formulieren, daß die Menschen, wenn sie uns sehen, den Vater im Himmel preisen.

Der Mensch ist zweitens ein Knecht oder eine Magd Gottes. Gott hat ihn in seinen Dienst genommen für ein Werk. Er stellt ihm eine Aufgabe. Er erwartet von ihm eine Leistung. Diese Aufgabe zu erkennen ist nicht schwer. Man braucht nicht zu wissen, was in 20 Jahren sein wird, man muß nur wissen, was heute und morgen und vielleicht übermorgen uns aufgegeben ist. Es hat einmal ein weiser Mann gesagt: Welches ist denn der Stein der Weisen? Der Stein der Weisen ist der Meilenstein, und zwar der nächste Meilenstein. Geh nur von einem Meilenstein zum anderen, dann erfüllst du todsicher den Willen Gottes. Immer das tun, was getan werden muß, immer die Aufgabe erledigen, die jetzt dringend ist: darin ist der Wille Gottes enthalten, darin sind wir Knechte und Mägde Gottes. Und das ist es ja eben: Wir suchen immer auszuweichen, wir suchen immer etwas anderes zu tun; wir wollen nicht das, was als Pflicht vor uns liegt, sondern wir suchen auszubüxen, zu trödeln, wie Kinder mit ihren Schulaufgaben trödeln, statt das in Angriff zu nehmen, was uns Gott jetzt und hier aufgetragen hat. Es ist nicht schwer zu erkennen, welches Werk Gott von uns getan wissen will. Das ist nicht schwer. Wir brauchen nur unsere Anlagen zu betrachten, unsere Natur, die Verhältnisse, in die wir hineingeboren sind, die Menschen, die uns umgeben: Das ist die Aufgabe Gottes. Nicht anderswo und nicht irgendwo, sondern hier und jetzt, da ist die Aufgabe Gottes uns gestellt.

Die Aufgabe Gottes, das Werk Gottes kann kurz sein oder lang. Verschiedenen von uns ist es ein langes, manchmal ein langweiliges Werken und Mühen. Die Aufgabe Gottes kann in einem Leiden bestehen. Vielleicht will Gott aus uns ein leidgereiftes Wesen machen, denn im Leiden kommt die höchste Schönheit, die bezauberndste Kraft eines Menschen zum Vorschein. Es kann auch sein, daß Gott einen Menschen nur für die Todesstunde erschaffen hat, daß er im Tode das leisten soll, was Gott von ihm begehrt. Der Mensch Jesus Christus war vor allem für die Todesstunde geschaffen. Ob es nun lang oder kurz ist, ob es schwer oder leicht ist: Wenn Gott etwas von uns will, dann ist es immer groß, und dann müssen wir uns unter diese Last beugen, denn eine Belastung kann es sein, immer das gleiche tun, immer von vorne anfangen, sich nicht aussuchen dürfen, was man gern tun möchte, sondern dem Auftrag Gottes, wie er jetzt und hier an uns gestellt wird, gehorchen. Da kann ein Mensch müde werden, da kann er zusammenbrechen.

Es hat einmal einen solchen Menschen gegeben, den Propheten Jeremias. Der ist unter der Last des Auftrages Gottes fast zusammengebrochen. „Du hast mich betört, o Herr, und ich ließ mich betören. Du hast mich gepackt und bezwungen. Zum Gelächter bin ich geworden tagaus, tagein. Alle Welt spottet meiner. Ach, wenn ich rede, muß ich aufschreien: Unrecht, Gewalt, und muß ich rufen, denn

das Wort des Herrn trägt mir ein Schmähung und Spott jeden Tag.“ Hier sehen wir, wie ein Knecht Gottes unter der Last Gottes fast zusammenbricht.

Die Aufgabe, die Gott uns stellt, macht aber unsere Würde aus. Es ist die Ehre, die Gott uns antut, daß er uns für einen Dienst annimmt. Wir haben also etwas Brauchbares an uns, weil wir einen Auftrag Gottes haben. Die Menschen sind schnell fertig mit dem Urteil: Der ist unbrauchbar, mit dem kann man nichts machen. Der Auftrag, den Gott dem Menschen gibt, den kann jeder leisten. Was Gott von ihm verlangt, das kann er, und weil Gott etwas von ihm verlangt, ist er brauchbar. Es gibt keine unbrauchbaren Menschen. Eine Schule der Psychologie führt die seelischen Leiden darauf zurück, daß die Menschen Minderwertigkeitsgefühle haben. Sie bilden sich ein: Ich kann nichts, ich vermag nichts, man will nichts von mir wissen, ich habe keine Stimme, ich habe kein Gedächtnis. Solche Menschen machen sich minderwertig. Sie sind nicht minderwertig, aber sie machen sich durch solche Gedanken minderwertig. Von Gott her ist kein Mensch minderwertig, hat jeder Mensch einen Auftrag, eine Brauchbarkeit, und es ist eine Spannung im Himmel und in der Hölle und im ganzen Universum: Wie wird der Mensch werden? Was wird aus ihm werden? Welche Richtung wird er gehen? Wird er Schönheit oder Schmutz, wird er Helligkeit oder Dunkel, wird er Licht oder Finsternis? Diese Spannung steht über jedem Menschen.

Der Mensch ist ein Knecht oder eine Magd Gottes. Er ist aber auch drittens ein Pilger Gottes. Er ist unterwegs. Ein versprengtes Jesuswort, das nicht in den Evangelien steht, lautet: „Die Welt ist eine Brücke. Gehe hinüber, aber baue dein Haus nicht auf ihr!“ In diesem Wort ist sehr gut das Pilgerdasein des Menschen ausgedrückt. Der Mensch ist unterwegs, und alles in der Welt ist unterwegs. Die ganze Schöpfung läuft und rennt und rast. Wenn wir den Astronomen glauben dürfen, dann dehnt sich das Weltall mit ungeheurer Geschwindigkeit aus, die Sterne rasen im Weltraum umher, und die Elektronen sind mit unglaublicher Geschwindigkeit unterwegs. Man hat – und das ist der genialen Technik zu verdanken – Großrechner gebaut, die 100 Milliarden Operationen in einer Sekunde vornehmen. 100 Milliarden Operationen vermögen die Großrechner in einer Sekunde zu leisten.

Da sieht man, daß die ganze Schöpfung unterwegs ist. Ja, wohin eilt sie denn? Nun, selbstverständlich zu Gott! Sie kommt von Gott, und sie will zu Gott, und da muß sie laufen, da muß sie sich eilen. Aber es ist eben ein Pilgerweg. Es ist ein Weg zum Heiligtum, ja, es ist ein Weg zur Heimat. Mehrere Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung waren zehntausend griechische Söldner in das Feld gezogen in Kleinasien, in Persien, und nachdem sie aus dem Solddienst entlassen waren, suchten sie den Weg zurück in die Heimat. Ihr Anführer Xenophon hat ihre Tagesmärsche aufgezeichnet. So viele Meilen haben wir heute zurückgelegt, immer wieder, tagelang, wochenlang, monatelang, so viele Meilen - eine eintönige Lektüre. Aber einmal kamen sie auf eine Höhe, und da lag vor ihnen das Meer, das blaue Meer, das griechische Meer, das Meer der Heimat. Da riefen sie: „Das Meer! Das Meer!“ Denn jetzt wußten sie: Jetzt waren sie gerettet.

So ähnlich ist es bei uns. Auch wir sind Pilger, unterwegs zum Heiligtum, zur Heimat. Und daraus ergibt sich, daß wir nicht stillestehen dürfen, daß wir nicht ausruhen dürfen, daß wir nicht ersterben, nicht erstarren dürfen. Wir müssen gehen, immer gehen. Manchen von uns fällt manchmal die Neigung an: Ich mag nicht mehr, und ich will nicht mehr; es ist genug. Nein, meine lieben Freunde, weitergehen, weitergehen, bis wir am Pilgerziel angelangt sind. Weitergehen, bis wir das Heiligtum erreicht haben. Nicht müde werden, nicht ermatten, nicht aufgeben. Es ist ein Pilgerweg, und auf einem Pilgerweg gilt das Wort des Psalmes: „Wie freute ich mich, als man mir sagte: Wir gehen zum Haus des Herrn!“ Es ist nicht ein Weg von Sklaven, die in die Sklaverei geführt werden, nicht der Weg eines Volkes, das in die babylonische Gefangenschaft abgeführt wird, auch nicht der Weg von Verbannten, die nach Sibirien geschafft werden. Nein, es ist ein Weg zum Heiligtum, zur Heimat, zu Gott.

Wenn wir das begriffen haben, daß wir Boten Gottes, daß wir Knechte und Mägde Gottes, daß wir Pilger Gottes sind, dann werden wir ganz anders das Gebet des Herrn beten. Wenn es dann heißt: „Dein Wille geschehe, wie im Himmel also auch auf Erden“, dann wissen wir, dieser Wille soll auch durch uns geschehen, denn wir sind die Boten Gottes, wir sind die Knechte und Mägde Gottes. Wir sollen das Lied, das er in uns gelegt hat, lauter und freudig und liebenswürdig singen. Und wenn wir

beten: „Dein Wille geschehe“, dann wissen wir noch einmal: Er muß geschehen, denn wir sind die Knechte und Mägde Gottes. Dein Wille geschehe durch mich in alle Ewigkeit.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Was ist der Mensch? (3)

(Über die Bedeutung Gottes für die menschliche Existenz)

27.01.2002

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Am vergangenen Sonntag haben wir gefragt: Was ist der Mensch? Wir haben erkannt: Der Mensch ist ein Bote Gottes, er ist eine Magd oder ein Knecht Gottes, und er ist ein Pilger Gottes. Man kann also den Menschen nicht bestimmen, wenn man von Gott absieht; zur Definition des Menschen gehört Gott. Heute wollen wir fragen: Was ist Gott? Wir werden sehen, daß man Gott nicht bestimmen kann ohne Bezug auf den Menschen; denn wie Gott in sich ist, das ist uns absolut unzugänglich, aber was Gott für uns ist, das vermögen wir zu sagen. Wir wollen unsere Aussagen über Gott in vier Attribute zusammenfassen, nämlich

1. Gott ist unser großes Geheimnis,
2. Gott ist unser großes Erlebnis,
3. Gott ist unser großer Reichtum und
4. Gott ist unsere große Verheißung.

An erster Stelle ist Gott unser großes Geheimnis. Ein Geheimnis ist schon der Gottesbegriff. Die großen Denker des Heidentums wie die Theologen des Christentums haben dazu beigetragen, den Gottesbegriff zu formen. Wenn Aristoteles Gott als den „unbewegten Bewegter“ bestimmt, dann hat er etwas Richtiges gefunden. Gott ist der unbewegte Bewegter. Und wenn die mittelalterlichen Theologen Gott als „ens a se“ bestimmen, als das Sein, das durch sich selbst, also nicht durch einen anderen, existiert, dann ist damit etwas Zutreffendes von Gott ausgesagt. Gott ist ein „ens a se“. Aber freilich, alle Aussagen, die wir von Gott machen, erschöpfen ihn nicht; sie treffen ihn, aber sie vermögen sein Wesen nicht zu umgreifen. Der Gottesbegriff bleibt immer analog, d.h. er sagt etwas Richtiges aus, aber die Unähnlichkeit Gottes mit diesem Begriff ist größer als die Ähnlichkeit. Der Gottesbegriff ist ein Geheimnis.

Ein Geheimnis ist auch das Dasein Gottes. Wir stoßen in unserer Erfahrung nicht auf Gott. Er geht nicht ein in unsere Apparate, in unsere Fernrohre, in unsere Computer. Gott ist der Erfahrung nicht zugänglich; er wohnt, wie die Schrift sagt, „in unzugänglichem Lichte“. Nun gibt es die Gottesbeweise, und diese Gottesbeweise sind gültig. Aber einem, der nicht an Gott glaubt, der nicht an Gott glauben will, vermag man mit diesen Beweisen das Dasein Gottes nicht nahezubringen. Sie haben eine Bedeutung, indem sie uns nämlich intellektuell vergewissern, daß unser Glaube berechtigt, vernünftig, ja gefordert ist, aber einem, der von Gott nichts wissen will, werden die Beweise nicht helfen können. Ein Geheimnis ist das Dasein Gottes.

Ein Geheimnis ist auch das Wesen Gottes. Wir haben versucht, solange es Menschen gibt, in das Wesen Gottes einzudringen: Wie ist Gott? Was ist Gott? Und man hat drei Wege gewählt. Man hat alles, was schlecht und böse ist, von Gott ferngehalten, man hat es Gott abgesprochen; man hat alles Gute, Schöne und Heilige Gott zugesprochen. Man hat das Gute, Schöne und Heilige ins Unermeßliche gesteigert auf der „via eminentiae“, und das ist alles richtig. Dennoch vermögen wir in das Wesen Gottes nur gewissermaßen am Rande einzudringen. Gott bleibt in seinem Wesen ein Geheimnis, denn auch das Schlimme auf der Erde muß seine Erklärung in Gott finden. Es gibt auf Erden nicht nur Engel, sondern auch Teufel; auch das muß aus dem Wesen Gottes erklärt werden.

Ein Geheimnis ist auch unser Verhältnis zu Gott. Wie steht Gott zu mir? Was wird er sagen, wenn ich ihm gegenüberstehe werde im Gericht? Ich habe einmal das Sterben einer sehr alten Dame miterlebt, und eine ihrer Fragen, die sie an mich richtete, lautete: „Wird Gott mich annehmen?“ Ja, das ist die entscheidende Frage: Wird Gott mich annehmen? Wie steht Gott zu mir? Bin ich im Gnadenstande? Wir haben keine untrügliche Glaubensgewißheit, ob wir gerechtfertigt sind und uns im Gnadenstande befinden. Wir haben eine moralische Gewißheit, die jeden vernünftigen Zweifel ausschließt, aber wir haben keine Glaubensgewißheit, nicht diese letzte, endgültige und unwiderrufliche Gewißheit, die dem Glauben zu eigen ist. Ein Geheimnis ist auch Gottes Verhältnis zu uns. Gott ist unser großes Geheimnis.

Gott ist auch unser großes Erlebnis. Ein Erlebnis ist eine Erkenntnis, die uns bis ins Innerste trifft, die uns erfaßt und ergreift, und Gott kann und soll und will uns zum Erlebnis werden. Es soll Stunden geben, in denen wir erfahren, daß Gott ist und wie Gott ist. Der Religionsphilosoph Rudolf Otto hat die beiden Erlebnisweisen in die Worte gefaßt: Gott ist das „tremendum“, und er ist das „fascinatum“ – er ist die erschreckende Macht, und er ist die anziehende Güte. Ja, das sind die Weisen, in denen Gott uns zum Erlebnis werden muß. Einmal, einmal wenigstens müssen wir Gott erfahren als den Herrn, als den absoluten Herrn, denn wir sind seine Knechte und seine Mägde. Was er will, ist Recht, denn er ist die Quelle des Rechtes. Er hat alle Macht, und wenn es auf Erden irgendeine Macht gibt, dann ist sie von ihm abgeleitet. Wir können ihm nicht entgehen, wir können ihm nicht entfliehen, er ist unausweichlich. In einem Psalm heißt es: „Wohin soll ich gehen vor deinem Geist, wohin fliehen vor deinem Antlitz? Stiege ich auch zum Himmel hinauf, du bist dort. Läge ich auch drunten im Totenreich, siehe, da bist du. Nähme ich mir auch der Morgenröte Schwingen und ließe mich nieder am Ende des Meeres, so würde auch dort deine Hand mich geleiten, deine Rechte mich fassen. Und dächte ich: In Finsternis will ich mich verhüllen, zur Nacht soll werden das Licht um mich her, so wäre auch die Finsternis nicht für dich finster, die Nacht wäre hell wie der Tag, die Finsternis wie das Licht.“ Gott ist unausweichlich. Er ist der Herr, und es gibt Stunden, meine lieben Freunde, in unserem Leben, da hilft nichts anderes als der Gedanke: Er ist der Herr. Wenn er es verfügt, dann muß es geschehen. Wenn er es will, dann muß ich es auch wollen. Dein Wille geschehe! Gott ist unser großes Erlebnis, weil er der Allmächtige, der Allherrscher ist, weil er der Herr ist.

Gott kann auch deswegen unser Erlebnis sein, weil er die Güte ist. Er ist die absolute Güte; er ist das Gute selbst. Alle Güte nimmt ihr Maß von ihm. Er ist absolut gut, und wir geben ihm den Namen Vater. Auf Erden gibt es keinen Menschen, der den Begriff Vater wirklich erfüllt. Deswegen sagt ja auch Jesus: „Ihr sollt euch nicht Vater nennen lassen. Einer ist euer Vater, der im Himmel.“ Das besagt: Der Begriff des Vaters wird nur von einem einzigen erfüllt, nämlich von dem Vater im Himmel. Alle anderen sind schwache Anklänge an diesen Vater im Himmel. Gott ist die Güte. Es wäre schlimm, wenn wir an der Güte Gottes jemals irre würden, meine lieben Freunde. Auf dem Friedhof in Riga in Lettland liegt ein 18jähriges Mädchen begraben, das von den Bolschewisten erschossen wurde. Dieses Mädchen hat im Gefängnis ein Gebet verfaßt, das es den Mitgefangenen vorgebetet hat. Dieses Gebet lautet:

*„Weiß ich den Weg auch nicht, du weißt ihn wohl,  
das macht die Seele still und friedenvoll.  
Ist doch umsonst, daß ich mich sorg' und müh',  
daß ängstlich schlägt mein Herz, ob spät, ob früh.  
Weiß ich den Weg auch nicht, du weißt die Zeit,  
dein Plan ist fertig stets und liegt bereit.  
Ich preise dich für deine Liebesmacht,  
ich preis' die Gnade, die mir Heil gebracht.  
Du weißt, woher der Wind so stürmisch weht,  
und du gebietest ihm, kommt nie zu spät.  
Drum wart' ich still; dein Wort ist ohne Trug.  
Du weißt den Weg für mich: Das ist genug!“*

Das ist das Erlebnis der Güte Gottes. Gott ist unser großes Erlebnis.

Er ist auch drittens unser großer Reichtum. Was in unserer Seele sich bewegt an guten Gesinnungen, an rechten Entschlüssen, an tapferen Haltungen, das geht auf Gott zurück. Das sind immer Spannungen, die da in unserem Inneren sich bewegen, und diese Spannungen sind ein Zeichen der Lebendigkeit, die Gott in unserer Seele erzeugt. Wir müssen ständig auf der Suche sein nach der Tugend, nach dem Vollbringen unseres Werkes, nach dem Fertigwerden mit den Schwierigkeiten unseres Lebens. Wir sind ständig unterwegs. In dieser Hinsicht sind wir ruhelos, aber doch nicht friedlos. Denn unser Suchen hat ja ein Ziel, es hat ja eine Sicherheit, es geht ja zu Gott. Wir haben am vergangenen Sonntag gesehen, daß die Dinge alle deswegen laufen, weil sie zu Gott müssen. Und darin eingebegriffen ist auch der Mensch; auch er will zu Gott. Sein ganzes Sehnen und Rufen und Wollen tendiert letztlich zu Gott. Das erzeugt Gott in unserer Seele, diese ständige Bewegung, dieses rastlose Arbeiten, Kämpfen und Suchen, und er gibt uns auch die Gewißheit, daß es zum Ziele führt.

Gott erweckt in unserer Seele auch eine große Bescheidenheit; denn wenn wir uns mit ihm vergleichen, da kommen wir zu den Worten, die der 8. Psalm uns in den Mund legt: „Sehe ich den Himmel, das Werk deiner Finger, den Mond und die Sterne, die du aufgestellt: Was ist der Mensch, daß du sein gedenkst, der Erdensohn, daß du ihn ansiehst?“ Wahrhaftig, der Mensch muß stille werden vor Gott, er muß in Ehrfurcht schweigen, wenn er seine Geschöpflichkeit ernst nimmt. Und doch kann er stolz sein. Er kann stolz sein, weil Gott ihm etwas anvertraut hat, nämlich ein Wörtchen von ihm zu sagen, ein Lied von ihm zu singen, die Botschaft zu formulieren, die Gott in ihn gelegt hat. Und so ist sein Leben sinnvoll, es ist brauchbar. Über jedem Menschen steht eine Erwartung, ob er das, was Gott von ihm hören will, auch richtig formulieren wird. Das ist unser Stolz, daß wir gebraucht werden, von Gott gebraucht werden, daß Gott etwas von uns erwartet. Darum ist unser Leben keine Kleinigkeit, keine Winzigkeit, nein, unser Leben ist bedeutsam und wertvoll und groß im Angesichte Gottes.

Was Gott weiter in unsere Seele legt und was unser Reichtum ist, das ist der Glaube. Der Glaube ist ein Geschenk Gottes. Niemand kann glauben, wenn Gott ihn nicht zieht. Der Glaube ist eine Gnade, die Gott uns gewährt, und der Glaube verbindet uns mit Wirklichkeiten, die über der Erfahrung liegen. Wir wissen, daß Jesus, unser Heiland, in der Brotsgestalt zugegen ist; wir wissen, daß in der Weinsgestalt sein heiliges Blut pulsiert, wir wissen es aus dem Glauben; freilich nicht aus der Erfahrung. Und insofern hat der Glaube eben immer auch ein gewisses Dunkel an sich. Wir leben im Glauben und nicht im Schauen. Aber es wird uns doch immer auch ein Licht gegeben. Es gibt doch Gelegenheiten, Erlebnisse, Stunden, in denen uns gewiß wird, daß der Glaube die Wahrheit ist. Ich denke vor allem, meine lieben Freunde, an die Gebote Gottes. Sie sind unser Halt! Wir spüren doch, wie wir gefallen wären, wenn wir uns nicht an Gott und seine Gebote gehalten hätten. Wir ahnen doch, was aus uns geworden wäre, wenn wir die heilige Religion nicht umfassen hätten. Wir sind doch zu allem fähig! Das ist das Erlebnis des Glaubens, der auch ein Verstehen in sich birgt. Glauben und Verstehen gehören zusammen. Der Glaube gibt uns Licht, er ist nicht bloß Dunkel, wie man so gern hört und gesagt bekommt, nein, der Glaube ist ein Licht unseren Füßen, ein Licht auf unserem Wege.

Noch ein Letztes erweckt Gott in unserer Seele, weil er unser Reichtum ist, nämlich er läßt uns die Einsamkeit ertragen. Wer ohne Gott ist, kann die Einsamkeit nicht aushalten. Er braucht ein Buch, ein Theater, Gesellschaft, er kann nicht einsam sein. Aber wem Gott zum Reichtum geworden ist, der kann einsam sein, denn er weiß, diese Einsamkeit ist eine Zweisamkeit mit Gott. Wer die Welt draußen läßt, der findet Gott. Wer sich von den Dingen und von den Menschen absentiert, der trifft das große göttliche Du, das uns zur Zweisamkeit wird. So ist Gott unser großer Reichtum.

Er ist aber auch viertens unsere große Verheißung. Wenn wir einmal richtig denken, wenn wir einmal mit unseren Überlegungen bis zum Schluß kommen, dann erkennen wir: Wir brauchen eigentlich nichts und niemanden außer Gott. Nur einer ist unersetzlich, nämlich Gott. Nur einer ist unentbehrlich, nämlich Gott. Deswegen ist es so betrüblich, wenn Menschen meinen, Gott nicht zu kennen, nicht kennen zu wollen, auf Gott zu verzichten, auf ihn verzichten zu wollen. Solche Menschen sind zutiefst zu bedauern. Sie haben nicht begriffen, daß alles enttäuscht, daß alles verläßt, daß alles entflieht, nur einer nicht, Gott. Im wahrsten und eigentlichen Sinne ist nur Gott unentbehrlich. Und

umgekehrt: Ohne Gott alles Spott! Gott verloren – alles verloren! Gott ist so unersetzlich, er ist so unentbehrlich, daß seine Verheißung sicher und gewiß ist. Er verheißt uns, daß er uns selig machen will. „Gott will, daß alle Menschen selig werden“, so steht es in der Heiligen Schrift. Und wenn er will, dann ist das ein schöpferischer Wille, dann kommt das zum Ziele – wenn der Mensch einstimmt. Denn ein Geisteswesen kann man nicht gegen seinen Willen selig machen. Wenn immer der Mensch einstimmt, dann wird Gott ihm die Seligkeit schenken. Und worin besteht die Seligkeit? Sich selbst wird er schenken, sich selbst will er schenken. Er will das ewige Wort, das Wort, das er von Ewigkeit spricht, in uns hineinsprechen, und davon sollen wir satt werden und zu dem Augenblick sprechen: Verweile! Wenn Gott dieses Wort in uns hineinspricht, dann werden wir sagen: Sprich es noch einmal, sprich es immer wieder! Und wir werden in alle Ewigkeit nicht genug davon bekommen. Das will uns Gott sein: die Seligkeit in alle Ewigkeit.

Wir haben versucht, das, was Gott für uns ist, in Worte zu fassen. Wir sagten: Er ist erstens unser großes Geheimnis, zweitens unser großes Erlebnis, drittens unser großer Reichtum und viertens unsere große Verheißung. Uns bleibt jetzt nur mit dem Psalmisten zu beten: „Wie der Hirsch nach der Wasserquelle, so sehnt sich meine Seele nach dir, o mein Gott.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Was ist der Mensch? (4)

(Über die Bedeutung des Betens für die menschliche Existenz)

03.02.2002

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir haben an einem der vergangenen Sonntage gesehen, was Gott uns sein will, nämlich unser großes Geheimnis, unser großes Erlebnis, unser großer Reichtum und unsere große Verheißung. Gott will das alles für uns sein. Aber er will es nur sein, wenn wir auf seine Absichten eingehen. Gott will, daß wir in ihm unser Glück, unseren Frieden und unsere Freude finden, aber das geschieht nicht ohne unser Zutun, und das, was an erster Stelle dafür verlangt wird, fassen wir zusammen in dem Begriff Beten. Wenn wir beten, dann kann Gott das werden, was er sein will, nämlich unser großes Geheimnis, unser großes Erlebnis, unser großer Reichtum und unsere große Verheißung. Wir müssen beten, damit Gott das uns werde. Wenn wir beten, wenn wir Gott in unserem Bewußtsein tragen, wenn unser Bewußtsein durchdrungen ist von Gott, dann wird uns Gott im Gebet unsere übernatürlich wirkende Kraft, eine Quelle von Ideen für unseren Geist und ein persönlich nahes Du.

Gott wird uns im Gebet, wenn wir wollen, eine übernatürlich wirkende Kraft, denn wir können ja nicht beten, wenn Gott uns nicht die Kraft zum Gebete gibt. Wenn Gott uns nicht zieht, können wir nicht zu ihm kommen. Es ist ein eherner Grundsatz der katholischen Sakramentenlehre und Gnadenlehre: Wenn Gott nicht vorher zu uns kommt, dann kommen wir nicht zu ihm. Er muß den ersten Schritt tun, und dann sind wir imstande, in der Kraft seiner Gnade zu beten. Gott ist eine übernatürliche Kraft, eine übernatürlich wirkende Kraft. Aber wir müssen für diese Kraft bereit sein. Das ist das Entscheidende. Es ist tatsächlich so: Bereit sein ist fast alles, bereit sein auf Gottes Kommen, bereit sein auf Gottes Erscheinen.

Nun ist es aber mit dem Kommen Gottes so, wie es hohe Herren an sich haben: Man wartet auf sie, und sie kommen nicht, sie lassen den armen Schlucker warten. Und so kann es geschehen, daß wir lange, lange auf Gottes Gnade, auf Gottes Anregung, auf Gottes Wirken in unserer Seele warten, und es rührt sich scheinbar nichts. Unsere Aufgabe ist es, Gott zu bitten, ihn anzuflehen und auf ihn zu warten. Wenn er uns bestellt, müssen wir da sein. Wenn er sagt: Am Sonntagmorgen erwarte ich dich, dann müssen wir zu ihm kommen. Da kann man nicht sagen: Ich will Ski fahren gehen, oder ich will ausschlafen. Wenn Gott uns eine Verabredung gibt, müssen wir sie einhalten. Viele andere Gelegenheiten gibt es, in denen Gott eine übernatürlich wirkende Kraft sein will. Jede heilige Kommunion ist eine solche Gelegenheit. Da kann man nicht sagen: Ich spüre nichts, ich merke keine Wirkung, ich habe schon so viele Kommunionen empfangen, und ich bin immer noch in meinen Schwächen behaftet. Das kann man nicht sagen, denn vielleicht warst du nicht genügend bereit, als du die Kommunion empfangst; vielleicht hast du vergessen, daß die Sakramente wirken nach Maßgabe der Disposition. Das ist ein eherner Grundsatz der katholischen Sakramentenlehre: Die Sakramente wirken nach Maßgabe der Disposition, d.h. der Vorbereitung, der Empfänglichkeit, der Hingabe, der Bereitschaft. So ist es auch bei anderen religiösen Ereignissen. Man kann sagen: Ja, diese Predigt gibt mir nichts; das habe ich schon manchmal gehört. Vielleicht ist eine unter hundert Predigten, die dir etwas gibt, deswegen mußt du warten, mußt du da sein. Du kannst nicht sagen: Ich bleibe der Predigt fern. Bereitschaft ist fast alles, wenn es darum geht, Gott als übernatürlich wirkende Kraft zu erspüren.

Gott ist aber zweitens auch eine Quelle von Ideen für unseren Geist. Wenn wir richtig beten, dann wird unser Geist bereichert durch Gott. Viele beten nicht richtig. Der Römische Katechismus hat die

schöne Weisheit ausgesprochen: Beten ist gut, wenn man gut betet. Eine sehr einfache, aber doch sehr tiefe Wahrheit. Beten ist gut, wenn man gut betet. Viele beten, aber sie beten nicht gut, und deswegen spüren sie auch nichts davon, daß Gott eine Quelle von Ideen für unseren Geist ist. Es gibt verschiedene Arten, wie man diese Quelle ausschöpfen kann. Eine Art besteht darin, daß man langsam, betrachtend ein Buch, ein religiöses, ein anregendes Buch liest – langsam und betrachtend; nicht schnell, nicht diagonal, nicht flüchtig, sondern die Sätze, die Worte verkostend. Nicht das Viel-Wissen, nicht das Viel-Lesen festigt die Seele, sondern das innere Verkosten, daß wir stehen bleiben bei dem, was uns etwas gibt, was uns etwas sagt, was uns anregt. Nicht darüber hinweg lesen, nicht sagen: Ich muß fertig werden, nein, wir müssen nicht fertig werden, wir müssen nur unsere Seele nähren lassen durch betrachtendes Lesen der Wahrheiten des Glaubens.

Eine andere Weise, zu beten, ist die künstlerische Betrachtung. Wenn man die Kunstwerke Gottes betrachtet, dann kann man daraus viele, viele Anregungen schöpfen. Eines der Hauptwerke Gottes ist die Natur. Aus der Natur können wir Anregungen schöpfen, um zu Gott zu finden und um für unser Leben Gewinn zu erzielen. „Seh‘ ich den Himmel, das Werk deiner Finger, den Mond und die Sterne, die du aufgestellt – was ist der Mensch, daß sein du gedenkst, der Erdensohn, daß du ihn ansiehst!“ Hier im 8. Psalm hat der Beter uns eine Quelle eröffnet, wie Gott uns bereichern kann. Den Himmel ansehen, den gestirnten Himmel, die Sonne, die Sterne, die Berge, die Täler, die Höhen. Die Sonne vor allen Dingen ist immer wieder ein Symbol für Gott, ein Ausdruck Gottes. Im 18. Psalm preist der Beter die Sonne: „Die Himmel rühmen die Herrlichkeit Gottes, vom Werk seiner Hände kündigt das Himmelsgewölbe. Tag um Tag raunt es die Kunde, Nacht um Nacht bringt es die Botschaft. Das sind nicht Reden und Worte, deren Klang nicht vernehmbar. In alle Welt dringt ihr Mahnruf hinaus, ihr Wort bis ans Ende der Erde. Dem Sonnenball schuf er am Himmel ein Zelt, der tritt wie ein Bräutigam aus seiner Kammer, frohlockt wie ein Held, den Weg zu durchheilen. Am Saume des Himmels kommt er hervor, kehrt um erst am anderen Ende. Nichts kann sich bergen vor seiner Glut.“ Wahrhaftig, wir müssen mit dem Philosophen Imanuel Kant sagen: „Zwei Dinge müssen einen immer wieder mit staunender Bewunderung erfüllen, nämlich der gestirnte Himmel über uns und das moralische Gesetz in uns.“ So ist es. Auch Werke aus Menschenhand können uns zu Gott führen. Die bildende Kunst ist geeignet, uns eine Ahnung von Gott zu vermitteln. Ein Kirchenbau: Wenn man in Mainz in die Peterskirche geht, dann kann man sich dort anregen lassen durch die vielen herrlichen Gemälde und Gestalten, die Menschenkunst und Menschengestalt geschaffen hat.

Wenn man betet, soll man bildhaft beten. In früheren Zeiten hat man den Rosenkranz in folgender Weise gebetet: Den Gläubigen wurde immer ein Bild von dem Geheimnis des Rosenkranzes gezeigt. Das hat man ihnen erklärt, und danach hat man mündliche Gebete angeschlossen. Heute noch finden Sie in manchen Kirchen solche fünfzehn Bildstöcke, die die Geheimnisse des Rosenkranzes enthalten. Der Rosenkranz ist tatsächlich ein Bilderweg, und man kann den Rosenkranz gut so beten, daß man sich Bilder zusammensucht und an ihrer Hand den Weg des Herrn von seinem Eintritt in die Welt bis zu seiner Wiederkehr zum Vater verfolgt. Ähnlich ist es mit dem Kreuzweg. Der Kreuzweg ist auch eine Serie von Bildern, und wir sollten und oder wir könnten uns Bilder zusammensuchen, an deren Hand wir den Herrn, sein Leiden, sein Sterben betrachten. Das ist ein Gebet, ein gutes Gebet, ein besseres Gebet, als wenn man immerfort nur plappert und die Gebete häuft. Ich zitiere einen der größten Theologen der katholischen Kirche, nämlich Thomas von Aquin: „Die Andacht leidet zumeist durch die Länge des Gebetes.“ Ich wiederhole: „Die Andacht leidet zumeist durch die Länge des Gebetes.“ Und kein Geringerer als der unvergeßliche Kardinal Faulhaber von München hat einmal den schönen Satz gesagt: „Die Andacht darf nicht unter übervielen Andachtsübungen ersticken.“ Die Andacht darf nicht unter übervielen Andachtsübungen ersticken. Man kann also auch die Andacht abwürgen durch allzu große Häufung.

Man kann auch zum Gebet kommen durch die tönende Kunst. Es gibt so viele herrliche Werke der Tonkunst, die einen zu Gott erheben können. Ich erinnere mich, wie ich als Student in München einmal die Johannespassion von Bach erlebte unter der Stabführung von Wilhelm Furtwängler – ein unvergeßliches Erlebnis. In der Johannespassion kann man wirklich, wenn man nicht sich verschlossen hat, beten. Man betet wortlos, aber man betet mit inniger Hingabe an Gott. So gibt es viele Werke der

Tonkunst, die uns anregen können. Wer könnte gleichgültig bleiben, wenn er die großen Messen von Haydn, Mozart, Beethoven hört! Wer könnte bei der Missa Solemnis ungerührt bleiben! Und selbst Werke, die ja an sich nicht kirchliche Kunst sind, etwa die Symphonien von Bruckner, vermögen uns anzuregen und zu Gott zu führen. Vor kurzem war ein Interview zu lesen mit dem großen Dirigenten Günther Wand, der sein 90. Lebensjahr vollendet hat. Günther Wand sagte: „Die Bruckner-Symphonien kann man nur verstehen, wenn man ein gottgläubiger Mensch ist.“ Aber wenn man ein gottgläubiger Mensch ist, dann kann man von ihnen Anregungen empfangen, und dasselbe gilt von den Symphonien Beethovens. Kein Geringerer als Papst Pius XII. ließ sich in seiner Todeskrankheit die Symphonien Beethovens vorspielen.

Gott ist eine Quelle von Ideen für unseren Geist. Er ist es auch, indem er uns lehrt, psychologisch zu betrachten, also etwa das Seelenleben Jesu uns vorzustellen, was er empfunden hat, was er gedacht hat, was ihn getrieben hat, was ihn erfreut hat. Sich in das Seelenleben Jesu hinein versetzen, das ist eine schöne, eine wunderbare Form des Gebetes. Aber da darf man natürlich nicht hinweghuschen, nicht Akkordarbeit leisten wollen im Gebet, sondern muß langsam und bedächtig und mit immer neuer Intensität in das Leben Jesu eindringen wollen. Dasselbe kann man tun mit dem Leben Mariens. Man kann sich das Leben Marias vorstellen, wie sie die Botschaft vom Engel empfing, wie sie den Jesusknaben im Schoße trug, wie sie im ganzen verborgenen Leben mit ihm war. Das alles ist eine herrliche Gelegenheit, in betrachtendes Gebet zu kommen. Ja, selbst die Menschen, die Mitmenschen, sind eine Möglichkeit, uns mit Gott zu verbinden. Wenn man sich fragt: Wie kann dieser Mensch so sein? Warum ist er so? Was hat er vielleicht durchgemacht? Was habe ich ihm vielleicht angetan? Wenn man das überlegt, dann kommt man ins Gebet, nämlich dann empfindet man Scham und Reue, und dann macht man Vorsätze: Ich will mich bessern, ich will auf ihn zugehen. Wie mancher Mensch blüht auf, wenn man ihm etwas schenkt, wenn man ihm etwas anbietet, wenn man freundlich, gütig, geduldig mit ihm ist. Da blüht mancher Mensch auf. Das müssen wir im Gebet vorbereiten; dazu müssen wir uns im Gebet erziehen. Ich habe einmal einen Herrn kennengelernt, der hatte eine Liste. Auf der Liste standen alle Menschen, mit denen er in Berührung kam. An oberster Stelle stand der, den er überhaupt nicht ausstehen konnte. Dann kamen die anderen, die erträglicher waren, und erst am Schluß kam der Mensch, mit dem er sich sehr gut verstand. Diese Liste hat er durchgebetet, diese Liste hat er durchbetrachtet, und auf diese Weise hat er das Verhältnis zu seinen Mitmenschen verbessert. Sie sehen, das ist eine Weise, Gott zu dem werden zu lassen, was er uns sein will, nämlich unser großer Reichtum, unser großes Erlebnis, unser großes Geheimnis.

Und schließlich noch ein Drittes, nämlich Gott ist auch ein persönlich nahes Du. Er ist uns so nahe wie das Kleid – ach, was sage ich: Er ist uns näher als das Kleid, das wir tragen. Er ist so nahe wie die Luft, die wir atmen, nein, näher als die Luft, die wir atmen. „In ihm leben wir, bewegen wir uns und sind wir.“ Wir können zu ihm sprechen. Unser zartes Stimmchen dringt zu ihm. „Wenn ein Mensch betet“, sagt ein Mystiker, „dann nehmen die Engel das Gebet auf und tragen es zu Gott.“ Gott nimmt unser Gebet an, er hört es. Es verhallt nicht im All, es dringt an sein Ohr, wenn wir so anthropomorph sprechen dürfen. Das mündliche Gebet sollte sich auf dreifache Weise vollziehen, erstens indem man mit eigenen Worten betet, indem man also selbst formuliert. Das muß nicht meisterhaft wie ein Schulaufsatz sein, sondern es kann ein Stammeln sein, es kann ein Rufen in Not sein, es kann ein Überschwang der Freude und der Dankbarkeit sein, aber mit eigenen Worten beten ist unerlässlich. Nicht nur Gebetsformeln sprechen, sondern mit eigenen Worten das Empfinden der Seele vor Gott tragen. Freilich sind wir nicht so reich, daß wir uns damit begnügen können. Wir bedürfen auch der Gebetsformeln. Es gibt ja so viele herrliche Gebete, die von großen Geistern geschaffen worden sind, von frommen Seelen. Es gibt einen Gebetsschatz, den wir uns aneignen können. Es gibt vor allem die vielen, vielen schönen Gebete, die in der Heiligen Schrift sind. Ich finde, daß diese Gebete die ergreifendsten sind. Also ich zitiere einige: „Herr, ich glaube, hilf meinem Unglauben!“ So rief der Vater des besessenen Knaben. Ich glaube, d.h. ich will glauben, ich möchte glauben, aber mein Glaube ist schwach. Hilf meinem Unglauben! Oder denken wir an den blinden Bettler, der rief: „Jesus, Sohn Davids, erbarme dich meiner!“ Das kann doch jeder von uns sprechen: Jesus, Sohn Davids, erbarme dich meiner! Denn was haben wir nötiger als das Erbarmen Gottes? Und der Blindgeborene.

„Was willst du?“ fragte ihn der Herr. „Daß ich sehend werde.“ Ja, das müßten doch auch wir erbitten, daß wir sehend werden, daß wir sehen, worauf es ankommt in unserem Leben. Und der Aussätzige: „Wenn du willst, kannst du mich rein machen.“ Wie schön! Es kommt alles auf das Wollen des Herrn an. Er kann es, aber er muß wollen. Wenn du willst, kannst du mich rein machen. Das können wir Unreinen doch wahrlich ihm nachbeten! Oder denken wir an das Gebet des armen Zöllners: „Herr, sei mir Sünder gnädig!“ Eines der ergreifendsten Gebete, die ich kenne. Herr, sei mir Sünder gnädig! Da liegt alles drin, nämlich Vertrauen, aber auch Scham und Reue. Herr, sei mir Sünder gnädig! Und dann gibt es noch ein letztes, vielleicht allerschönstes Gebet, das aus der Heiligen Schrift stammt, und das lautet: „Herr, gedenke meiner, wenn du in dein Reich kommst!“ Ja, wer das dem Schächer nachbeten könnte! Wer so in seiner Sterbestunde Vertrauen haben könnte, wer so demütig und im Bewußtsein seiner Schuld flehen könnte, ja um den bräuchte einem nicht bange zu sein. „Gedenke meiner, wenn du in dein Reich kommst!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Was ist der Mensch? (5)

(Über die Bedeutung der Welt für die menschliche Existenz)

10.02.2002

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Gott und die Seele: das war der Gegenstand unserer Überlegungen an den vergangenen Sonntagen. Wenn nur Gott und unsere Seele da wären, dann, so meinen wir, wäre alles gut und ruhig und friedlich. Aber da ist noch mehr. Außer Gott und der Seele gibt es noch eine ganze Welt, und man muß fragen: Ja, wozu ist denn die da? Die Welt, also die Natur, die Schöpfung, die Sterne, die Blumen, die Tiere und die Menschen, „die viel zu vielen Menschen“, wie Nietzsche sagt. Dann mein eigenes Leben, mein Geist, mein schwacher Geist, mein schlechtes Gedächtnis, mein schwacher Wille, mein unscharfer Verstand; und mein Körper, mein hinfalliger, mein von Müdigkeit, Erschöpfung und Krankheit heimgesuchter Körper; und dann meine Umgebung, das alles, was auf mich eindringt und mich belastet und bedrückt. Was ist mit dieser Welt? Wir wollen drei Sätze aufstellen und sie zu erklären versuchen.

1. Die Welt ist nicht Gott,
2. die Welt kommt aber von Gott und
3. die Welt führt zu Gott.

Erstens: Die Welt ist nicht Gott. Es hat Philosophen gegeben, die Pantheisten waren, die also die Welt, die Schöpfung, die Natur als das Göttliche angesehen haben. Aber das ist eine Verirrung. Die Welt ist nichts Absolutes; dazu ist sie viel zu unvollkommen, dazu ist sie zu vergänglich. Die Welt ist nicht Gott. Wir haben die Erfahrung gemacht, daß die Dinge, die wir benötigen, uns oft fehlen. Es fehlen uns oft Menschen, Hilfsmittel, Ereignisse, die wir nötig zu haben glauben. Gerade wenn wir sie am dringlichsten bräuchten, fehlen uns die Dinge und die Menschen. Die Welt, die uns umgibt, ist insofern mangelhaft. Die Dinge, die uns zugewiesen sind, reichen oft nicht aus. Im ersten Teil des „Faust“ steht der Satz, den so mancher über sein Leben schreiben kann: „Entbehren sollst du, sollst entbehren.“ Ja, oft die besten, die heiligsten Wünsche gehen nicht in Erfüllung; die Dinge fehlen uns. Sie belasten uns aber auch. Alle Dinge, auch alle Menschen, können eine Belastung werden. Selbst wenn es ein heiligster Mensch wäre, auch der könnte noch eine Last für uns werden, weil die Menschen und die Dinge alle begrenzt sind, weil sie getragen werden wollen, weil sie etwas Unvollkommenes an sich haben. Sie belasten uns, sie stellen Ansprüche, sie stellen Forderungen, und das ist immer eine Belastung. Die Dinge der Welt belasten uns. Und sie verlassen uns. Die meisten Lieder der Menschen sind Abschiedslieder, die meisten Stunden sind Abschiedsstunden. Alles verläßt uns, und wir müssen alles verlassen; wir wachsen über alles hinaus.

Die Dinge der Welt können auch eine Gefahr für uns werden, nämlich die Gefahr, daß wir uns an sie klammern, daß wir sie nicht loslassen wollen, obwohl Gott es wünscht, daß wir sie loslassen; daß wir sie festhalten wollen, obwohl Gott befiehlt, daß wir sie nicht festhalten sollen. Sie können eine Gefahr für uns werden, und deswegen braucht es eine innere Loslösung. Wir müssen die innere Freiheit haben, daß wir die Dinge besitzen, als ob wir sie nicht besäßen, daß wir kaufen, als ob wir nicht kauften, wie Paulus es von uns fordert. Die Dinge können eine Gefahr für uns werden, wenn wir uns unzulässigerweise an sie festklammern. Es braucht die innere Losgelöstheit, die innere Freiheit. Zuweilen muß die innere Losgelöstheit sich auch in einer äußeren Loslösung bekunden. Es gibt Fälle, wo man auch äußerlich eine Beziehung lösen muß. Vor drei Jahren, meine lieben Freunde, saß ein junger

Priester bei mir, der eine Beziehung zu einer verheirateten Frau eingegangen war. Ich sagte ihm: „Nichts mehr, kein Wort, kein Telefongespräch, kein Brief – nichts mehr!“ Er hat nicht auf mich gehört, und dann ist er versunken.

Nun hilft die äußere Loslösung wenig, wenn man nicht auch innerlich gelöst ist. Die innere Loslösung muß da sein, damit die äußere auch wirksam wird. Innerlich gelöst kann man in dreifacher Weise sein: Es gibt eine Loslösung, die schlecht ist, eine Loslösung, die gut, aber nicht vollkommen ist, und eine Loslösung, die gut und vollkommen ist. Die schlechte Loslösung besteht darin, daß man zu faul und zu träge ist, um sich überhaupt mit etwas abzugeben. Der Phlegmatiker, dem alles gleich ist, der nur seine Ruhe haben will, der hat auch eine Loslösung, aber eine falsche. Ebenso der Hochmütige, der sich über alles erhaben dünkt, der meint, er brauche sich mit der Welt nicht abzugeben, er brauche sich nicht mit ihr einzulassen, er stehe über allem. Der Hochmütige ist auch losgelöst, aber in einer sündhaften Weise. Dann gibt es eine Loslösung, die ist gut, aber nicht vollkommen. Das ist jene Loslösung, wo der Mensch durchschaut hat, daß das Irdische, daß das Menschliche brüchig ist. Es gibt Menschen, die haben alles genossen, aber dann haben sie den Becher weggeworfen und gesagt: Das ist nichts, das ist nichts Gescheites. Das ist richtig, aber es ist zu negativ. Dann gibt es andere, die schon vorher alles durchschaut haben und sagten: Dabei halte ich mich nicht auf; ich gehe zu Größerem, zu Höherem über. Das ist auch gut, aber es ist nicht vollkommen. Vollkommen ist jene Loslösung, die ein Motiv hat, nämlich Gott, für die Gott die große Sonne ist, die alles andere überstrahlt. Diese Loslösung nimmt alles zur Kenntnis, weiß alles zu schätzen, aber in Gott. Sie weiß auch die Menschen zu lieben, aber sie liebt sie in Gott. Und da kann man sie nicht mehr verlieren, weil sie in Gott geliebt werden und weil Gott diese Liebe heiligt und erhebt. Die Welt ist nicht Gott.

Sie kommt aber – zweitens – von Gott. Sie kommt von Gott, denn sie ist seine Schöpfung. Die Welt ist die Schöpfung Gottes. Und weil sie von Gott kommt, deswegen hat alles Geschöpfliche etwas Göttliches an sich, etwas Schönes, etwas Lichtes, etwas Liebenswertes, etwas Befreiendes. Der heilige Thomas von Aquin hat einmal die Frage gestellt, ob man den Teufel lieben könne. Er sagt, das könne man, denn auch der Teufel ist ein Geschöpf Gottes. Er hat etwas Göttliches mitbekommen, einen hohen Verstand, einen durchdringenden Willen, eine große Erfahrung. Insofern also, als er ein Geschöpf Gottes ist, kann man den Teufel lieben. Nicht in seiner Abwendung von Gott, aber infolge seiner Herkunft von Gott ist der Teufel ein liebenswertes Geschöpf. So sagt der heilige Thomas von Aquin. Und erst recht gilt das von den Menschen, die ja keine Teufel sind. Auch bei denen gibt es immer etwas Göttliches, etwas Lichtes, etwas Helles, etwas Liebenswertes. Man muß die Menschen nur studieren, man muß sie nur zum Gegenstand des Studiums machen, man muß nur das aufzusuchen versuchen, was an Göttlichem in ihnen ist. Nicht hinweggehen über sie und sagen: Mit dem ist nichts, und mit der ist nichts, da kann ich nichts anfangen. Es ist in jedem Menschen etwas Lichtes, etwas Helles, etwas Ergreifendes, etwas, was man lieben kann. Weil die Welt von Gott kommt, deswegen hat jedes Geschöpf etwas Göttliches an sich.

Weil die Welt von Gott kommt, ist auch alles in der Hand Gottes. Es fällt nichts ganz aus seiner Hand heraus, nicht einmal der Zufall und auch nicht das Schicksal. Zufälle kennen wir alle in unserem Leben, schmerzliche, auch manchmal freudige Zufälle. Ich erinnere mich, wie ich im Februar 1945 durch die sächsische Stadt Dresden kam. Unbehelligt durchschritt ich die Stadt. Wenige Tage später hat ein furchtbarer Bombenangriff die Stadt zerstört. Ein Zufall? Es gibt auch Zufälle anderer Art. Ich traf einmal einen Priester, einen Pfarrer, der mit seinem Los nicht zufrieden war. Er erzählte mir: Ja, damals, als ich bei dem Bischof war, da habe ich es versäumt, ihm zu sagen, wozu ich eigentlich berufen bin – und er glaubte sich zu Höherem berufen als dem Pfarrerdasein, und dem Zufall trauert er immer noch nach. Es gibt solche Zufälle. Man kommt zu spät zu einer Besprechung, zu einer entscheidenden Besprechung, weil die Straßenbahn steckenbleibt, und das Leben nimmt eine ganz andere Wendung. Solche Zufälle gibt es. Aber auch der Zufall ist in der Hand Gottes. Und selbst das Schicksal, dieses Tragische, das über uns waltet, diese Summe von Notwendigkeiten, die über unserem Leben stehen, auch die sind in der Hand Gottes. Von unseren Vorfahren sind wir geprägt an Leib und Seele. Unser Charakter, unser Gefühlsvermögen, unsere Empfindungskraft ist geprägt von unseren Vorfahren, und da ist manches Furchtbare auf uns gekommen. Manches, was in dem Keimanlagen

festgelegt ist und was man ja nicht ausrotten kann, das ist auch auf uns gekommen und wacht vielleicht in furchtbarer Weise in uns auf. Schicksal. Und die Schicksale, welche die Menschen darstellen! Wie viele Talente bleiben unentwickelt, weil die Umgebung sie nicht versteht, weil die Eltern kein Geld haben, weil man ohne Verständnis dafür ist. Schicksale, grausame Schicksale, die über manchen Menschen walten. Aber selbst etwas so Schreckliches wie das Schicksal ist in der Hand Gottes. Alles ist in der Hand Gottes. Nicht wie die Griechen meinten, daß die Götter dem Schicksal unterliegen, sondern das Schicksal ist in der Hand Gottes.

Alles kommt von Gott, und alles geht auch zu Gott. Alles steht im Dienste Gottes. Die Menschen, die Geschöpfe, die Ereignisse kommen von Gott, kommen zu uns, melden Gott, wie wir sie behandelt, wie wir sie aufgenommen haben, und gehen wieder zu Gott. Der Komponist und Dichter Hugo Wolf hat das einmal so ausgedrückt: „Über Nacht, über Nacht kommt Glück und Leid, und eh‘ du gedacht, verlassen dich beid‘ und gehen zu Gott, um zu sagen, wie du sie getragen.“ Noch einmal: „Über Nacht, über Nacht kommt Glück und Leid, und eh‘ du gedacht, verlassen dich beid‘ und gehen zu Gott, um zu sagen, wie du sie getragen.“ Es ist also so, meine lieben Freunde, daß alles im Dienste Gottes steht und daß wir deswegen alles als im Dienste Gottes stehend ansehen und betrachten müssen. Die Welt ist nicht Gott, sie kommt aber von Gott, und die Welt führt zu Gott. Sie soll zu Gott führen.

Wir dürfen also nichts von dem, was Gott geschaffen hat, verachten. Es gibt eine gewisse Richtung, auch im Katholizismus, die immer von Weltverachtung übertriebt. Aber verachten darf man nichts von dem, was Gott geschaffen hat. Wir dürfen nichts verachten, weil häufig hinter der Verachtung ein Ressentiment steht. Da man etwas nicht haben kann, sagt man, man will es nicht haben, und das ist falsch. Wir dürfen nichts verachten von dem, was Gott geschaffen hat.

Wir dürfen auch nichts fürchten. Selbstverständlich gibt es schreckliche Dinge auf der Erde. Aber wir wissen, daß alles in der Hand Gottes liegt, und deswegen kann dieses zuversichtliche Vertrauen auf Gottes Führung die Furcht überwinden. Selbst etwas so Eingreifendes wie der Tod ist im letzten Sinne nicht zu fürchten, denn der Tod ist ein Bote Gottes, ist ein Engel Gottes. Ich war zugegen beim Sterben einer alten Dame, und sie betete: „Lieber Tod, komm und hol‘ mich doch!“ O wie schön. Sie hat den Tod als Engel Gottes begriffen. „Lieber Tod, komm und hol‘ mich doch!“ Und so wird der Tod eines Tages auch zu uns kommen und sprechen: Du hast genug gearbeitet, laß den Spaten stehen. Komm, es ist Zeit, heimwärts zu gehen, es ist schon spät! Nichts verachten, nichts fürchten von dem, was Gott geschaffen hat, aber auch nichts mißbrauchen. Wir sind nicht Herren, sondern Verwalter. Verwalter müssen Rechenschaft legen über ihre Verwaltung. Herren können tun, was sie wollen. Wir dürfen nichts mißbrauchen, sondern müssen Ehrfurcht vor allem haben, Ehrfurcht vor den Menschen, Ehrfurcht vor der Schöpfung, Ehrfurcht vor den Tieren, Ehrfurcht vor den Pflanzen, Ehrfurcht vor der Nahrung. Wie leichtfertig, meine lieben Freunde, gehen heute manche Menschen mit der Nahrung um, werfen Lebensmittel weg, die durchaus brauchbar sind. Wehe, wenn sich das einmal furchtbar rächen sollte! Nein, wir dürfen nichts mißbrauchen. Gerade Menschen, die selbst mißbraucht worden sind, neigen dazu, andere zu mißbrauchen; die selbst getreten werden, treten andere; die selbst gedrückt werden, drücken andere. Und das ist falsch. Wir dürfen nichts mißbrauchen von den Gaben Gottes. Wir sollen uns vielmehr an ihnen freuen. Ja, die Freude ist von Gott gewollt. Man soll nicht den Predigern des Trübsinns zuhören, die meinen, den Christen sei die Freude versagt. Nein, der Christ ist auch für die Freude bestimmt. Die Heiligen wußten die Dinge dieser Erde zu schätzen, sie wußten sich an ihnen zu erfreuen, am Schwesterlein Wasser und an der Schwester Sonne. Der große Philosoph Max Scheler war auch ein Freund von gutem Essen und gutem Trinken. Er wurde einmal gefragt: „Ja, wie geht das zusammen? Sie sind ein so geistiger Mann und haben Freude am Essen und Trinken.“ Da gab er zur Antwort: „Ja meinen Sie, die guten Sachen seien bloß für die Dummköpfe da?“

Wir dürfen uns also freuen an den Gaben Gottes, und wir dürfen sie gebrauchen. Wir sollen sie gebrauchen. Man kann sie alle gebrauchen, auch die scheinbar unbrauchbaren, auch die scheinbar minderwertigen. Man kann von jedem Menschen etwas lernen. Von den einen können wir lernen, wie man es machen soll, und von den anderen, wie man es nicht machen soll. So kann man einen jeden

Menschen gebrauchen, im guten Sinne gebrauchen zum Wege nach der Ewigkeit. Und wir sollen schließlich den Dingen helfen, daß sie zu Gott kommen. Keiner ist ja isoliert, keiner lebt für sich allein. Jeder ist auf andere angewiesen. Wir alle bedürfen einander und sollen deswegen auch einander dienen. Ja, das ist mein Beruf, meine lieben Freunde, das sollten wir uns sagen: Das ist mein Beruf: Ich bin für die anderen da. Ich bin dafür da, ihnen das Leben zu erhellen, zu erleichtern, sie zu erfreuen, ihnen dieses Leben erträglich zu machen. Dafür bin ich da. Hören Sie nicht auf die, die nur vom Gebet sprechen. Wir müssen vom Gebet reden, denn das Gebet ist die Sprache, die der Mensch mit Gott zu üben hat. Aber der Mensch soll nicht nur beten. Er soll auch für die Welt Dinge da sein und für die Menschen. Das Gebet ist die eine Weise, wie wir Gott verehren, der Dienst an den Menschen ist die andere Weise. Wir können Gott ja nicht unmittelbar dienen, wir können ihm nur in seinen Geschöpfen dienen, und das sollen wir. Wir sollen den Menschen helfen, wir sollen den Menschen nützen, wir sollen ihnen das Leben erleichtern und sie erfreuen und ihnen helfen, den Weg zu Gott zu finden.

Gerade die Menschen, die uns am meisten zu tragen geben, diese Menschen sind die wertvollsten Menschen, sie sind die wichtigsten Menschen. Sie helfen uns am meisten auf dem Wege zu Gott. Wenn also Menschen zu uns kommen und wenn wir Menschen treffen, wenn wir Menschen begegnen, dann wissen wir jetzt: Das ist dein Mensch, das ist dein Weg zu Gott. Wir werden künftig nicht mehr auswählen und sagen: Mit dem will ich nichts zu tun haben, von dem will ich nichts wissen. Wir sagen: Jeder, den Gott mir schickt, ist mein Weg zu Gott. Im Christentum führt ja sowieso der Weg zu Gott über einen Menschen, nämlich über den Gottmenschen Jesus Christus, und er teilt sich einem jeden Menschen mit. Und an jedem Menschen müssen wir den Dienst sehen, den Gott von uns getan wissen will, den Magddienst, den Knechtsdienst an den Menschen.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Was ist der Mensch? (6)

(Über das Geheimnis der Bosheit in der menschlichen Existenz)

17.02.2002

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

An den vergangenen Sonntagen haben wir ein monumentales Bild vor uns erstehen lassen: Gott schafft Geschöpfe, und einem jeden Geschöpf vertraut er etwas von seiner Herrlichkeit an. Jedes Geschöpf trägt einen Strahl des göttlichen Lichtes in sich. Jedem Geschöpf ist ein Körnchen Schönheit Gottes zu eigen. Aber den vernünftigen Geschöpfen ist es aufgegeben, das Lied, das Gott in sie gelegt hat, selbst zu formulieren. Sie haben Verantwortung, daß sie das Lied Gottes harmonisch singen und nicht disharmonisch. Darin liegt begründet, daß die Weltsicht, die wir an den vergangenen Sonntagen vor uns entworfen haben, noch einer Ergänzung bedarf: Es gibt in dieser Welt auch das Böse; es gibt auch die Sünde. Die Erfahrung sagt es uns, und die Offenbarung lehrt es uns: Es gibt das Geheimnis der Bosheit.

Damit wir, wenn wir von der Sünde sprechen, uns nicht in Phantasien verlieren, wollen wir eine Sünde, eine historische Sünde betrachten, eine Sünde, die tatsächlich geschehen ist, die Sünde eines Menschen, der sehr hochgestellt war, sehr begabt, mit glänzendem Verstand, mit starkem Willen, etwas Glühendes in ihm, freilich auch etwas Dämonisches, die Sünde eines Menschen, zu dem Jesus sagte: „Freund“, den er ausgewählt hatte, den er in seine Apostelschar aufgenommen hatte, die Sünde des Judas Iskariot. Wir wollen den Weg dieses Mannes betrachten, seinen Fall und seinen Untergang.

Als Jesus die Apostel berief, war unter ihnen auch der Judas Iskariot. Nun kann man fragen: Warum hat Jesus ihn denn berufen? Er hat doch gewußt, was das für einer ist und was aus ihm werden wird. Die Antwort lautet: Er hat ihn berufen, weil ihn der Vater ihm gegeben hat. Er nimmt jeden, den der Vater ihm gibt, und Judas ist ja nicht der einzige gewesen; er hat viele Nachfolger gefunden. Jesus nimmt sie alle an, weil und wenn der Vater sie ihm gibt. Judas wird sich am Anfang von den anderen Aposteln kaum unterschieden haben. Er war nicht schlechter, er war auch nicht besser als sie. Vielleicht war er sogar besonders begabt, und wir werden gleich sehen, daß Jesus und die Apostel ihn ausgezeichnet haben. Er wird wie die übrigen Apostel eine weltliche Auffassung vom Reiche Gottes gehabt haben, und er wird sich das ungefähr so vorgestellt haben: Eines Tages wird Jesus den Aufstand ausrufen, dann wird die Burg Antonia gestürmt, dann wird der Feind, das „Schwein“, nämlich die Römer, aus dem Lande gejagt, dann herrscht Israel vom Zweistromland bis Gibraltar, und die Könige kommen und lecken den Staub von den Füßen des Messias. Und sie, die Apostel, sitzen auf zwölf Thronen neben dem Herrn. So ungefähr wird er sich das vorgestellt haben. Aber da war noch etwas in seiner Seele, das sich schlimm auswachsen konnte, nämlich ein Mangel an Liebesfähigkeit. Er konnte nicht eigentlich lieben, er konnte sich nicht ausgeben, er konnte sich nicht verschwenden, und das gehört ja zur Liebe. Und so nahm er Anstoß daran, wenn andere es taten. Als die Frau Jesus mit kostbarer Salbe überschüttete, da hat er sich geärgert: „Das hätte man den Armen geben können.“ Es ist ja nicht seine Salbe, es ist ja nicht sein Geld, aber er gehört zu den Menschen, die andere nicht gewähren lassen können, die anderen nicht die Freiheit lassen können.

Er selbst würde so etwas nie tun, denn er ist berechnend. Er versteht etwas von Buchführung. Deswegen wird ihm auch die Kasse anvertraut. Es wird nicht sehr viel in dieser Kasse gewesen sein, die Jesus und seine Jünger geführt haben, aber Judas als verständiger Buchhalter bekommt die Kasse übertragen, und er wartet auf das Kommen des Reiches Gottes. Es verzögert sich, da wird er unruhig.

Er hat daheim einen Kramladen, und der geht schlechter, wenn er nicht zu Hause ist. Da sucht er sich schadlos zu halten, und so nimmt er aus der Kasse, was andere für den Herrn und die Jünger eingelegt haben. Das Schlimme ist, daß er das alles vor sich zu rechtfertigen weiß. Er ist ein Mensch, der niemals an sich zweifelt, der niemals an sich irre wird, der immer der Gerechte, der Korrekte ist. Er weiß alles zu rechtfertigen. Was er der Frau mit dem Alabastergefäß vorwirft, das ist soziale Fürsorge, das ist gesunder Menschenverstand, das ist Sorge für die Armen. Und was er an sich nimmt, das ist gerechter Ausgleich für das, was er an Schaden erleidet.

Nun hat der Herr sich bemüht, seine Jünger zu erziehen. Er wollte ihnen an erster Stelle eine großzügige Haltung gegenüber dem irdischen Hab und Gut angewöhnen. Als er sie ausschickte zur Mission, da sagte er, sie sollen nichts mitnehmen, keinen Mantel und keinen zweiten Rock und keiner Schuhe. Sie sollen sich darauf verlassen, daß die Menschen, denen sie die Frohbotschaft künden, sie ernähren, sie aufnehmen und sie beherbergen. Das erschien dem Judas ziemlich verstiegen und riskant. Ihm hat noch niemals jemand etwas geschenkt, aber er hat auch noch niemandem etwas gegeben. Und so hat er sich eingedeckt, als die Apostel auszogen. Er sagte: Ich will mal sehen, ob mir die Menschen tatsächlich etwas geben.

Dann suchte der Herr die Apostel zu erziehen, daß sie für andere da sein sollten. Er hat einen neuen Beruf geschaffen, nämlich den Beruf, für andere da zu sein. Einen solchen Beruf braucht das Reich Gottes. Sie sollten also hingehen, die Menschen aufsuchen und trösten, die Kranken heilen, sich ihrer annehmen, die Kinder segnen. Daran hatte Judas wenig Geschmack. Was man heute brauchte, das waren nach seiner Meinung Männer, Soldaten, Kämpfer für die kommende Revolution, nicht da sich mit Kindern und Frauen abgeben, die sollen zu Hause bleiben.

Dann suchte der Herr die Jünger zur Demut zu erziehen. Er sah, wie sie sich stritten um die ersten Plätze: Wer wird der Ministerpräsident, und wer wird Außenminister? Da stellte er ein Kind in ihre Mitte. So arglos, so harmlos, so wenig berechnend muß man sein wie so ein Kind, wenn man in das Reich Gottes eingehen will. Die Jünger haben sich nun der Lehre Jesu angepaßt, einer aber nicht. Judas hat die Belehrungen abgewiesen. So entstand ein Spalt, eine Kluft, eine Entfremdung zwischen Judas und den Jüngern - und allmählich eine Abneigung. Nun hätte er ja gehen können. Er hätte sagen können: Meister, ich sehe, wir verstehen uns nicht mehr. Gehe du deine Wege, ich gehe meine, leb wohl! Aber das hat er nicht getan. Er blieb bei Jesus, denn er sagte: Man kann nie wissen, vielleicht kommt das Reich Gottes doch noch durch Jesus von Nazareth, und dann bin ich der Gelackmeierte, wenn ich nicht dabei bin. Besser zwei Eisen im Feuer haben als gar keines oder nur eines. Und so ist er geblieben. Er mußte aber, um zu bleiben, heucheln; er mußte sich verstellen. Er mußte so tun, als ob er noch dazugehörte, obwohl er sich innerlich weit entfernt hatte. Und Heuchelei tut weh, Heuchelei erzeugt Wut gegen die anderen, und die Wut führt zum Haß. Und so ist im Herzen des Judas Iskariot der Haß gegen Jesus und seine Jünger aufgestiegen. Er ging zu der anderen Partei und fand, das sind gar keine üblen Leute. Ich verstehe nicht, wie Jesus sich so mit ihnen anlegen kann; die sind gar nicht übel. Und er erinnerte sich an seine staatsbürgerlichen Pflichten. Eigentlich – eigentlich müßte ich ihn anzeigen. Was Jesus vorhat, das ist Hochverrat. Und so reift in ihm der Entschluß, Jesus auszuliefern. So kommt es zu seinem Fall.

Beim Letzten Abendmahl hat Jesus noch einmal versucht, ihn zurückzuholen. Er wußte, was in Judas vorging, aber er hat ihn nicht aufgegeben. Bei der Fußwaschung hat auch Judas vom Herrn die Füße gewaschen bekommen, und vielleicht hat ihm der Herr da einen Blick geschenkt wie später dem Petrus, einen Blick der Liebe und der Güte und des Wohlwollens. Aber der berührt Judas nicht. Er ist schon zu weit weg. Er läßt sich nicht mehr zurückholen. Dann hat der Herr ihm noch eine Auszeichnung erwiesen. Es war eine besondere Geste, wenn der Gastgeber einen Bissen in die Schüssel tunkte und einem bevorzugten Gast überreichte. Und eben das tut Jesus mit Judas. Judas spürt: Er will mich gewinnen, er will mich zurückholen. Aber er will nicht. Er will nicht. Er stürzt hinaus. „Es war aber Nacht.“ Es war Nacht, nicht nur weil die Sonne untergegangen war, es war Nacht, weil in der Seele des Judas alle Lichter erloschen waren. Nichts Gütiges, nichts Herzliches, nichts Freundliches war mehr in seiner Seele, nur noch Abneigung, Trennung und Haß. Und nicht einmal den Verrat kann er umsonst begehen. Er hat immer gerechnet, und so rechnet er auch jetzt. Und so geben sie ihm 30

Silberlinge. Er nimmt sie, ist böse; er schimpft, und sie schauen ihm verächtlich nach: So ein Lump! Dann geht er in den Garten, von dem er weiß, daß der Herr sich dort befindet. Da vollendet sich seine Heuchelei. Er hätte ja sagen können: Er sieht so und so aus. Er hätte ihn beschreiben können. Er hätte auch auf ihn zeigen können: Das ist er. Nein, mit dem Zeichen der Liebe, mit einem Kuß verrät er den Menschensohn. Das ist die Psychologie der Heuchelei, daß sie ganz unnützlich heuchelt. Und das ist sein Fall.

Im 111. Psalm heißt es: „Der Sünder wird schon sehen. Dann wird er mit den Zähnen knirschen und vor Grimm vergehen.“ Wahrhaftig, jetzt erfüllt sich dieser Psalm an Judas. Er wird schon sehen! Auf einmal fällt es wie ein Blitz in seine Seele, was er getan, was er angerichtet hat seinem Meister, seinem Heiland, seinem Herrn. Und wenn ein stolzer Mensch sich blamiert sieht, da wird er wütend, wütend gegen sich und wütend gegen die anderen, und da packt ihn die Scham, die Betretenheit: So einer bin ich, und ich wollte doch einer der Ersten sein, ich wollte doch hervorgehoben sein. Ich war doch immer stolz auf mich selbst. Aber jetzt packt ihn die Scham. Und dann ergreift ihn die Verlassenheit. Die Jünger hat er verlassen, die Priester wollen nichts von ihm hören. „Sieh du zu!“ sagen sie zu ihm. Sie lehnen es ab, mit ihm weiter zu verhandeln. Man liebt den Verrat, aber man verachtet den Verräter. Und in seinem Zorn und in seiner Wut wirft er die Silberlinge in den Tempel. Er kann es nicht mehr sehen, das Geld, das geliebte Geld; er wirft es in den Tempel: „Ich habe unschuldig Blut verraten!“ Und dann kommt der letzte Akt der Tragödie, dann packt ihn die Verzweiflung. Dann gibt er alles auf für immer und gibt es zu früh auf. Er, der alles festhalten wollte bis zum letzten Augenblick, er gibt es zu früh auf. Der Blitz ist in ihn gefahren, vielleicht als Jesus durch die Straßen von Jerusalem wankte, vielleicht als er am Kreuze hing. Judas hätte nur hinaufzulaufen brauchen auf den Kalvarienberg, er hätte nur das Kreuz zu umfassen brauchen, er hätte nur am Kreuze niederzufallen brauchen neben Maria Magdalena, neben der Mutter des Herrn, und zu sagen brauchen: „Heiland, Jesus, erbarme dich meiner!“ Er wäre angenommen worden, er wäre wieder aufgenommen worden, er wäre ein Apostel geblieben, er wäre noch ein Heiliger geworden. Aber er gibt alles auf und hat es zu früh aufgegeben. Und wenn er, was zu fürchten ist, bei dieser Haltung verschieden ist, als er sich erhängte, dann flieht er eine ganze Ewigkeit von Gott weg, dann ist in ihm ein Gotteshaß, ein Menschenhaß und ein Selbsthaß. Und es war doch auch in ihm einmal ein Kind, ein lebenswürdiges Kind voll Vertrauen und voll Zuversicht. Auch er hatte doch einmal in seiner Jugend einen Idealismus gehabt. Er war doch einmal berufen worden, und der Heiland hatte zu ihm gesagt: „Freund“. Und jetzt? Jetzt ist es so geworden. Jetzt muß er sich sagen: So einer bin ich, so einer!

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Was ist der Mensch? (7)

(Über die Sünde im Leben des Menschen)

24.02.2002

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die Sünde kommt nicht plötzlich über den Menschen. Die Sünde bereitet sich vor; jede Sünde bereitet sich vor. Es ist nicht so, wie wenn ein Hagelschlag auf einmal unvorhergesehen über die Landschaft kommt. Nein, jede Sünde hat eine Vorbereitung. Was soll man davon halten, wenn mir vor wenigen Tagen ein Ehemann sagt: „Mein Frau läßt sich von einem anderen Herrn zum Essen einladen und geht mit ihm ins Kino“? Wie soll das weitergehen? Wie wird das enden? Jede Sünde bereitet sich vor. Wir wollen heute die Erscheinungsformen der Sünde, das Wesen der Sünde und die Einzelsünden uns vor Augen führen.

Die Erscheinungsformen der Sünde. Da ist eine innere und eine äußere Erscheinungsform zu unterscheiden. Innerlich empfinden wir die Sünde als etwas Häßliches, und zwar etwas Häßliches von besonderer Art. Wir sagen auch sonst, eine Gestalt, eine Figur, eine Form sei häßlich; aber das ist hier nicht gemeint. Das ist eine Häßlichkeit besonderer Art. Wenn ein Mensch andere rücksichtslos ausbeutet, ihnen das Letzte abnimmt, dann empfinden wir das als gemein und häßlich. Die Sünde ist etwas Minderwertiges. Wir kennen auch sonst Minderwertigkeiten. Wir sagen: Das ist ein minderwertiger Mensch, weil er eben behindert ist oder weil er durch menschliche Ungeschicklichkeit um das Beste in ihm gebracht worden ist. Aber das ist hier auch nicht gemeint. Wenn wir sagen, die Sünde ist minderwertig, dann meinen wir eine spezifische Minderwertigkeit. Wenn eine Mutter ihren Sohn mit größter Mühe aufgezogen hat, wenn sie sich abgeschafft hat für ihn, wenn sie alles aufgewendet hat, und der Sohn zahlt ihr mit Undank und mit Gehässigkeit heim, dann sagen wir: Das ist minderwertig; das ist zutiefst minderwertig, sich so zu verhalten.

Diese Häßlichkeit und Minderwertigkeit der Sünde aber ist schuldhaft. Das heißt, der Mensch könnte das Böse aus sich heraus lassen, er könnte es nicht in sich hinein lassen, er hat die Macht, die Fähigkeit, die Kraft, dem Bösen zu wehren. Aber er hat das Böse gewollt, und deswegen ist ihm ein Vorwurf zu machen. Die Vorwerfbarkeit des Bösen, das ist die Schuld, die Schuldhaftigkeit des Menschen. Der Sünder macht sich solidarisch mit der Sünde; er übt Solidarität mit dem Bösen, und dieses Böse ist unaufhebbar. Gewiß, der Mensch kann sich bekehren, und Gott verzeiht ihm, wenn seine Reue echt ist. Aber die Sünde läßt sich nicht mehr aus dem Leben löschen. Die Sünde bleibt; was einmal geschehen ist, ist unaufhebbar in seiner Tatsächlichkeit. Die Schuldhaftigkeit kann vergeben werden, aber die Sünde bleibt ein Flecken in dem Leben des Menschen. Die Sünde ist in diesem Sinne unaufhebbar.

Das ist die innere Erscheinungsform der Sünde, und jetzt müssen wir die äußere Erscheinungsform bedenken. Wir können ja die Sünde nicht sehen, denn sie spielt sich im Inneren des Menschen ab. Da kann man leicht zu falschen Urteilen kommen, im Guten wie im Bösen. Aber was wir äußerlich sehen, das ist das Leid, das die Sünde erzeugt. Vier Ströme des Leides gehen von der Sünde aus, und die sehen wir, die beobachten wir, die erfahren wir jeden Tag.

Da ist zunächst die Not der Armen. Jeden Tag bringt uns die Presse, bringt uns das Fernsehen Bilder unbeschreiblicher Not aus aller Herren Ländern zum Anschauen. Wohnungsnot, Arbeitslosigkeit, Verdienstlosigkeit, Krankheit, Hunger, Kälte - eine ungeheure Flut der Not, die sich über die Menschen ergießt. Gewiß kommt sie manchmal auch von außen durch Überschwemmungen, durch Vul-

kanausbrüche, durch Erdbeben, aber auch diese Erscheinungen sind häufig nicht ohne das Zutun des Menschen zu erklären. Wenn der Mensch auf den Bergen die Wälder abholzt, dann breitet sich eben die Erosion aus, dann kann der Boden den Regen nicht mehr aufnehmen, und dann kommt es zu Überschwemmungen, zu Schlammlawinen. Viel, viel von der Not der Armen ist durch Menschen verursacht durch Ausbeutung, durch Rücksichtslosigkeit, durch Machtstreben, durch Bürgerkriege, durch Völkerkriege. Das ist die Schuld der Menschen. Und diese Schuld schlägt auf die Armen zurück. Sie erklärt zum erheblichen Teil die Not der Armen.

Ein zweiter Strom, der aus der Sünde kommt, ist das Leid der Kinder. Wie viele Kindesmißhandlungen gibt es doch! Die Nachbarn wußten davon, aber keiner wagte, eine Anzeige zu erstatten. Körperliche Mißhandlungen von Kindern sind häufig. Aber sie werden noch übertroffen von den seelischen Mißhandlungen der Kinder. Da ist zunächst das Unverständnis der Erwachsenen. Die Erwachsenen verstehen die Kinder oft nicht, sie geben sich zu wenig Mühe, sie zu verstehen. Sie strengen sich nicht an, sich in das Kind hineinzusetzen, und so stoßen die Kinder auf Unverständnis. Man spricht von Liebe zu den Kindern, aber es ist häufig eine Affenliebe. Man will die Kinder für sich haben, man will aus den Kindern einen Preis auf sich selbst machen. Unverständnis für die Psyche der Kinder paart sich dann mit Ungeduld. Wie viele Menschen haben keine Geduld mit den Kindern! Wie viele Eltern haben keine Geduld mit den Kindern! Die Kinder werden abgeschoben, da ist der Kindergarten, da ist die Ganztagschule, da ist der Fernsehapparat. Wenn ich in Mainz bei Karstadt ein bescheidenes Mittagessen einnehme, da sehe ich oft, wie Mütter mit ihren Kindern eine schnelle Sättigung betreiben, denn sie müssen ja wieder in den Beruf, und das Kind, das aus der Schule kommt, wird allein nach Hause geschickt. Keine Zeit für die Kinder, Ungeduld mit den Kindern. Und dann die Ungerechtigkeit! Kinder haben ein ganz empfindliches Gerechtigkeitsempfinden. Sie spüren den leisesten Ausschlag der Ungerechtigkeit. Und wie ungerecht werden Kinder oft behandelt – im Elternhaus, in der Schule, im Verein, in Gesellschaften. Das kann Kinder verletzen und verwunden, so daß die Wunde das ganze Leben über blutet. Kinder vertragen Ungerechtigkeit schlecht.

Der dritte Strom des Leides ist die Schmach der Frauen. Wie viele von ihnen werden in den Staub getreten. Sie geben ihr Bestes und Letztes, und sie werden verraten. Die Presse berichtet uns immer wieder von neuen Treulosigkeiten, ob es nun um die Uschi Glas geht, die von ihrem Manne betrogen ist, oder um die Königin Sylvia von Schweden, deren Mann eine Geliebte unterhält. Wir sehen die ganze Schmach der Frauen vor uns in einem unendlichen Strom des Leides. Eine Ehefrau sagte mir einmal: „Ich fühle mich prostituiert dadurch, daß mein Mann fortwährend am Abend diese pornographischen Filme ansieht. Dadurch fühle ich mich prostituiert.“ Die Schmach der Frauen.

Schließlich das Martyrium der Heiligen als letzter Strom des Leides. Wenn ein Mensch ehrlich, mitteilbar, gerecht, hilfsbereit ist, dann kommt er in dieser Welt fast unweigerlich unter die Räder. Die Propheten werden gesteinigt, und die Heiligen werden in Gefängnisse geworfen. Das ist das Martyrium aller Heiligen. In der Heiligen Schrift heißt es: „Selig die Sanftmütigen, denn sie werden das Erdreich besitzen.“ O, weit gefehlt, weit gefehlt! Nicht die Sanftmütigen besitzen das Erdreich, sondern die Skrupellosen, die Rücksichtslosen, die Egoisten, die besitzen das Erdreich. Ein Strom des Leides, der aus der Sünde quillt. Das sind die Erscheinungsformen der Sünde.

Nun haben wir zu bedenken das Wesen der Sünde. Wir wollen dieses Wesen in drei kurzen Sätzen zusammenfassen. Die Sünde ist erstens eine Abkehr von Gott. Der Sünder zieht etwas Irdisches dem Schöpfer vor. Ihm ist etwas Vergängliches wichtiger als der unvergängliche Gott, und darin liegt die Abkehr von Gott. Häufig geht sie ja auch mit der unmittelbaren Ablehnung von Gott in eins, also daß man nicht bloß sündigt, sondern daß man auch aufhört, zu Gott zu beten, daß man sich nicht mehr zu ihm wendet. Der Sünder scheut den Blick zu Gott, den Aufblick zu Gott. Er kehrt sich ab, er wendet den Blick zu Boden und macht es wie Kain, dessen Blick gesunken ist, als er seinen Bruder Abel erschlagen hatte. Die Sünde ist Abkehr von Gott. Da kann man nicht sagen: Ja, wenn man sich gegen ein Gebot vergeht, dann vergeht man sich doch nicht gegen Gott. Ja, das Gebot ist gleichsam ein Stück Gottes, ein Teil Gottes. Gott solidarisiert sich mit seinem Gebot, und wer das Gebot übertritt, der wendet sich ab von dem Gesetzgeber.

Die Sünde ist zweitens eine Zuwendung zum Geschöpf, die unrechtmäßig ist, weil sie den Schöpfer verletzt; sie ist eine Beleidigung Gottes. Der Sünder beleidigt Gott, weil er sein Herrntum mißachtet. Er beleidigt Gott, weil er ihn nicht als den nimmt, der ihm Gesetze gegeben hat, weil er das Ich-Du-Verhältnis zu Gott aufkündigt, weil er zu Gott nicht mehr das vertrauende, das ehrfürchtige Du spricht. Darum ist die Sünde eine Beleidigung Gottes, eine Erniedrigung Gottes, eine Mißachtung Gottes. Ja, das ist die Sünde: eine Beleidigung Gottes. Manche fragen: Kann man denn Gott beleidigen? Ja, man kann ihn dadurch beleidigen, daß man ihn nicht als den ernst nimmt, der er ist, nämlich der Herr Himmels und der Erde.

Schließlich ist die Sünde drittens immer ein Mörder Gottes. Einmal ist es der Sünde gelungen, Gott zu ermorden. Als Jesus, der lebendige Gott und Heiland, am Kreuze verblutete, da ist er der Sünde zum Opfer gefallen, da ist das Wort Gottes verstummt, da hat das Frohlocken Gottes aufgehört. Und intentionell ist jede Sünde ein Anschlag auf Gott. Der Sünder strebt danach, Gott zu beseitigen. Mit seinem Gebot will er den Gebotsgeber entfernen. Das ist das Wesen der Sünde, eine Abkehr von Gott, eine Beleidigung Gottes und ein Mord an Gott.

Nun wollen wir kurz einzelne Sünden betrachten. Jeder von uns weiß, daß die Sünde ihn schon berührt hat. Jeder von uns kennt seine Seele und weiß, was Reue und Vorsatz ist. Das 1. Gebot sagt: „Du sollst den Herrn, deinen Gott anbeten und ihm allein dienen.“ Anbeten kann man auch anderes. Man kann sein Wohlergehen so behandeln, wie man nur Gott behandeln darf, nämlich daß es das Höchste im Leben ist. Die Karriere, das Geldverdienen, die Macht, die Geschlechtlichkeit, das alles kann zum Götzen erhoben werden, und das ist gegen das erste Gebot: „Du sollst keine fremden Götter neben mir haben.“ Und das alles sind Götter, fremde Götter. Alles, was der Ehrfurcht, was der Bereitwilligkeit gegen Gott in den Weg tritt, das ist gegen das 1. Gebot Gottes.

Das 2. Gebot befiehlt die Heilighaltung des Namens Gottes. Das besagt nicht nur, daß man den Namen Gottes nicht leichtfertig und unnützlich gebraucht. Nein, nein, das besagt viel mehr. Die Heilighaltung des Namens Gottes besagt, daß wir Gott Ehre machen sollen, daß er mit uns Ehre einlegen soll, daß der Name Gottes durch uns geheiligt werden soll. Wir sollen mit unserem Wesen, mit unserem Tun Gottes Herrlichkeit verbreiten, und alles, was dieser Herrlichkeit entgegentritt, alles, was einen Schatten wirft auf Gott, alles, was einen Menschen irre macht an Gott, an der Kirche, an der Religion, alles das ist gegen das 2. Gebot.

Das 3. Gebot befiehlt uns, zu den Zeiten und Orten zu gehen, an denen Gott uns sehen will. Das ist viel mehr als nur die Erfüllung des Sonntagsgebotes. Nein, hier wird verlangt, daß wir bereitwillig sind für Gott, daß wir uns nicht drücken vor Gott, daß wir nicht Ausflüchte suchen, daß wir nicht auskneifen, sondern daß wir, wenn wir seine Stimme hören, unsere Herzen nicht verhärten, sondern bereit sind, auf seinen Willen, auf seine Vorstellungen, auf seine Pläne einzugehen. Bereit sein für die Gnadenstunden Gottes, das verlangt das 3. Gebot.

Ein eigenes Gebot hat Gott uns gegeben für unsere Angehörigen, das 4. Gebot. Wie psychologisch fein hat Gott sich dieses Gebot ausgedacht! Denn gegen andere sind wir ja meistens einigermaßen freundlich und höflich, aber zu Hause, da lassen wir uns gehen. Die Menschen lassen sich nirgends mehr gehen als zu Hause. Deswegen gibt Gott das 4. Gebot, daß wir einander mit Schonung, mit Wohlwollen, mit Rücksichtnahme begegnen, daß wir uns dort, wo wir geneigt sind, uns nicht zusammenzunehmen, am meisten zusammennehmen.

Das 5. Gebot regelt das Verhältnis zum Nächsten. Es soll von Rücksicht, von Schonung, von Wohlwollen eingegeben sein. Es soll uns etwas an den Menschen liegen. Wir sollen die Menschen annehmen, wir sollen ihnen helfen. Im 5. Gebot wird der Egoismus getötet, wird die Selbstsucht ans Kreuz geschlagen. Im 5. Gebot lernen wir, feinfühlig, einfühlsam mit dem anderen umzugehen, auf ihn zuzugehen, ihn zu verstehen, ihn zu tragen und zu ertragen.

Das 6. Gebot ist ein weites Feld, vor allem wegen der Unwahrhaftigkeit, die sich hier breitmacht. Wieviel Leid, wieviel Unrecht geschieht unter dem Schein des Trostes, den man jemand anderem spenden will! Man sucht sich nur selbst und will mit dem anderen spielen, will ihn benutzen, will ihn zu einer Laune gebrauchen. Auch das gehört zum 6. Gebot, daß die Lebenskräfte geschützt und geachtet werden. Sie sind nicht zum Vergnügen da, sie sind dazu da, um den Lebensstrom weiterzuge-

ben, und ich muß es mit Stolz, aber auch mit Trauer sagen: Die einzige Macht, die heute noch am unverbrüchlichen Willen Gottes über den Lebensströmen festhält, ist die katholische Kirche, ist der römische Papst. Alle anderen haben sich gebeugt, die Synagoge, die Moschee, der Protestantismus, die Orthodoxie, sie alle haben sich gebeugt, nur einer steht aufrecht, und das ist der Katholizismus. Es gibt auch leichtere Formen der Verstaubung auf diesem Gebiete. Conrad Ferdinand Meyer hat einmal ein ergreifendes Gedicht geschrieben: „Am Himmelstor“. Da handelt es sich um einen Traum. Er sieht seine Frau am Himmelstor sitzen, und sie wäscht unaufhörlich ihre Füße. Da staunt er und wundert sich und fragt: „Du wuschest, wuschest ohne Rast den blendendweißen Schimmer, begannst mit wunderlicher Hast dein Werk von neuem immer. Ich frug: Was badest du dich hier mit tränennassen Wangen? Du sprachst: Weil ich im Staub mit dir, so tief im Staub gegangen.“

Das 7. Gebot regelt den Umgang mit dem Eigentum. Es wehrt zwei Extremen, nämlich der Verschwendungssucht und dem Geiz. Wir sollen Ehrfurcht haben auch vor dem Geld und sollen es nützlich verwenden, nicht unnütz ausgeben. Auch über das Geld müssen wir einmal Rechenschaft legen, was wir damit gemacht haben.

Das 8. Gebot verpflichtet uns zur Wahrhaftigkeit. Wieviel wird dagegen gesündigt! Wieviel Täuschung, wieviel Betrug, wieviel Lüge ist unter den Menschen! Vor uns selbst sind wir oft nicht wahrhaftig. Wir diskutieren die erkannte Pflicht hinweg. Wir sehen den Willen Gottes, aber wir suchen Ausreden, wir flüchten vor ihm, und das geschieht heutzutage noch unter Berufung auf das Gewissen! Das Gewissen ist der Herold Gottes, ist die Sprache Gottes, ist die Stimme Gottes. Das Gewissen ist die Anwendung des göttlichen Gesetzes auf eine konkrete Situation. Da kommt überhaupt nichts anderes in Frage, da kann man sich nicht auswählen, was man tun will, sondern da geht es nur darum: Was ist Gottes Wille in meiner Lebenslage, in dieser Situation? Ein anderer Wille kommt überhaupt nicht in Frage. Und dann die Täuschung gegenüber anderen! Man entrüstet sich über einen anderen. In Wirklichkeit ist man schadenfroh, denn man sagt sich: Wenn er sinkt, dann steige ich. So ist der Mensch, unwahrhaftig, leicht zur Unwahrhaftigkeit geneigt.

Der heilige Hieronymus wollte einmal dem Jesuskinde etwas schenken. Alles, was er ihm brachte, lehnte das Kind ab; es wollte es nicht. Da weinte er, weil er nichts hatte, was er schenken konnte. Da sprach das Jesuskind zu ihm: „Gib mir deine Sünden, deine Traurigkeit und deine Verdammnis! Deine Sünden will ich auf das Kreuz tragen und dadurch sühnen, deine Traurigkeit will ich in Freude verwandeln, und deine Verdammnis will ich von dir nehmen.“ Wenn wir in unserem Leben etwas von Sünde entdecken, machen wir es wie der heilige Hieronymus: Tragen wir sie zu unserem Heiland, damit er unsere Sünden, unsere Traurigkeit, unsere Verdammnis von uns nehme.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Was ist der Mensch? (8)

(Über Vermeidung und Überwindung der Sünde)

03.03.2002

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Am vergangenen Sonntag haben wir die Sünde, das Unglück und die Schrecken der Sünde betrachtet. Heute wollen wir überlegen: Wie können wir uns vor der Sünde bewahren? Und: Wie können wir die Sünde überwinden? Was wir dazu tun müssen, läßt sich zusammenfassen in drei Worte, nämlich wir müssen Selbstberatung, Selbstüberwachung und Selbsterziehung üben. Selbstberatung, Selbstüberwachung, Selbsterziehung.

An erster Stelle steht die Selbstberatung. Man muß sich kennen, man muß sich kennenlernen. „Gnosti sauton“, so stand über dem Tempel in Delphi, „Erkenne dich selbst!“ Das ist der Anfang von allem. Wer sich nicht selbst erkennt, ist unfähig, gegen die Fehler und Sünden seines Lebens anzugehen. Erkenne dich selbst! Die Erkenntnis des eigenen Selbst beginnt damit, daß man die Gefahren, die einem drohen, in seinem Leben ausmacht. Die Gefahren zerfallen in zwei Gruppen, in entfernte und in nähere. Die entfernte Gefahr ist jene, die sich allmählich einschleicht, die einen Stein nach dem anderen in dem Gebäude lockert, bis das ganze Gebäude zusammenstürzt. Wir bezeichnen diese entfernte Gefahr mit dem Wort Lauheit. Lauheit ist das Schrecklichste, was im menschlichen, im christlichen Leben geschehen kann. „Weil du weder kalt noch warm bist, sondern weil du lau bist“, so heißt es im Buch der Apokalypse, „will ich dich ausspucken aus meinem Munde.“ Die Lauheit beginnt mit einer Nachlässigkeit. Häufig ist es das Unterlassen der regelmäßigen Beicht. Wer nicht mehr regelmäßig beichtet, ist als Christ und Katholik in Gefahr. Die Beicht ist unangenehm, zugegeben. Wer schaut schon gern auf seine Schwächen, Sünden und Fehler und bekennt sie vor einem Menschen, wenn auch dieser Mensch der Vertreter Gottes ist! Aber die Beicht ist notwendig. Wer nicht regelmäßig beichtet, bei dem ist die Axt an die Wurzel gelegt. Dann kommen andere Nachlässigkeiten hinzu: Man unterläßt das Morgengebet, weil man nicht rechtzeitig aufgestanden ist; man vergißt das Abendgebet, weil man zu müde ist; man unterläßt die Werktagsmesse, weil man in der Woche mit anderem beschäftigt ist. Schließlich fällt auch hie und da die Sonntagsmesse weg, weil man eben ausschlafen will oder etwas vorhat. Das Schlimme bei der Lauheit ist das Fortschreiten, das Progressive, daß ein Stück nach dem anderen vom religiösen Leben dahinfällt. Dazu kommen dann die Fehler. Zunächst sind es kleine Fehler, aber wer auf die kleinen Fehler nicht achtet, bei dem entwickeln sich große Fehler. Dazu kommt die Selbstzufriedenheit. Man nimmt das alles nicht mehr so ernst. Wie die Leute heute so oft sagen: „Heute ist alles anders.“ Jawohl, heute ist alles anders, das ist wahr; aber es fragt sich nur, ob es besser ist!

Die nähere Gefahr sind die Versuchungen. Die Versuchungen sind zu unterscheiden von Zwangsvorstellungen. Viele Menschen, viele gute, gläubige, sittlich hochstehende Menschen leiden unter Zwangsvorstellungen. Sie werden gepeinigt von Gedanken gegen den Glauben, gegen die Reinheit. Oft in den heiligsten Augenblicken, bei der heiligen Messe, anlässlich der heiligen Kommunion, da kommen ihnen solche Gedanken ein. Das sind keine Versuchungen. Versuchungen und Zwangsvorstellungen unterscheiden sich wesentlich, denn Zwangsvorstellungen sind lästig und erschreckend, Versuchungen sind köstlich und verlockend. Das ist der wesentliche Unterschied. Über Zwangsvorstellungen geht man hinweg, man ignoriert sie, man kämpft nicht dagegen an, sondern man tut so, als ob sie einen nichts angingen. Gegen Versuchungen dagegen muß man kämpfen.

Die Versuchungen sind mannigfacher Art. An erster Stelle Versuchungen gegen den Glauben. Es ist nicht zu verwundern, daß heute viele Christen, viele gläubige Christen unter Versuchungen gegen den Glauben zu leiden haben; denn unsere ganze Atmosphäre ist geschwängert mit Keimen des Unglaubens. Wo immer Sie hinschauen und was immer Sie hören, der Unglaube dringt in die Seelen wie ein Regen in die Kleidung ein. Der Unglaube versucht den Gläubigen davon zu überzeugen, daß sein Glaube Unsinn ist. Er stellt ihm die Schwierigkeiten vor, die der Glaube zweifellos hat. Es gibt aber gegen diese Schwierigkeiten Hilfsmittel, meine lieben Freunde. Wer einmal begriffen hat, daß ein Gott existiert, daß Gott Allmacht, Güte, Gerechtigkeit und Heiligkeit in einer Person ist, wer einmal Gott in seinem vollen Begriff in seine Seele aufgenommen hat, der ist, wenn er logisch denkt, gegen alle Versuchungen gefeit. Denn wenn ein Gott existiert, dann ist alles andere, was von Gott herrührt, eine Kleinigkeit, eine Winzigkeit. Das mag noch Schwierigkeiten aufwerfen, aber das kann unseren Glauben nicht umwerfen.

Schwierigkeiten gibt es überall. Denken Sie an die Physik. Es gibt zwei Theorien des Lichtes. Die eine sagt: Das Licht sind Corpuskel, die andere sagt: Das Licht sind Wellen. Beide Ansichten sind mathematisch experimentell bewiesen, können aber nicht übereinkommen. Kein Physiker denkt daran, deswegen die ganze Physik über den Haufen zu werfen. Es bleiben eben Schwierigkeiten; man muß Schwierigkeiten ertragen können. Selbstverständlich soll man sich bemühen durch Lektüre, durch Befragen der Schwierigkeiten Herr zu werden. Es gibt auch heute gute, hilfreiche Bücher, die uns den Glauben erklären, die uns im Glauben festigen können, die uns über Schwierigkeiten hinwegheben können. Ich habe in meiner Studienzeit ein Experiment gemacht, das sich das ganze Leben bewährt hat. Ich habe nämlich in dieser Zeit die hauptsächlich ungläubigen Bücher gelesen und mir die Argumente dagegen zusammengesucht. Seitdem bin ich – Gott sei es gedankt – von Glaubenszweifeln unangefochten geblieben. Wer einmal einen festen Stand gefaßt hat, wer einmal in die Tiefe gegraben hat, vor dem fliehen die Glaubensschwierigkeiten. Außerdem ist das Wort des Kardinals Newman zu beachten: „Tausend Schwierigkeiten machen keinen Zweifel aus.“ Die Schwierigkeiten liegen nämlich im Verstand, der Zweifel liegt im Willen. Wer nicht will, dem ist der Glaube freilich nicht zu beweisen; aber wer nicht zum Unglauben übergehen will, der wird auch mit den Schwierigkeiten fertig. Dein Glaube wankt nicht, wenn dein Wille es nicht will. Wir können uns auch immer wieder aufrichten am Beispiel großer gelehrter Männer und Frauen, die fest im Glauben gestanden haben. In Paris lebte einst ein junger Mann namens Ozanam. Ozanam hatte unter heftigen Glaubensschwierigkeiten zu leiden. Eines Tages ging er in eine Kirche in Paris, und wen sah er da? Da sah er den großen Mathematiker und Physiker Ampère, der den Rosenkranz betete. „Von diesem Augenblick an“, sagt Ozanam, „waren meine Glaubensschwierigkeiten verschwunden.“

Andere Versuchungen sind gegen die Reinheit. Es gibt für die meisten Menschen, fast für alle Menschen, wenigstens eine gewisse Phase des Lebens ein sexuelles Problem. Machen wir uns nichts vor, so ist es! Die Sexualität ist ein starker Trieb, der im Menschen ist und der den Menschen in sich hineinzuziehen versucht. Aber es ist kein Schicksal, ihm zu verfallen. Der Mensch ist fähig, ihn zu beherrschen. Er kann die Versuchungen überwinden. An erster Stelle steht hier das Meiden der Gelegenheit. Wer die Gelegenheit zur Unzucht meidet, dem ist vom Triebe her nicht beizukommen. Meide die Gelegenheit, und du meidest die Sünde. Heute bieten sich neue Gelegenheiten, etwa durch das Fernsehen und durch das Internet. Internetbenutzer sagen mir, man stoße darin ganz leicht auf Pornographie, die da offenbar in rauhen Mengen vorhanden ist, und das ist interessant aufgemacht, das ist prickelnd, das zieht an. Das sind Versuchungen. Diesen Versuchungen muß man zu entgehen suchen. Man geht nicht dahin, wo man fallen kann; man hält sich fern von dem, was eine Gefahr ist. Das gilt natürlich auch für Beziehungen zwischen Menschen, für Bekanntschaften. Es fängt häufig ganz harmlos an: Es sucht jemand Trost, Hilfe, Verstehen. Alles begreiflich. Aber dahinter kann sich der Trieb verbergen. Es gibt wenige Männer, die eine Schwesternseele haben können. Hier heißt es, vorsichtig, aufrichtig und überlegt zu sein, daß einem nicht das eigene Mitleid, die Trostbedürftigkeit des anderen zum Verhängnis wird.

Andere Versuchungen sind gegen die Liebe gerichtet, gegen die Nächstenliebe. Es gibt viele Menschen, die nicht liebenswürdig sind. Es gibt aber auch ein Mittel, um die Liebe zu den Menschen zu

bewahren. Das besteht darin, daß man sich an das Wort der Frau Marie von Ebner-Eschenbach hält: „Einen Menschen kennen heißt entweder ihn lieben oder ihn bemitleiden.“ Das ist es. Einen Menschen kennen heißt entweder ihn lieben oder ihn bemitleiden. Also nicht das, was wir gerne tun möchten, nämlich ihn hassen, sich von ihm abwenden, ihn verstoßen. Es gibt nur zwei Möglichkeiten, entweder den Menschen lieben wegen seiner Liebenswürdigkeit, oder ihn bemitleiden, ihn bedauern, weil er eben so ist, weil er so kratzbürstig, so häßlich, so unverständlich ist. Aber dieses Mitleiden ist der Anfang der Liebe; in diesem Mitleiden ist die Liebe wirksam. Außerdem sind uns garstige, unangenehme Menschen gegeben, daß wir uns an ihnen bewähren. Wir sollen an ihnen wachsen. Der Philosoph Friedrich Nietzsche hat einmal geschrieben: „Feinde werden dem Menschen geschenkt, damit er an ihnen wachse und erstärke.“ Da haben wir's. Feinde werden einem geschenkt, damit man an ihnen wachsen und erstarken kann. Sie haben also im Plane Gottes eine bestimmte positive Stelle, und sie gilt es zu erkennen und zu bejahen.

Eine andere Versuchung ist die, gegen Welt und Menschen in Verbitterung zu verfallen. Man kann es verstehen, daß jemand, der fortwährend getreten wird, dem man niemals die gebührende Aufmerksamkeit entgegenbringt, der immer abgewiesen wird, daß ein solcher Mensch verbittert, daß er böse wird gegen die Welt und gegen das Leben, gegen Gott und gegen die Menschen und gegen seinen Beruf. Die Verbitterung ist eine große Gefahr. Es gibt ein untrügliches Mittel gegen die Verbitterung, meine lieben Freunde, und dieses Mittel heißt: Sie müssen für alles, was Sie kränkt, was Ihnen weh tut, was Ihnen schmerzlich ist, sich bei Gott bedanken. Wenn Sie das tun, werden Sie mit jedem Schicksalsschlag fertig. Sich für alles, was einem an Unangenehmem, an Peinlichem, an Schmerzlichem begegnet, bedanken, nicht böse werden, nicht wütend werden, nicht wilde werden, sondern sich bedanken dafür. Wer das tut, ist gegen Verbitterung gefeit.

Selbstberatung ist die erste Weise, wie wir gegen die Sünde angehen. Selbstüberwachung ist die zweite Weise. Man muß sich selbst überwachen; man muß eine bestimmte Kontrolle über sich haben. Der große Komponist Anton Bruckner hatte die Gewohnheit, Buch zu führen über seine Andachtsübungen, über seine Gebete, über seine Beichten. Er überwachte sich auf diese Weise und hat sich durch lange Übung und durch unermüdliche Arbeit an sich zu einer edlen, vornehmen und reifen Persönlichkeit entwickelt. Wir müssen uns selbst überwachen. Dafür gibt es drei Mittel, erstens das Partikularexamen, zweitens die allgemeine Gewissensforschung und drittens das Bußsakrament. Das Partikularexamen besteht darin, daß man einen bestimmten Fehler oder eine bestimmte Sünde ins Auge faßt und sie sich solange im Auge hält, bis sie besiegt, bis sie ausgerottet ist. Das können Sünden sein, das können Fehler sein, Unarten. Viele Menschen haben Unarten an sich. Es gibt Menschen, die müssen immer zu spät kommen, die können nie pünktlich sein. Es gibt andere Menschen, die müssen immer Lärm machen, können nicht ruhig sein. Jedermann weiß, daß man sich die Nase schnauben muß, aber man muß dabei nicht wie ein Nilpferd trompeten. Das sind Unarten. Sie stören die anderen Menschen. Man muß auf diese Unarten achten, sie bekämpfen und sie auszurotten versuchen. Das gehört ins Partikularexamen. Da hinein gehört auch das Ringen um ein gewisses Gleichmaß, daß man sich bemüht, von Launen, Stimmungen unabhängig zu sein, daß man immer in einer Ausgeglichenheit gegenüber den Menschen ist, immer ruhig, gesetzt und freundlich und höflich. Die Übung der Geduld gegenüber den Mitmenschen bringt uns innerlich weiter als viele andere Übungen. Die Menschen ertragen, mit den Menschen gütig, geduldig umgehen, diese Übung, die ins Partikularexamen gehört, macht uns zu reifen, zu geformten, zu edlen Persönlichkeiten. Auch andere Fehler und Schwächen können Inhalt des Partikularexamens sein. Man muß nur daran festhalten, daß man hier unablässig kämpft, bis ein solcher Fehler ausgerottet ist, darf nicht von einem Punkt zum anderen schweifen, sondern muß so lange festhalten an diesem Punkt, bis man sich zu einer harmonischen Persönlichkeit entwickelt hat. Denn jeder Mensch hat ja auch seinen Charakterfehler. Unsere Tugenden haben die Eigenart, daß sie einen Buckel haben. Da ist einer sehr energisch und kraftvoll tätig, aber er ist auch hart und rücksichtslos. Da ist einer sehr fleißig und nimmt jede Arbeit in Angriff, aber es ist auch danach. Einer ist sehr demütig und sagt: Ja, ich bin zu dieser Arbeit nicht geeignet, ich kann das nicht, suchen Sie sich einen anderen, aber er ist auch schwankend und unbrauchbar. Ein anderer ist sehr gründlich, aber er kommt vor lauter Gründlichkeit nicht zu einem Ende. Das sind die Fehler unseres

Charakters, das sind die Buckel bei unseren Tugenden. Sie gilt es im Partikularexamen ins Auge zu fassen.

Daneben steht die allgemeine Gewissenserforschung, die wir an jedem Abend halten sollen. Gehen Sie niemals zur Ruhe, meine lieben Freunde, ohne den Tag bedacht zu haben: Was war richtig, was war falsch? Was war gut, was war schlecht? Sich bedanken für das, was Gott Ihnen gegeben hat, und ihn um Verzeihung bitten für das, was wir wieder an Geschirr zerschlagen haben.

Die dritte Übung der Selbstüberwachung ist das Bußsakrament. Selbstverständlich ist das Bußsakrament an erster Stelle eingesetzt, um Sünden zu vergeben. Die meisten von uns werden, wenn sie sich nur genügend erforschen, etwas vorzuweisen haben, was Sünde ist, und wenn man in der Zeit seit der letzten Beichte nichts an Sünden entdecken kann, dann beichtet man eine vergangene Sünde. Auch sie kann noch einmal losgesprochen werden. Die Vergebung von Sünden ist also der Hauptzweck des Bußsakramentes. Aber das Bußsakrament hilft uns auch dabei, die Sünden zu erkennen und zu überwinden; denn wir müssen uns ja erforschen, wir müssen unsere Sünden formulieren, um sie dem Beichtvater zu sagen. Das ist eine Kontrolle, das ist eine Selbstüberwachung. Der Beichtvater hilft uns, sich zu erkennen, sich zu beurteilen. Wir wissen oft nicht, ist das eine Sünde oder ist es noch eine Unvollkommenheit, ist es eine läßliche Sünde oder ist es eine schwere Sünde. Der Beichtvater weiß normalerweise besser als das Beichtkind die Schatten des Bösen zu unterscheiden. Wie oft sollen wir beichten? Nun, wer ein gediegenes religiöses Leben führt, dem ist zu empfehlen die vierwöchentliche Beicht. Die Beichte ist in den letzten Jahren weitgehend in Abgang gekommen zum Schaden der katholischen Persönlichkeit. Was früher, also vor 50, 60 Jahren den Katholiken ausmachte, nämlich mehr sein als scheinen, ohne Angeberei zu sein, demütig, schlicht, gehorsam zu sein, das ist durch die Aufgabe der Beicht in den letzten Jahrzehnten weitgehend verloren gegangen. Die Selbstüberwachung durch die Beicht ist notwendig.

Und schließlich das dritte ist die Selbsterziehung. Jeder von sich hat etwas an sich, was unerzogen oder vielleicht sogar ungezogen ist. Da muß man sich erziehen. Die Erziehung muß den Teil der Seele betreffen, der dafür geeignet ist, nämlich den Willen. Erziehung, Selbsterziehung ist Erziehung des Willens. Die Erziehung des Willens setzt ein mit dem, was wir freiwillig tun; freiwillig sich etwas aufzulegen, was einem zuwider ist. Ja, sich üben; man muß den Willen üben. So wie man ein Instrument üben muß oder eine Sprache üben muß, so muß man den Willen üben. Man übt ihn in dem *agere contra*, indem man gegen Neigungen, Ansprüche, Wünsche angeht. Freiwillig etwas tun, was einem zuwider ist, das ist Willensübung. Die Übung des Willens wird aber selbstverständlich auch durch das betrieben, was wir berufsmäßig zu leisten haben. Wir sollen im Beruf zuverlässig, genau, gewissenhaft sein. Katholiken müssen sich auszeichnen nicht durch hohes Reden, sondern durch gutes Tun. Beruf ist ein Teil unseres Lebens, und den wollen wir nach Gottes Willen möglichst gediegen ausüben. Eine weitere Übung des Willens geschieht, indem wir die Heimsuchungen Gottes annehmen. Jeder von uns hat körperliche, seelische Beschwerden, hat unter Krankheiten, unter Schmerzen zu leiden. Diese Heimsuchungen Gottes annehmen, sich darunter beugen, nicht viel Aufsehens davon machen, sie möglichst vor anderen verbergen, das ist Übung des Willens. Durch Klagen und Jammern wird ja nichts besser. Aber indem man es Gott aufopfert, wächst unsere Kraft. Und schließlich gehört zu der Übung des Willens auch die Bewachung der Sinne. Man muß nicht alles sehen, was es zu sehen gibt; man muß nicht alles hören, was es zu hören gibt. Man muß auch nicht alles sagen, was man sagen möchte. Die Zunge ist ein kleines Organ, aber sie kann unermeßlichen Schaden anrichten. Deswegen auch die Zunge im Zaume halten, sich üben im heiligen Schweigen.

Schließlich gehört zu der Überwachung der Sinne auch die Bezähmung der Gaumenlust, daß man zufrieden ist mit dem Essen, das einem vorgesetzt wird, daß man nicht kritisiert. Das ist Übung des Willens, Bezähmung der Gaumenlust. Daß man sich enthält, vor allem am Freitag, daß man etwas weniger nimmt, als man nehmen möchte, das ist Übung des Willens auf einem ganz wichtigen Gebiete, und die Lehrer des geistlichen Lebens sagen uns allesamt: Die Bezähmung der Gaumenlust ist der Anfang des ganzen aszetischen Strebens. Wer hier versagt, der versagt auch auf anderen Gebieten. Ich erinnere mich an das schöne Wort, das uns der Regens des Priesterseminars, Professor Pascher, in München einmal sagte: „Man ist unbeherrscht nicht nur auf einem Gebiete.“ Die Unbeherrschtheit

dehnt sich nämlich von einem Gebiet auf andere aus, und wer sich im Essen nicht beherrscht, der ist in Gefahr, auch auf anderen Gebieten sich nicht beherrschen zu können.

Ja, meine lieben Freunde, das ist es: Selbstberatung, Selbstüberwachung, Selbsterziehung sind uns aufgegeben, um die Sünde zu meiden. Das alles ist anstrengend, aber um das Reich Gottes wird nicht gewürfelt und gelost, sondern um das Reich Gottes wird gerungen in Kampf und Entsagung. „Wer mit dem Leben spielt, kommt nie zurecht. Wer sich nicht selbst befiehlt, bleibt ewig Knecht.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Was ist der Mensch? (9)

(Über die Möglichkeit des Aufstiegs aus dem Sündenfall)

10.03.2002

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Jede Sünde wirkt Zerstörung. Die Sünde ist immer Ursache von Zerstörung. Aber die Sünde kann Anlaß sein zum Ruin, zum Zusammenbruch, zum Untergang, und das haben wir an Judas Iskariot erkannt. Aber die Sünde kann auch Anlaß zum Aufstieg sein, und das wollen wir heute am Beispiel des Petrus uns vor Augen führen. Wir wollen diese historische Sünde betrachten, die Verleugnung des Petrus, und wollen fragen: Was ist es um seinen Fall, was ist es um die Wurzeln dieses Falles und was ist es um seinen Aufstieg aus dem Fall? Wir wollen also den Fall, die Wurzeln des Falles und den Aufstieg betrachten.

Petrus hat Jesus im Vorhofe des Hohenpriesters verleugnet. Wer war das, der ihn hier verleugnet hat? Ein Apostel, den Jesus auserwählt hatte, ein Apostel, den er zum Ersten seiner Apostelschar gemacht hatte, ein Apostel, dem er wunderbare Verheißungen gegeben hatte. Da möchte man irre werden an der Auswahl Jesu, an der Gnade und an den heiligsten Gelübden. Schon als Petrus, Simon mit Namen, zu ihm kam, da gab er ihm einen anderen Namen. Er sagte: „Du sollst Kephas heißen.“ Kephas, das heißt Fels. Wenn irgend etwas zu erledigen war, wurde Petrus, Kephas, damit beauftragt. Er mußte die Steuer bezahlen für den Herrn. Wenn Jesus sich mit ganz wenigen Jüngern zurückzog bei der Erweckung des Töchterleins des Jairus, auf dem Berge Tabor, am Ölberg, da nahm er Petrus und zwei andere Jünger mit sich. Petrus hatte sich auch Verdienste erworben. Er sagte zum Herrn: „Sieh, wir haben alles verlassen und sind dir nachgefolgt.“ Und Jesus bestätigt das; er gibt ihm recht: „Jawohl, du hast alles verlassen.“ Petrus war von Gott erleuchtet. Als Jesus bei Cäsarea Philippi die Jünger fragte, für wen die Leute den Menschensohn halten, und sie die verschiedenen Meinungen vor ihm ausbreiteten, da fragte er: „Ihr aber, für wen haltet ihr mich?“ Da gab Petrus voll Begeisterung und voll Liebe die Antwort: „Du bist der Messias.“ Und Jesus bestätigte ihm: „Das hat dir nicht Fleisch und Blut geoffenbart, sondern mein Vater, der im Himmel ist.“ Und als es zu der großen Krise kam, als viele Jünger nicht mehr mit ihm wanderten, als sie sich zurückzogen von ihm beim großen galiläischen Abfall, da war es Petrus, der sagte: „Herr, zu wem sollen wir gehen? Du allein hast Worte des ewigen Lebens. Wir haben geglaubt und erkannt, daß du der Heilige Gottes bist.“

Und jetzt, im Vorhofe des Hohenpriesters, verleugnet er den Herrn! „Ich kenne diesen Menschen nicht.“ „Ich weiß nicht, wovon du redest“, sagt er, und fängt an zu schwören: „Ich kenne diesen Menschen nicht!“ Denselben Menschen, den er als den Messias bekannt hatte, denselben Menschen, der ihm die Verheißung als Felsenmann gegeben hatte, denselben Menschen, von dem er eben die erste heilige Kommunion empfangen hatte, den kennt er nicht mehr! Ja, meine lieben Freunde, wenn das möglich ist, wenn der Mensch zu so etwas fähig ist, dann möchten wir fragen: Wie soll denn das weitergehen mit der Kirche, wenn das am Anfang schon so ist? Muß nicht diese Kirche, wenn der Felsenmann wankt, sich taumelnd von Abgrund zu Abgrund bewegen? Was wird aus dieser Kirche werden?

Wenn wir die Wurzeln dieses Falles betrachten, sieht die Sache weniger schlimm aus; denn Petrus war eine einfache Natur. Er war ein Augenblicksmensch, ein Stimmungsmensch, ein Gefühlsmensch. Er gab immer gleich der ersten Regung nach. Bevor der Verstand einsetzte, hatte er sich schon entschieden. Als Jesus über den See wandelte, schrien die Jünger auf, und dann freuten sie sich, weil sie

den Herrn erkannten. Aber Petrus überfreute sich. Er wollte aus dem Schiff steigen und dem Herrn entgegengehen. „Herr, laß mich zu dir kommen!“ Er muß immer etwas besonderes haben, und er gibt gleich der ersten Regung nach. Und der Herr, wahrscheinlich mit einem feinen Lächeln auf den Lippen, sagt: „Komm!“ Er steigt aus dem Schiffe, er geht über das Wasser, aber da kommt eine Woge, und da ergreift ihn das Entsetzen und die Angst: „Herr, ich gehe zugrunde.“ Wieder gleich eine Stimmung, der er nachgibt. So schlimm wird's nicht gewesen sein mit dem Untergehen im Wasser. Aber Jesus läßt ihn auflaufen. Er muß seine Erfahrungen machen.

Als Jesus beim Letzten Abendmahl den Jüngern andeutet, daß einer ihn verraten werde, da beteuert Petrus: „Das kommt für mich niemals in Frage. Ich gehe mit dir ins Gefängnis und in den Tod.“ Als im Ölgarten die Häscher sich nahen, da ist es wieder Petrus, der auffällt. „Herr, sollen wir mit dem Schwerte dreinschlagen?“ sagt er, und ohne eine Antwort abzuwarten, zieht er schon das Schwert und schlägt auf den Knecht des Hohenpriesters ein; wieder hat ihn das Gefühl übermannt.

Und erst recht im Vorhofe des Hohenpriesters. Da hat ihn die Liebe getrieben, um zu sehen, wie es weitergeht mit seinem Herrn und Meister. Er geht hinein und begibt sich damit in die Gefahr, denn hier ist alles so anders. Da sind wüste Gesellen, die zechen, und die spielen, und die fluchen, und die haben Waffen in den Händen oder an die Seite gelehnt. Da ergreift ihn wieder die Angst. Die Angst ist unberechtigt, denn man tut ihm nichts. Die Verfolger haben es nur auf Jesus abgesehen, nicht auf seine Anhänger. Da kommt eine Magd und sieht ihn: „Du warst auch bei ihm.“ „Mensch“, sagt er, „ich weiß nicht, was du sagst.“ Und da wird er zum zweitenmal erkannt. „Du bist doch einer von ihnen.“ „Mensch, ich weiß nicht, was du sagst. Ich kenne diesen Menschen nicht.“ Und beim drittenmal, da fängt er an zu fluchen und zu verwünschen: „Zum Donnerwetter, ich habe nichts mit ihm zu tun!“ Das ist sein Fall. Er läßt sich nichts sagen; er hat seine Natur beibehalten; er hat sich nicht geändert. Er ist so, wie er immer gewesen ist, rasch, unüberlegt, und so kommt es zu diesem Fall. Das sind die psychischen Wurzeln dieses Falles des Petrus.

Aber er ist nicht im Fall geblieben. Er ist aus dem Fall aufgestiegen. Der Fall wurde ihm zum Anlaß, ein reifer, ein weiser, ein heiliger Mann zu werden, und zwar geschah das in drei Stufen. Die erste Stufe kann er nicht allein gehen, die muß ihn Jesus emporführen. Ein einziger Evangelist berichtet, wie das geschah, nämlich Lukas. Als Petrus die Verleugnung begangen hatte, da wurde Jesus vorbeigeführt, „und er schaute ihn an.“ Und er schaute ihn an. Er hat ihm einen Blick geschenkt, einen Blick nicht der Anklage, nicht des Vorwurfs, nicht der Verwunderung, sondern einen Blick voll Güte und Liebe. So, Petrus, da bist du ja; hab nur Mut, es wird schon wieder aufwärts gehen! So, meine ich, ist der Blick des Herrn zu deuten: kein Vorwurf, keine Klage, keine Verwunderung. Und dieser Blick hat den Petrus getroffen. Jetzt erst sieht er, was er angestellt hat. Ich glaube, wir gehen mit Menschen, die gefallen sind, häufig in der falschen Weise um; wir schimpfen und toben. Wir sollten sie lieb haben. Wir sollten es so machen, wie Jesus es mit Petrus gemacht hat. Ich habe einmal gelesen von einem Studenten, die in die Universitätsstadt ging und dort unter die Räder kam. Sein Vater hörte davon und machte sich auf und kam unvermutet an und ertappte ihn in der verfänglichsten Situation. Aber der Vater setzte sich und sagte zu ihm: „Franz, ich habe den Eindruck, es ist gut für dich, wenn du in eine andere Universitätsstadt gehst. Welche ist dir angenehm?“ Kein Wort des Vorwurfs, keine Beschimpfung, nur eine grenzenlose Liebe, und das hat diesen Studenten in der Seele getroffen.

Die erste Stufe hat Jesus den Petrus emporgeführt. Die zweite Stufe muß er selbst besteigen, und die besteht darin, daß die Evangelisten übereinstimmend berichten: „Er ging hinaus und weinte bitterlich.“ Jetzt endlich geht er hinaus. Vorher ist er hineingegangen, hat sich in die Gefahr begeben. Jetzt geht er hinaus und weint bitterlich. Wenn ein Mann, ein schlichter Mann, ein Mann aus dem Volke, der nicht gewohnt ist, sein Inneres nach außen zu tragen, wenn ein solcher Mann weint, dann ist das etwas Ergreifendes und etwas Erschütterndes. Er hätte es auch anders machen können. Er hätte trotzig sein können: Ich weiß schon, du siehst mich jetzt an und so weiter, aber ich will das alles jetzt auf mich nehmen, und ich kann nichts dafür, es ist eben passiert. Er entschuldigt sich nicht; er erklärt nichts – er geht hinaus und weint bitterlich.

Die dritte Stufe ist am schwersten zu nehmen, denn jetzt hätte Petrus sagen können: Nun ja, ich sehe, es ist nichts mit mir. Ich bin nicht geeignet als Apostel, schon gar nicht als Felsenmann. Ich muß

diesen Posten wieder abgeben, ich muß mich zurückziehen, muß büßen für meine Sünden. Nein, so hat er nicht gesagt, sondern er ist bei dem Herrn geblieben. Als Maria Magdalena die Kunde bringt: „Der Herr ist auferstanden!“, da geht er mit Johannes zum Grabe. Und zum erstenmal läßt er den Johannes vorangehen. Er geht hinterdrein. Zum erstenmal ist er still geworden und ist er ruhig geworden und ist er nachdenklich geworden. Zum erstenmal will er nicht an der Spitze stehen. Wir wissen nicht, was Petrus auf diesem Gang gedacht hat, aber wir können es uns vielleicht vorstellen. Wir können es vielleicht ahnen: Ja, ich muß zum Grabe, ich muß den Herrn sehen, ich muß mit ihm wieder sprechen. Aber wird er mich annehmen? Was wird er zu mir sagen? Das wird er bald darauf erfahren, was der Herr zu ihm sagt. Am See Genesareth fanden sie den Herrn, der ihnen ein Feuer bereitet hatte und eine Mahlzeit. Nach dem Essen fragte der Herr den Petrus: „Simon, Sohn des Johannes, liebst du mich mehr als diese?“ Petrus gibt zur Antwort, sachlich und wahrhaftig: „Herr, du weißt, daß ich dich liebe.“ Kurze Zeit darauf fragt der Herr zum zweitenmal: „Simon, Sohn des Johannes, liebst du mich?“ Da fällt ein Schatten über die Seele; da wird Petrus nachdenklich. „Ja, Herr, du weißt, daß ich dich liebe.“ Und dann kommt zum drittenmal die Frage: „Simon, Sohn des Johannes, liebst du mich?“ „Herr, du weißt alles, du weißt auch, daß ich dich liebe.“ Jetzt ist er traurig geworden, denn er weiß: Der Herr erinnert ihn an seine Verleugnung: „Dreimal wirst du mich verleugnen, ehe der Hahn kräht.“ Und das ist seine Buße. Aber er hat diese Buße auf sich genommen. Er ist nicht stolz oder verletzt. Er sagt nicht: Ich weiß, du kannst mir nicht mehr trauen, du kannst mich nicht mehr achten, du weißt, daß ich nicht zuverlässig bin. Nein, so sagt er nicht, sondern er überläßt das Urteil dem Herrn. Er sagt auch nicht: Ich tue das, was du willst, sondern nur: Du weißt es. Er appelliert an das Wissen des Herrn. Er überläßt ihm die Antwort: Du weißt es, daß ich dich liebe. Er ist ganz still, ganz nachdenklich und ganz bescheiden geworden. Jetzt, meine lieben Freunde, ist er der rechte Apostel, ist er der rechte Felsenmann geworden. Jetzt ist er das gefügte Werkzeug in der Hand des Herrn. Jetzt ist nichts mehr von Eigenwillen und Eigensucht, von Einbildung und Hochmut, von Rechthaberei und von Entschuldigung in ihm, nein, jetzt ist er nur noch anspruchslos, selbstlos, vertrauend auf den Herrn und seine Allwissenheit.

So muß jeder werden, der ein Petrus werden will. Und alle, die Menschen annehmen wollen, die für Menschen sorgen müssen, die Menschen betreuen sollen, die für Menschen da sein müssen, die Menschen führen müssen, die müssen Petrusnaturen werden, d.h. ganz selbstlos, ganz anspruchslos und ganz vertrauend auf die Allwissenheit des allbarmherzigen Gottes.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Was ist der Mensch? (10)

(Über den Gottmenschen und Gottesknecht Jesus Christus)

17.03.2002

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir haben an den vergangenen Sonntagen betrachtet, was es um Gott ist und was es um den Menschen ist. Wir wollen heute und an weiteren Sonntagen bedenken, was es um den Gottmenschen ist. Wir wollen uns klar werden über das Wesen unseres Herrn und Heilandes Jesus Christus: am heutigen Tage, indem wir die Weissagungen über Jesus uns vor Augen führen, die der Prophet Isaias, der Evangelist des Alten Bundes, uns hinterlassen hat. Wir wollen drei Fragen stellen und sie zu beantworten versuchen, nämlich erstens, was Gott von Jesus, seinem Knecht, erwartet hat, zweitens, was Jesus, der Knecht Gottes, geleistet hat, und drittens, was Jesus, der Knecht Gottes, erreicht hat.

Die erste Frage lautet: Was hat Gott von Jesus, dem Knecht Gottes, erwartet? Darauf gibt uns die Weissagung des Isaias die Antwort: „Siehe da mein Knecht, den ich liebe, mein Auserwählter, der mir gefällt. Ich lege auf ihn meinen Geist. Die Wahrheit wird er den Völkern künden. Er wird nicht schreien und lärmern noch seine Stimme hören lassen auf den Straßen. Das geknickte Rohr wird er nicht brechen, den glimmenden Docht nicht löschen. In Treue wird er die Wahrheit verkünden. Er wird nicht ermatten und nicht erliegen, bis er die Wahrheit auf Erden begründet. Seiner Lehre harren die Völker. So spricht Gott der Herr, der den Himmel geschaffen und ausgespannt: Ich, der Herr, rief dich in Güte. Ich faßte dich bei der Hand und behütete dich. Ich machte dich für das Volk zum Mittler des Bundes, zum Lichte der Heiden, blinde Augen zu öffnen, Gefangene aus dem Gefängnis zu führen, aus dem Kerker, die in Finsternis sitzen. Ich bin der Herr, dies ist mein Name.“

Die Aufgabe, die Gott seinem Knechte gegeben hat, lautet: Er soll das Reich der Wahrheit aufrichten. Die Menschen haben wenig Achtung vor der Wahrheit; es liegt ihnen nicht viel an der Wahrheit. Ja, es hat sogar einmal einer gesagt: „Die Wahrheit ist den meisten Menschen das Gleichgültigste.“ Worum es ihnen zu tun ist, das ist leben, das Leben genießen, überleben und aus dem Leben soviel herausholen, wie möglich ist. Aber die Wahrheit ist den Menschen, den meisten Menschen gleichgültig. Und da kommt nun der Gottgesandte, der Messias, der Knecht Gottes, und soll das Reich der Wahrheit aufrichten. Er soll die Menschen von dem Irrtum, von der Lüge, von den Illusionen befreien. Die Menschen haben nichts lieber als Illusionen, rosarote Illusionen, die ihnen eine glänzende Zukunft vorgaukeln. Und diese Illusion zerstört der, welcher die Wahrheit bringt. Er soll das Reich der Wahrheit unter den Menschen aufrichten.

Und das ist die Aufgabe der Kirche seit 2000 Jahren, dem Reiche der Wahrheit zu dienen. Dem Dienst an der Wahrheit sind wir verpflichtet. Und wenn Bischof Lehmann sagt, man könne heute nicht mehr sagen, daß das Christentum die absolute Religion sei, dann widersprechen wir ihm öffentlich und feierlich! Wir haben die Pflicht, die Wahrheit zu verkünden, und diese Wahrheit lautet: Christus ist die endgültige und die einzig gültige Offenbarung.

Wenn ein Mensch Gott dienen soll, um das Reich der Wahrheit aufzurichten, dann muß er es unter den Menschen tun. Sein Dienst richtet sich also notwendig an die Menschen. Das Apostolat ist das Wesen des christlichen Wahrheitsdienstes. Das Reich der Wahrheit muß unter den Menschen aufgerichtet werden; man darf nicht aufhören, ihnen die Wahrheit zu verkünden. Wer die Wahrheit verkündet, der tut einen schweren Dienst, denn von nichts wollen die Menschen weniger hören als von der Wahrheit. Er tut einen schweren Dienst, und das ist auch in den Gottesknechts-Liedern aus dem Propheten Isaias vorausgesagt: Der Messias, der Wahrheitskundler, wird seine Stimme nicht hören

lassen auf den Straßen. Er wird nicht schreien und lärmen. Das heißt: Dort, wo um die Güter und die Schätze dieser Erde gekämpft wird, da ist er nicht zu finden. Er ist dort, wo es um die Wahrheit geht, wo der Wahrheit Zeugnis gegeben wird, wo für die Wahrheit gekämpft und für die Wahrheit eingetreten wird. Den Kampf um den Mammon und um den Genuß der Erde, den macht er nicht mit. Er ist ein selbstloser Kündler der Wahrheit. Er wird das geknickte Rohr nicht zerbrechen und den glimmenden Docht nicht auslöschten. Das besagt: Er wird eine segnende Hand und ein tröstendes Wort haben. Es gibt ja nichts so Klägliches wie ein geknicktes Rohr und einen glimmenden Docht. Aber der Messias, der Kündler der Wahrheit, wird die Menschen nicht aufgeben. Er wird die Menschen nicht verstoßen, er wird die Menschen nicht verlassen; er wird niemanden aufgeben und fallen lassen. Er wird eine tröstende Hand und ein segnendes Wort haben.

„Der Messias wird in seinem Leben nicht müde werden und nicht ermatten.“ So heißt es in dem Gottesknechts-Lied des Isaias. Er wird nicht müde werden, er wird nicht mutlos werden. Er wird nicht aufgeben. Denn das ist ja die große Versuchung aller Wahrheitskündler: Wenn sie feststellen, daß die Wahrheit nicht angenommen wird, daß sich die Menschen um die Wahrheit nicht scheren, daß sie dann müde werden, daß sie den Mut verlieren, daß sie aufgeben, daß sie sagen: Es hat ja alles keinen Zweck; es ist ja alles vergebens; es ist ja alles umsonst. Alle sind sie müde geworden, die Propheten, die Wahrheitskündler. Nur einer ist nicht müde geworden, der Messias. Er hat gearbeitet, solange er konnte, bis er am Kreuze sprechen konnte: „Es ist vollbracht!“ Dann erst hat er sein Werk beendet. Das ist es, meine lieben Freunde, was Gott von seinem Knecht erwartet hat.

Jetzt wollen wir sehen an zweiter Stelle, was Jesus, der Gottesknecht, geleistet hat. Auch dafür können wir uns auf ein Lied aus dem Propheten Isaias stützen: „Er wuchs auf vor ihm wie ein Schößling, wie eine Wurzel aus lechzendem Land. Nicht Gestalt ist an ihm, nicht Schönheit, daß wir ihn anschauen möchten, und kein Aussehen, daß wir Gefallen fänden an ihm. Verachtet war er, der Letzte der Menschen, ein Mann der Schmerzen, mit Leiden vertraut. Wie einer, vor dem man sein Antlitz verhüllt, so war er verachtet. Wir schätzten ihn nicht. Er aber hat unsere Leiden getragen, unsere Schmerzen auf sich genommen. Wir hielten ihn für geschlagen, für getroffen von Gott und geplagt, doch ob unserer Sünden ward er verwundet, ob unserer Frevel zerschlagen. Zu unserem Heile lag Strafe auf ihm. Durch seine Striemen wurden wir geheilt. Wie Schafe irrten wir alle umher, jeder ging seinen eigenen Weg. Der Herr aber legte auf ihn die Sündenschuld von uns allen. Er wurde mißhandelt, doch gab er sich willig darein, tat seinen Mund nicht auf wie ein Lamm, das zur Schlachtung geführt wird. Wie ein Schaf, das vor seinen Scherern verstummt, tat er den Mund nicht auf.“

Das ist es, was der Gottesknecht geleistet hat. Sein Leben ist von großer Düsternis erfüllt. Seine Eltern stammten aus einem Königsgeschlecht, aber es war ein verarmtes Königsgeschlecht. Der Pflegevater war ein armer Bauhandwerker, die Mutter ein armes Mädchen aus Nazareth. Und so fing es an, als er seine Laufbahn betrat: Es war kein Platz für ihn. Das kleine Sätzchen aus der Kindheitsgeschichte Jesu: „Sie fanden keinen Platz in der Herberge“, ist vielsagend, denn so wird es weitergehen. Die Welt, die Erde, hat für alles Platz. Sie hat Platz für Rennfahrer und Schönheitsköniginnen, sie hat Platz für korrupte Politiker, aber sie hat keinen Platz für Jesus. Sie hat keinen Platz für das Wichtigste und Schönste und Heiligste an seiner Lehre, an seiner Innerlichkeit, an seiner Ethik; dafür ist kein Platz. Die Erde hat Platz für Stammzellenforscher, aber nicht für den, der Himmel und Erde erfüllt und trägt.

Als er zum Sterben kam, da hatte er noch fünf Menschen, die zu ihm hielten, vier Frauen und einen Mann. Die Großen des Landes, Besitz, Bildung, Intelligenz wollten von ihm nichts wissen, und schließlich schafften sie ihn aus dem Wege. Nur fünf Menschen standen bei seinem Kreuze. Er war verlassen von allen. Ein Jünger hat ihn verraten, ein anderer hat ihn verleugnet. Es ist doch merkwürdig und tief betrüblich, meine lieben Freunde, daß bei seinem Prozeß niemand für ihn ein gutes Wort eingelegt hat. Wo waren sie denn alle, die Kranken, die Lahmen, die Blinden, die Aussätzigen, die er geheilt hat, die Menschen, die er gesättigt hat, die ihn zum König ausrufen wollten – wo waren sie denn alle? Warum sind sie denn nicht aufgetreten und haben gesagt: Wir kennen ihn, wir wissen, wie er Gutes getan hat, wie er Wohltaten spendend durch die Lande zog. Warum ist denn keiner für ihn eingetreten? Nein, gehaßt und verfolgt und verfemt, ist er den schmerzlichsten, den schimpflichsten,

den qualvollsten Tod gestorben. Es war ein blinder Haß, denn die Masse wußte ja gar nicht, worum es geht. Sie haben nur mitgeschrien, weil alle geschrien haben. Es war ein höhnischer Haß, denn sie verhöhnten ihn wegen seiner Lehre, wegen seiner Jünger, wegen seiner Wunder. Es war ein heuchlerischer Haß. Sie taten so, als müßten sie Gott vor ihm in Schutz nehmen: „Er hat Gott gelästert!“ Welche Satire! „Er hat Gott gelästert!“ So starb dieser Knecht Gottes, der doch nichts gespart hatte, der alles aufgeopfert hatte, seine Ruhe, seine Zeit, seine Kraft, sein Beten und Flehen, sein Bitten, sein Lieben, sein Drohen. Er hatte doch nichts gespart, und so ist Gott mit ihm verfahren, daß er am Kreuze hing und im letzten Augenblick den Vater rief: „Vater, Vater, verzeihe ihnen, sie wissen nicht, was sie tun.“

Die dritte Frage, die wir stellen, lautet: Was hat er denn erreicht? Nun, auch darauf gibt die Prophezeiung des Isaias eine Antwort: „Dem Herrn gefiel es, ihn mit Leiden zu schlagen. Wenn er sich selbst als Schuldopfer darbringt, wird er Nachkommen sehen, und der Wille des Herrn wird gelingen durch ihn. Für die Qual seiner Seele wird er reichliche Sättigung schauen. Durch seine Erkenntnis wird als Gerechter mein Knecht Gerechtigkeit bringen den Vielen. Ihre Frevel läßt er sich auf. Dieweil er die Sünden der Vielen trug, für die Frevler fürbittend eintrat, wird er zahlreiche zu eigen empfangen dafür, daß in den Tod er sein Leben gab. Darum will ich die Vielen als Anteil ihm geben.“

Derjenige, der der Wahrheit und dem Zeugnis für die Wahrheit zum Opfer fiel, hat doch etwas erreicht. Es war doch nicht ein Scheitern, ein Untergang am Kreuze. Er hat sich das Wohlgefallen des Vaters errungen. Schon in seinem Leben hatte der Vater ja mehrfach sich zu ihm bekannt: „Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe.“ Und auch jetzt ist er gewiß: Der Vater liebt mich. In einer stillen Stunde hat Jesus einmal verraten, was der Stern über seinem Leben ist, nämlich: Der Vater liebt mich. Das ist es, was ihn getragen hat, was ihn das schwere Leben aushalten ließ, was ihm das Kreuz erträglich machte: Der Vater liebt mich. Da sehen wir, meine lieben Freunde, woran wir uns halten müssen in unseren Trübsalen und Bedrängnissen: Der Vater liebt mich. Wenn alles um uns zusammenbricht, wenn wir uns an keinen mehr halten können, wenn auf niemanden mehr Verlaß ist, dann müssen wir uns von Jesus vorsagen lassen: Der Vater liebt mich.

Und der Vater schenkt ihm jetzt die Vielen. Das heißt, er gibt ihm die Menschen. Er gibt ihm die Menschen, die sich zu ihm bekehren, die der Wahrheit folgen, die auf die Stimme der Wahrheit hören, die werden Jesus zu eigen gegeben. Wer sich an ihn hält, der kommt zum Ziele: Wer seiner Wahrheit folgt, der erreicht die Seligkeit. Er gibt ihm die Vielen zu eigen, und Jesus ist der Weg, auf dem die Menschen gehen müssen, wenn sie zum Ziele kommen wollen. Der Wille des Herrn wird durch ihn gelingen. Das heißt, Gott tritt ihm gleichsam seinen Willen ab. Was Jesus will, das wird durchgeführt. Wenn Jesus sagt: Das ist mein Kind, dann ist es ein Kind Gottes. Wenn Jesus sagt: Diesen Menschen will ich retten, dann wird er gerettet werden. Der Wille des Herrn wird durch ihn gelingen. Der Dienst an der Wahrheit, das Opfer für die Wahrheit waren nicht umsonst.

Er hat auch etwas erreicht bei uns, nämlich einmal: Der Prophet sagt, daß die Menschen ihn nicht anschauen wollen, weil sein Aussehen wie das eines von Gott Geschlagenen ist. Aber diese Prophezeiung wollen wir nicht erfüllen. Wir wollen ihn anschauen, auch wenn sein Aussehen wie das eines zertrümmerten und geschlagenen Menschen ist. Für uns ist das Kreuz das Gnadenbild, das Segensbild, das wir endlos küssen können, das Bild, vor dem wir leben und vor dem wir sterben mögen. Und wenn es heißt, daß die Menschen ihr Antlitz von ihm abwenden: Wir wollen es nicht abwenden. Wir wollen ihn anschauen, seine Qualen, seinen Mantel der Einsamkeit, seine Dornenkrone. Wir wollen keinen Blick von ihm wenden, bis uns das Auge im Tode bricht. Und wir wollen ihm demütig vertrauen. Das war ja, wenn man so sagen kann, gewissermaßen seine Religion, nämlich das demütige Vertrauen auf den Vater. Das muß auch unsere Religion sein. Wir gehen mit Jesus zum Vater. Man kann die christliche Religion in einen einzigen Satz zusammenfassen, nämlich: Mein Jesus, nimm mich mit zu deinem Vater! Ich klammere mich an dich, ich halte deine Hand, ich fasse dein Gewand, nimm mich mit zum Vater! Und wenn Jesus uns mitnimmt, dann kommen wir zum Vater. Wenn er uns den Vater vorstellt, dann dürfen wir vor dem Vater stehen. Wenn er sagt: Das sind die, die an mich geglaubt haben, das sind die, die mich geliebt haben. Siehe, Vater, deine Kinder, dann sind das die Kin-

der Gottes, dann sind das diejenigen, die am Ziele ankommen, dann sind das diejenigen, die im Reich der Wahrheit des himmlischen Vaters sich eine Ewigkeit freuen werden.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Das Grab ist leer, der Held erwacht

31.03.2002

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, in heiliger Osterfreude Versammelt!

„Das Grab ist leer, der Held erwacht. Der Heiland ist erstanden. Da sieht man seiner Gottheit Macht, sie macht den Tod zuschanden.“ Seit mehreren hundert Jahren hat das christliche Volk so gesungen und gebetet. „Das Grab ist leer, der Held erwacht. Der Heiland ist erstanden. Da sieht man seiner Gottheit Macht, sie macht den Tod zuschanden.“ Dieses Lied ist aus den Gesangbüchern der deutschen Diözesen verschwunden; es findet sich auch im Gotteslob nicht mehr. Hat dieses Verschwinden etwas zu besagen? Ist es vielleicht so, daß nicht mehr alle mit ganzem Herzen und in Überzeugung singen können: „Das Grab ist leer, der Held erwacht. Der Heiland ist erstanden. Da sieht man seiner Gottheit Macht, sie macht den Tod zuschanden“? Ist es vielleicht so, daß sich heute zwei Auffassungen im christlichen Volk, in der Christenheit gegenüberstehen, die eine, die nach wie vor davon überzeugt ist, daß Christus leibhaftig aus dem Grabe erstanden und den Jüngern erschienen ist, die andere, die solche Aussagen für unglaubwürdig hält?

Ich zitiere einen sogenannten modernen Theologen, der sagt, der moderne Mensch könne ein solches miraculöses Naturereignis wie die Lebendigmachung eines Toten, ganz abgesehen von der Unglaubwürdigkeit überhaupt, nicht als ein ihn betreffendes Handeln Gottes verstehen. Dieser Theologe – und er steht nicht allein – erklärt also: Die Botschaft von Ostern ist unglaubwürdig, und sie kann für uns religiös nichts bedeuten. Ein solches miraculöses Naturereignis kann er nicht als ein ihn betreffendes Handeln Gottes verstehen. Das sind Theologen, die in der Kirche bleiben, die sich weiterhin als Christen betrachten, die von Ostern sprechen und von Ostern predigen, die aber niemals mit Überzeugung beten und singen könnten: „Das Grab ist leer, der Held erwacht. Der Heiland ist erstanden. Da sieht man seiner Gottheit Macht, sie macht den Tod zuschanden.“

Ein solches Ereignis wie die Lebendigmachung eines Toten ist unglaubwürdig, sagt dieser Theologe. Warum unglaubwürdig? Weil es heute nicht mehr passiert. Ein Toter kann nicht mehr lebendig werden, so sagt dieser Theologe, und so sagen die Fleischer auch. Aber weil ein Toter einmal lebendig geworden ist, deswegen gibt es das Christentum, deswegen singen wir an Ostern: „Das Grab ist leer, der Held erwacht. Der Heiland ist erstanden. Da sieht man seiner Gottheit Macht, sie macht den Tod zuschanden.“ Weil die Auferstehung von Toten in den Lebenserfahrungen und in den Vorstellungen des heutigen Menschen nicht mehr vorkommen, soll die Auferstehung des Christus ebenfalls nicht geschehen sein.

Meine lieben Christen, jeder Historiker vom Fach weiß, daß es Geschehnisse gibt, die man niemals voraussehen und voraussagen kann. Wer hätte vor 200 oder 300 Jahren sich denken können, daß Flugzeuge am Himmel kreisen, daß Raumschiffe in den Weltenraum vordringen? Wer hätte sich noch vor 100 Jahren vorstellen können, daß ein Mensch mit dem Herzen eines anderen leben kann oder mit der Niere oder mit der Leber? Wer hätte sich noch vor 80 Jahren vorstellen können, daß es Elektronenrechner gibt, die Millionen von Rechnungen in einer Sekunde ausführen können? Es gibt in der Welt vieles Unvorstellbare, was aber Wirklichkeit geworden ist. Die begrenzte Lebenserfahrung des Menschen kann nicht darüber entscheiden, was wirklich ist und was nicht wirklich sein kann, was einmal geschehen ist und was nicht geschehen sein kann. Das ist unhistorisch, das ist unwissenschaftlich, das vergeht sich gegen die Gesetze des Denkens.

Nun bemühen sich aber, wie gesagt, die genannten ungläubigen Theologen, weiterhin von Ostern zu sprechen. Sie reden sogar von der Auferstehung. Aber was meinen sie damit? Was verstehen sie

darunter? Wie ist dieser Begriff „Auferstehung“ nach ihnen auszulegen? Sie sagen, die Rede vom leeren Grab und von den Erscheinungen des Auferstandenen sei ein Interpretament. Was ist ein Interpretament? Ein Interpretament ist eine Aussage, die nicht um ihrer selbst willen gemacht wird, sondern die etwas anderes erklären und verständlich machen will. Durch die Aussage: „Jesus ist auferstanden“ soll erklärt werden, daß die Jünger nach der Kreuzigung Jesu in den Glauben gekommen sind. Sie haben Jesus als den Lebendigen geglaubt. Und um diesen Glauben auszudrücken, haben sie gesagt: Das Grab ist leer, der Gekreuzigte ist erschienen. Die Aussagen vom leeren Grab und von den Erscheinungen des Auferstandenen sind Interpretamente, wollen erklären, daß Petrus und seine Jünger zum Glauben gekommen sind. Aber man kann den Menschen von heute, so sagen diese Theologen, nicht zumuten, daran zu glauben, daß tatsächlich der tote Leib Jesu lebendig geworden und verklärt worden ist und daß er in dieser verklärten Gestalt den Jüngern erscheinen ist. Das kann man ihnen nicht zumuten. Meine lieben Christen, wenn Gott im Spiele ist, muß man immer mit Unwahrscheinlichkeiten rechnen. Gott denkt nicht wie ein Mensch, und Gott handelt nicht wie ein Mensch. Er denkt wie Gott, und er handelt wie Gott. Der Mensch muß es sich gefallen lassen, das Denken und Handeln Gottes anzuerkennen.

Die ungläubigen Theologen sagen, die Auferstehung Jesu sei erschlossen worden, und zwar vom eigenen Glauben aus. Jesus ist auferstanden heißt nach ihnen nichts anderes als: der gekreuzigte Jesus ruft heute zum Glauben. Die historischen Begleitumstände sind für diese Theologen völlig unbeachtlich. Nun gibt es im ersten Korintherbrief eine Stelle, wo der Apostel Paulus die Zeugen der Auferstehung anführt, wo er eine ganze Reihe von Menschen nennt, die Jesus nach der Auferstehung gesehen haben. Diese Stelle im ersten Korintherbrief wird von diesen Theologen als fatal bezeichnet, weil sie einen Beweis für die Glaubwürdigkeit des Kerygmas erbringen will. Und dann folgt der Satz, der wie ein Hammer auf uns niederfällt: „Der christliche Osterglaube ist an der historischen Frage nicht interessiert.“ Ich wiederhole noch einmal diese ungeheuerlichen Worte: „Der christliche Osterglaube ist an der historischen Frage nicht interessiert.“ Der Glaube an die Auferstehung kann also nach diesen Theologen bestehen auch ohne das leere Grab und auch ohne die Erscheinungen Jesu vor den Jüngern. Ja, sie gehen noch weiter. Einer von diesen Theologen sagt, die Reinheit des Glaubens werde durch die historische Sicherung der Auferstehung beeinträchtigt. Die Erscheinungen seien für die, denen sie widerfahren, eine Glaubenserschwerung gewesen, insofern dadurch gerade verdunkelt werden konnte, was Glauben heißt. Man müsse glauben trotz des leeren Grabes; man müsse einen Glauben haben, der der Krücken und Stützen nicht bedarf.

Meine lieben Christen, hier wird der christliche Glaube geradezu auf den Kopf gestellt. In diesen ungeheuerlichen Aussagen wird die Tat Gottes, die er an seinem Christus gewirkt hat, rundweg als unbeachtlich angesehen. Hier wird ein Glaube postuliert, der kein Fundament in der Geschichte hat. Hier wird uns zugemutet zu glauben entgegen den sicheren Erkenntnissen der Geschichte, und es ist sichere geschichtliche Erkenntnis, daß das Grab leer war und daß die Jünger Erscheinungen gehabt haben. Die Geschichte kann gewiß nicht erklären, wie diese Geschehnisse erfolgt sind, wie der Tote lebendig geworden ist und wie die Erscheinungen entstanden sind. Aber die Geschichte kann nachweisen, daß der Tote lebendig geworden ist und daß er den Jüngern erschienen ist. „Das Grab ist leer, der Held erwacht. Der Heiland ist erstanden. Da sieht man seiner Gottheit Macht, sie macht den Tod zuschanden.“

Für diese Theologen ist die Rede von der Auferstehung des Herrn lediglich ein Ausdruck für die Bedeutsamkeit des Kreuzes, eine Aussage, daß die Sache Jesu weitergeht. Er kommt auch heute, so sagen sie. Ja, warum kommt er denn? Er kommt doch nur deswegen, weil er lebendig geworden ist. Er könnte ja gar nicht kommen, wenn er noch im Grabe gelegen wäre. Er muß doch lebendig geworden sein, wenn er den Jüngern erschienen ist und wenn er heute noch zum Glauben ruft. Wodurch ruft Gott denn zum Glauben, meine lieben Christen, wodurch ruft er denn? Er ruft durch das, was er an seinem Christus gewirkt hat. Dadurch ruft Gott zum Glauben. Er ruft dadurch, daß er den Toten wieder lebendig gemacht hat. Er ruft dadurch, daß er den lebendig Gemachten den Jüngern hat erscheinen lassen. Dadurch ruft er zum Glauben. „Das Grab ist leer, der Held erwacht. Der Heiland ist erstanden. Da sieht man seiner Gottheit Macht, sie macht den Tod zuschanden.“ Dem Glauben wird

durch die geschichtlichen Fundamente nichts von seiner Verdienstlichkeit und von seinem Wesen genommen. Auch wer überzeugt ist, daß die Geschichtswissenschaft das leere Grab und die Erscheinungen nachweisen kann, auch wer davon überzeugt ist, kann sich dem Glauben entziehen. Er kann sagen: Nun ja, die Jünger sind gekommen und haben ihn gestohlen. Oder er kann sagen: Das sind Selbstsuggestionen gewesen. Der Glaube wird dadurch nicht in seinem Wesen tangiert, daß wir fest überzeugt sind, das Grab war leer, und Jesus ist als Lebendiger den Aposteln und den Frauen erschienen. Dem Glauben wird seine Würde und sein Wert gewahrt. Man kann sich den Deutungen, die die Apostel vorlegen, entziehen, man kann diese Deutungen abweisen, aber der Glaube besteht nicht ohne historisches Fundament, weil Gott dieses Fundament gelegt hat. Wir würden Gott mißtrauen, und wir würden Gott geringschätzen, wir würden seine Tat an seinem Christus verschmähen, wenn wir das leere Grab nicht annehmen würden und wenn wir an den Erscheinungen vor den Aposteln nicht festhalten würden.

Es besteht kein Grund, meine lieben Christen, sich irremachen zu lassen von den verirrtten Aufstellungen ungläubiger Theologen. Es ist erschütternd, daß so etwas passieren konnte, daß in der Kirche, daß in der Christenheit solche Thesen aufgestellt werden konnten und Annahme finden konnten. Das ist erschütternd. Aber es kann uns nicht irremachen an unserem Glauben. Es kann uns nicht hindern, jetzt wie ehemals aus ganzem Herzen und mit Überzeugung zu singen: „Das Grab ist leer, der Held erwacht. Der Heiland ist erstanden. Da sieht man seiner Gottheit Macht, sie macht den Tod zuschanden.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die „Osterbotschaft“ ungläubiger Theologen

01.04.2002

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Dem Osterfest droht eine Gefahr. Diese Gefahr ist der Unglaube. Daß Rudolf Augstein nicht an die Osterereignisse glaubt, verwundert uns nicht, denn er ist total vom christlichen Glauben abgefallen. Daß aber Theologen, beamtete Theologen, vom Bischof mit Sendung zu lehren ausgestattete Theologen, an der Auferstehung verräterische Ausstellungen machen, das ist betrüblich, und das ist geeignet, den einfältigen und einfachen Seelen den Glauben zu erschüttern.

Am heutigen Ostermontag wollen wir uns einer Ostergeschichte zuwenden, die von Theologen radikal gezeugnet wird, nämlich der Geschichte von den Grabeswächtern. „Des anderen Tages nun, der auf den Rüsttag folgte, versammelten sich die Oberpriester und Pharisäer bei Pilatus und sprachen: ‚Herr, wir haben uns erinnert, daß jener Verführer, als er noch lebte, gesagt hat: Nach drei Tagen werde ich auferstehen. Befiehl also, das Grab bis auf den dritten Tag sicher zu bewachen, sonst könnten seine Jünger kommen, ihn stehlen und dem Volke sagen: Er ist von den Toten auferstanden. So würde der letzte Betrug ärger als der erste.‘ Pilatus sprach zu ihnen: ‚Ihr sollt eine Wache haben. Gehet hin, sorget für Sicherheit nach eurem Gutdünken.‘ Sie aber gingen hin und sicherten das Grab, indem sie den Stein versiegelten im Beisein der Wache.“

Gegen diese Ostergeschichte meldet sich der Unglaube zu Wort und sagt: Sie ist erfunden. Sie ist aus apologetischen Gründen erfunden, um die Betrugshypothese zu widerlegen, also jene Aufstellung, wonach die Jünger den Leichnam Jesu gestohlen hätten. Um diese Hypothese zu widerlegen, haben die Evangelisten, hat die Gemeinde diese Geschichte erfunden. Nun ist freilich zu fragen, wie eine Lüge durch eine andere Lüge aus der Welt geschaffen werden kann. Aber die Grabeswächtergeschichte ist keine Lüge, sondern sie ist Wahrheit. Wir werden sehen, meine lieben Christen, daß an dieser Geschichte weit mehr hängt als nur der historische Sinn, als die historische Glaubwürdigkeit. In dieser Geschichte geht es darum, wer Jesus gewesen ist, ob er ein harmloser Wanderprediger war, oder ob er der Sohn Gottes gewesen ist, der Wunder gewirkt hat und seine Auferstehung vorangekündigt hat. Das ist hier das Entscheidende: Hat Jesus seine Auferstehung angekündigt, und haben die Führer des jüdischen Volkes von dieser Ankündigung gehört?

Die Schriften des Neuen Testaments bezeugen eindringlich und einmütig, daß Jesus wiederholt erklärt hat: „Wir gehen hinauf nach Jerusalem, dort wird der Menschensohn gezeißelt und angespuckt werden. Sie werden ihn kreuzigen, aber am dritten Tage wird er auferstehen.“ Jesus wurde bespitzt; er wurde beobachtet. Die jüdische Obrigkeit hatte ihre Zuträger. Mit Sicherheit ist der jüdischen Obrigkeit Kunde geworden von dieser Ankündigung. Sie spielt ja sogar im Prozeß Jesu eine Rolle. „Reißt diesen Tempel nieder, und in drei Tagen werde ich ihn wieder aufbauen.“ „Das sagte er aber nicht von dem steinernen Tempel“, so bemerkt Johannes, „sondern das sagte er von dem Tempel seines Leibes.“ Jesus hat seine Auferstehung angekündigt. Er hat es noch auf andere Weise getan. „Dieses böse und ehebrecherische Geschlecht verlangt ein Zeichen. Es wird ihm aber kein Zeichen gegeben werden als das Zeichen des Jonas; denn so wie Jonas im Bauche des Fisches war, so wird der Menschensohn im Schoße der Erde sein bis zu seiner Auferstehung.“

Diese Ankündigungen sind ohne Zweifel an das Ohr der jüdischen Oberen gedrungen. Jesus war nicht der harmlose Wanderprediger, als den ihn die ungläubigen Theologen hinstellen. Anders als ein solcher Theologe den Hingang Jesu beschreibt, ist es in Wirklichkeit gewesen. Er sagt nämlich, das sei ein ganz unbeachtetes Ereignis am Rande des damaligen Tagesgeschehens gewesen. „So wird man am Freitag vor dem Paschafest in den Stufengassen Jerusalems einen Mann sehen, der einen erbärmlichen

Anblick bietet, das Gesicht blutüberströmt und bespion. Auf den Schultern trägt er einen schweren Balken. Er schwankt unter dem Gewicht. Eine Abordnung römischer Hilfstruppen sowie einige Getreue, vor allem Frauen, werden ihn geleiten. Ob die Menge der Hausfrauen, die sich zum Markt begibt, um für den großen Sabbat und Pascha einzukaufen, ob die Gläubigen, die zum Tempel hinaufsteigen, die Handwerker, die Eseltreiber ihm viel Beachtung schenken? Ein Verurteilter, den man zur Stätte der Blutgerichtsbarkeit führt, ist kein seltener Anblick. Ob im Alltag des jüdischen Volkes nicht das wichtigste Ereignis der Geschichte unbemerkt vorübergegangen ist?“ So meint dieser Theologe den Karfreitag schildern zu sollen.

Die Wirklichkeit sieht anders aus. Jesus war nicht der harmlose Wanderprediger, den man erledigt hatte und um den man sich nicht mehr kümmerte. Er war einer, der das Volk für sich gewonnen hatte. Man fürchtete sogar den Aufstand des Volkes. Nur nicht am Osterfeste, sagten die Hohenpriester, soll man ihn hinrichten, damit das Volk nicht zum Aufstand gelangt. Er war ein Haßgegner der jüdischen Obrigkeit. Und weil er beim Volke so viel Anklang fand, deswegen mußte man ihn durch Verrat auf die Seite schaffen. Selbst als er am Kreuze hing, haben es sich die Spitzen der jüdischen Behörden nicht nehmen lassen, hinauszugehen und ihn zu verspotten. Es gab doch sicher an diesen Tagen Wichtigeres zu tun, als diesen erledigten Mann noch zu erniedrigen. Aber nein, sie gingen hinaus, wo er gekreuzigt war, und verhöhnten ihn. Jesus war ein solcher Gegner, daß sie sogar noch Sorgen hatten, als er schon gestorben war. Sie erinnerten sich an seine Voraussagen, und wenn sie auch nicht daran glaubten, daß er auferstehen werde, so fürchteten sie doch, er könne durch einen Betrug der Jünger dem Grabe entrissen werden. Deswegen beehrten sie eine Wache.

Nun erhebt sich freilich die Frage: Wenn selbst die jüdische Obrigkeit von den Ankündigungen Jesu, er werde auferstehen, gehört hatte, warum zeigten sich die Jünger Jesu davon so wenig beeindruckt? Warum kamen sie so langsam zum Glauben? Sie erlebten das leere Grab; sie hatten das Zeugnis der Frauen; sie hörten den Bericht des Petrus. Jesus mußte wiederholt erscheinen, um ihren Unglauben zu zerstören. Ostern ist eben nicht nur das Fest eines unerhörten Wunders, nämlich daß der entseelte Leib Jesu lebendig und verklärt wurde, Ostern ist auch das Fest eines zweiten „Wunders“, nämlich des „Wunders“ des Unglaubens der Jünger. Aber dieser Unglaube hat uns mehr geholfen, als wenn sie leichtgläubig gewesen wären. Durch ihren Unglauben und durch ihr langsames zum-Glauben-Kommen haben sie uns sicher gemacht, daß sie nicht Illusionen und Visionen erlegen sind, sondern daß sie wirklich den Auferstandenen erlebt hatten.

Ein zweites Geschehnis wird ebenfalls von den ungläubigen Theologen in Zweifel gezogen, nämlich daß die jüdische Obrigkeit den Sabbat gebrochen hätte. Sie seien nach dem Evangelium am Sabbat zu Pilatus gegangen und hätten ihn um eine Wache gebeten. Ja, kann man sich das vorstellen, daß die jüdische Obrigkeit den Sabbat bricht? Dazu ist zweierlei zu sagen: Einmal ist nicht sicher, daß sie den Sabbat gebrochen haben, denn die Juden hatten einen sehr formalistischen Gesetzesbegriff. Danach war alles am Sabbat gestattet, was nicht verboten war, und ein Gang zur römischen Obrigkeit konnte ihnen als erlaubt erscheinen. Und selbst wenn sie den Sabbat gebrochen hätten, den jüdischen Behörden war ein solcher Sabbatbruch zuzutrauen. Sie, die sich beim Prozeß Jesu falscher Zeugen bedienten gegen Recht und Gesetz, sie werden nicht davor zurückgeschreckt haben, das Sabbatgebot zu übertreten.

Schließlich wird noch eine dritte Einzelheit bezweifelt, nämlich: „Als die Frauen vom Grabe hinweggegangen waren, kamen einige von der Wache in die Stadt und meldeten den Oberpriestern alles, was sich zugetragen hatte. Diese versammelten sich mit den Ältesten, hielten Rat, gaben den Soldaten viel Geld und sprachen: ‚Saget: Seine Jünger sind in der Nacht gekommen und haben ihn gestohlen, da wir schliefen. Und wenn dieses dem Landpfleger zu Ohren kommen sollte, wollen wir ihn beschwichtigen und dafür sorgen, daß ihr nichts zu befürchten braucht.‘ Sie nahmen das Geld und taten, wie man sie angewiesen hatte.“ Ja, sagt man, die Wache war doch vom Landpfleger Pilatus aufgestellt worden. Wie kann es sein, daß jetzt einige von der Wache nicht zu Pilatus gehen, sondern zu den Oberpriestern, um zu melden: Der Leichnam ist verschwunden? Das ist unwahrscheinlich, ja das ist unmöglich, so sagen diese ungläubigen Theologen.

Meine Freunde, Pilatus hatte an dem Leichnam Jesu kein Interesse mehr. Für ihn war die Sache erledigt. Weil die Juden ihn baten, hat er ihnen eine Wache gegeben, aber damit war alles geschehen, was er seinerseits tun konnte und wollte. Was dann mit dem Leichnam geschah, war ihm völlig gleichgültig. Das war jetzt eine Sache der jüdischen Funktionäre. Ihnen hatte er die Wache gegeben, und sie haben sich ans Grab begeben, sie haben das Grab versiegelt, denn sie fürchteten, daß die Jünger kommen könnten, um den Leichnam zu entwenden. Was dann geschehen ist, ist also durchaus wahrscheinlich, daß nämlich einige von der Wache zu den Hohenpriestern gingen und ihnen meldeten: Der Leichnam ist verschwunden. Sie sahen in ihnen die Auftraggeber, wie sie es ja auch tatsächlich waren, denn sie hatten den Pilatus veranlaßt, die Wache zu geben, und hatten vielleicht einige von ihren Leuten dazugestellt, um der Wache Nachdruck zu verleihen. Warum haben sich überhaupt die Oberpriester bemüht, eine römische Wache zu finden? Vermutlich deswegen, weil, wenn die Jünger den Versuch gemacht hätten, den Leichnam zu entwenden, die römischen Soldaten gewissermaßen als neutrale „UNO“-Beobachter das hätten bezeugen können. Ihnen hätte man leichter abgenommen als jüdischen Bediensteten, daß die Jünger Jesu versucht hatten, den Leichnam zu entwenden.

So ist also auch diese Begebenheit durchaus wahrscheinlich. Es besteht gar kein Anlaß, sie zu leugnen, anders auszulegen und das Ganze als eine erfundene Legende zu betrachten. Die Grabeswächter-Geschichte hat ihren legitimen Platz in den Geschehnissen von Ostern. Lassen wir uns, meine lieben Freunde, nicht irremachen in unserem Glauben an die Zuverlässigkeit der Berichte der Evangelien! Halten wir uns an das, was das Zweite Vatikanische Konzil in der Konstitution über die Offenbarung sagt: „Die Kirche hat entschieden und unentwegt daran festgehalten und hält heute daran fest, daß die Evangelisten, daß die Evangelien, deren Geschichtlichkeit sie ohne Bedenken bejaht, zuverlässig überliefern, was Jesus, der Sohn Gottes, in seinem Leben unter den Menschen getan und gelehrt hat bis zu dem Tage, da er aufgenommen wurde.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Was ist der Mensch? (11)

(Über die Bedeutung Christi für die menschliche Existenz)

07.04.2002

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Das Wesen des Christentums ist nichts anderes als Jesus Christus. Wer sich also das Christentum aneignen will, muß zu Jesus Christus kommen. Er muß ein persönliches, inniges Verhältnis zu Jesus Christus aufbauen; alles andere steht am Rande, ist, relativ gesehen, unerheblich gegenüber dieser fundamentalen Beziehung: Jesus Christus und meine Seele.

Daß es sich tatsächlich so verhält, können wir in der österlichen Zeit an einer Jüngerin und einem Jünger Jesu erkennen. Die Jüngerin ist Maria Magdalena, der Jünger ist Thomas. Maria Magdalena sprach zu dem auferstandenen Herrn: „Rabbuni – mein Meister.“ Thomas redete den erschienenen Herrn an: „Mein Herr und mein Gott.“ Das sind die beiden Pole, um die heute unsere Überlegungen kreisen: „Rabbuni – mein Meister“ und „Mein Herr und mein Gott“. Wenn Maria Magdalena zum Herrn sagt: „Mein Meister“, dann ist das ein Wort der Gemeinschaft. Du und ich, wir gehören zusammen. Ohne Gemeinschaft erstarrt alles Leben. Wir wissen, daß wir Menschen auf Gemeinschaft angewiesen sind. Aber die menschlichen Gemeinschaften sind brüchig. Wenn sich Menschen nahekommen, dann kann es in Bälde geschehen, daß sie sich wieder entfernen. Menschliche Gemeinschaften können zerbrechen, können aufhören, können in Haß und Ferne umschlagen. Die Gemeinschaft mit Jesus ist gegen solche Gefahren gefeit. Mein Heiland, mein Jesus! Was bedeutet es, wenn Maria Magdalena sagt: „Rabbuni – mein Meister“? Es besagt einmal, daß Jesus unser Herr und Heiland und Erlöser ist. Er führt uns heraus aus dem Irrtum, dem Zweifel, und er führt uns heraus aus der Schuld und der Sünde. Das ist sein Weg, das ist sein Beruf, das ist seine Pflicht, das ist sein Auftrag, die Menschen herauszuführen aus Zweifel, Irrtum und Schuld. Das ist das Größte, was er den Menschen tun konnte. Alle anderen Wohltaten verblassen gegenüber dieser einen großen, nämlich die Menschen aus Schuld und Irrtum herauszuführen. Das ist unser Glück als katholische Christen, daß wir die Möglichkeit haben, von Schuld befreit zu werden und aus dem Irrtum uns zu entfernen durch Jesus Christus. Das gibt es in keiner anderen Religion, denn nur eine Religion hat einen geliefert, zu dem wir sagen können: „Mein Meister“, „Rabbuni – mein Meister“.

Jesus ist unser Herr und Erlöser, und das ist sein Lebensberuf. Er schafft, er sorgt, wie kein anderer schaffen und sorgen kann, um diesem Beruf nachzukommen, um ihn zu erfüllen. Und er tut das zweitens mit einem warmen Herzen, nicht nur aus Pflicht, nicht nur aus einem kategorischen Imperativ. Nein, er tut es aus Neigung, er glüht für uns; er ist unser Vertrauter und Freund. Ja, das ist unser Herr, und auch das liegt in dem Worte Magdalenens ausgedrückt: „Mein Meister“. Er ist unser Vertrauter und Freund, der uns mit einem warmen, pochenden Herzen liebt, wie kein Mensch einen anderen lieben kann. Auch unter den Menschen gibt es Liebe, aber diese Liebe kommt immer an eine Grenze, die sie nicht überschreiten kann. Die Liebe des Herrn ist unendlich, weil sie die Liebe eines Gottes ist. Weil er uns versteht, deswegen kann er unser Leben auch begleiten. Er kennt unseren Charakter, unser Wesen, er kennt unsere Wege, unsere Irrwege; er kennt unsere Sehnsucht und unser Leid; er kennt unsere Schuld und unsere Sünde. Er versteht uns bis in die Wurzeln unseres Herzens hinein. Auch unter den Menschen gibt es ein gewisses Verstehen, aber das kommt immer an eine Grenze, wo man sagt: Das kann ich nicht verstehen, wie du so sein kannst; ich begreife nicht, daß du das nicht ändern kannst; es ist mir unerfindlich, daß du diese Schwäche nicht ablegen kannst. So sagt man unter Men-

schen. Jesus sagt nicht so zu uns. Er versteht uns bis ins Innerste unseres Herzens. Er kennt uns, denn er hat uns beim Namen genannt, und wen Gott beim Namen nennt, der ist in seinem Herzen eingeschrieben.

Weil er uns kennt, weil er uns versteht, kann er uns auch erwählen. „Ich habe euch erwählt, daß ihr hingehet und Frucht bringt.“ Das ist es also: Er läßt uns teilnehmen an seinem Werk. Wir dürfen an seinem Erlöserwirken, an seinem Heilandswirken teilhaben. Jesus kommt nur so weit, meine lieben Freunde, wie Menschen ihn tragen. Er ist auf Menschen angewiesen. Das Wort seiner Lehre muß durch Menschenmund verkündet werden. Die Sakramente seiner Gnade müssen durch Menschenhand gespendet werden. Seine Kirche wird von Menschen gebildet, geführt und geleitet, und seine Herrlichkeit kommt nur so weit, wie Menschen sie offenbaren. Da sieht man, was uns anvertraut ist von unserem Meister. Er hat gleichsam sein irdisches Schicksal in unsere Hände gelegt. Da sieht man auch, welche furchtbare Verirrung es ist, wenn dieser Auftrag in den Schmutz fällt.

Er kann uns auch erfreuen, denn er erfüllt die Vorbedingung, die vorhanden sein muß, wenn ein Mensch einen anderen erfreuen will. Ein Mensch kann einem anderen nur so viel Freude schenken, wie er selbst an Leid getrunken hat. Er hat den Kelch der Bitterkeit getrunken und ihn dadurch in einen Kelch der Süßigkeit verwandelt. Deswegen kann er uns erfreuen, weil er den bitteren Kelch bis zur Neige geleert hat.

„Rabbuni – mein Meister.“ Eine Gemeinschaft ist ein gegenseitiges Schenken und Empfangen; und so müssen auch wir ihm etwas schenken. Was schenken wir unserem Herrn und Meister? Wir schenken ihm unser Leben. Wir weihen unser Leben dem König. Unser Leben gehört ihm; in seine Hände übergeben wir uns. Wir vertrauen uns ihm an. „Ich bin dein, bin für dich auf dieser Welt. Wie verfügst du über mich?“ So hat die große heilige Theresia gedichtet und gelebt. „Ich bin dein, bin für dich in dieser Welt. Wie verfügst du über mich?“ Wir weihen ihm unser Leben; wir weihen ihm auch unsere Tätigkeit, unser Wirken. Wir können ihm ja helfen. Wir können ihm helfen, daß sein Werk zu den Menschen kommt. Wir nehmen teil an seiner Erlöseraufgabe gegenüber unseren Angehörigen, unseren Nachbarn, unseren Bekannten, ja auch fernen Menschen durch unser Gebet, das wir ihnen schenken. Wir nehmen teil an der Erlöseraufgabe Jesu. Und das ist ein wirkliches Geschenk, das wir ihm machen, daß wir uns bereit erklären, an diesem Werk mitzuarbeiten. „Ich weih‘ mein Werk dem König.“ Das soll unser Grundsatz sein: „Ich will dir folgen, wohin immer du gehst“, wie der Mann im Evangelium gesagt hat. „Rabbuni – mein Meister.“ Das ist das Wort, das Maria Magdalena zu Herrn gesprochen hat.

Thomas spricht ein anderes Wort: „Mein Herr und mein Gott.“ Darin liegt die Anerkennung, daß Jesus nicht nur der Nazarener ist, sondern daß er der auf Erden erschienene Gottessohn ist. Davon spricht das ganze Evangelium. Im Evangelium gibt es zwei Reihen von Aussagen. In der einen Reihe wird Jesus als Mensch geschildert, der hungert, der dürstet, der müde wird, der auf dem Schiffein einschläft, der sagt: „Ich bin euer Bruder, ich bin wie einer unter euch“, der sich entäußert hat und „im Äußeren erfunden ward wie ein Mensch“. Da ist aber auch eine andere Reihe von Aussagen, wo es heißt: „Ich und der Vater sind eins.“ „Ehe Abraham ward, bin ich.“ „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.“ Diese beiden Reihen von Aussagen deuten auf einen doppelten Seinsbestand in Jesus hin. Er ist ganzer und voller Mensch, er ist aber auch wahrhaft und wirklich Gott. Die Theologie und die großen Konzilien haben diese Wahrheit in das Dogma gefaßt von der einen Hypostase und zwei Naturen. Eine Person, ein Ich, ein einziges Ich, aber ein Ich, das sich zweier Naturen gleichsam bedient, das in zwei Naturen lebt und wohnt, in einer göttlichen und einer menschlichen Natur. Eine Hypostase – eine Person – und zwei Naturen. Der das sagt, ist kein Verrückter, es ist ein gesunder Mensch, dem alles Abwegige, alles Psychopathische fern ist. Was er sagt, ist die reine Wahrheit, und er hat es bestätigen und bezeugen lassen durch den Vater im Himmel. Seine Wunder und seine Auferstehung bekräftigen seinen Anspruch, der wahrhafte Sohn Gottes zu sein. Das ist einmal und nur einmal geschehen, daß Gott Mensch geworden ist, daß der Grund aus dem Grund gleichsam aufgestiegen ist und sichtbar geworden ist. Da gilt das Wort des heiligen Thomas von Aquin: „Welches Volk hat Götter, die ihm so nahe kommen wie unser Gott?“ Die Antwort lautet: Keines. Kein Volk hat Götter, die ihm so nahe kommen wie unser Gott. Wenn wir ihn sehen, dann sehen wir den Gott-

menschen. Wenn wir ihn hören, dann hören wir den Gottmenschen. Wenn wir ihm die Hand geben, dann geben wir Gott die Hand.

Diesen Jesus müssen wir in unserem Glauben und in unserer Liebe umfassen. Das sind die beiden Antworten, die in diesem Ausspruch des Thomas liegen: Mein Herr und mein Gott, ich glaube an dich, und ich liebe dich. An ihn glauben, das heißt sich ihm ausliefern, sich ihm übergeben, ihm vertrauen, ihm zutrauen, auf sein Wort setzen. Das heißt an ihn glauben. Wir können ihm glauben, weil er der wahrhaftige Gott ist. Wir dürfen ihm glauben, weil keine Täuschung zu befürchten ist. Es ist der Gott, der nicht getäuscht werden kann und der nicht täuschen kann. Wir können ihm alles abnehmen, was er sagt. Wenn er sagt: „Das ist mein Leib, das ist mein Blut“, dann dürfen wir darauf bauen. Wir können an ihn glauben, wenn wir ihn auch in der Schwachheit eines Kindes sehen, wenn wir ihn blutüberströmt am Kreuze erblicken, dann können wir an ihn glauben. Und wenn noch so oft gesagt wird: Diesen Anblick kann man nicht ertragen, da muß man sein Auge abwenden: Wir wollen unser Auge nicht von ihm abwenden. Wir wollen auf ihn schauen, denn es ist unser Bild, unser Gnadenbild, unser Heiligkeitsbild, auf das wir blicken. Wir wollen ihm glauben, auch wenn er am Kreuze hängt und wenn er mit einem Mantel der Einsamkeit umgeben ist. Wir wollen ihm glauben, auch wenn seine Kirche in Erschütterungen und in Mißständen dahinwankt. Wir wollen ihm glauben, denn er hat gesagt: „Ich bin bei euch bis ans Ende der Welt.“ Er ist auch in dieser Kirche, auch in dieser Zeit gegenwärtig. Wir wollen ihm das abnehmen und nicht daran rütteln.

Wir wollen ihn auch lieben. Es ist ja nicht schwer, ihn zu lieben. Wenn man sagt: Man soll Gott lieben, ist das von einer gewissen Schwierigkeit, denn Gott ist eben der Unsichtbare, der Überwältigende, der Ungreifbare, der Unaussprechbare. Aber hier haben wir einen Menschen vor uns, der Gott ist. Und so können wir ihn lieben, wie man einen Menschen liebt. Und wir wissen: Wenn wir diesen Menschen lieben, lieben wir Gott.

Wir können ihn lieben, wenn wir ihn sprechen hören. „Nie hat ein Mensch so geredet wie dieser“, so heißt es an einer Stelle im Evangelium, so frei, so kühn, so überlegen, so fühlend, so ergreifend. Wir können ihn lieben, wenn er schweigt. Sein Schweigen ist vielleicht noch ergreifender als sein Reden, sein Schweigen vor Pilatus, vor Kaiphas, vor Herodes. Kein kleinliches Reden, kein Abwälzenwollen, kein Sich-Entschuldigen, sondern hoheitsvolles Schweigen. Und erst der Inhalt seiner Worte! Nie hat ein Mensch so geredet wie er. „Er redet nicht wie unsere Schriftgelehrten“, haben die Menschen gesagt. „Er redet wie einer, der Vollmacht hat.“ Seine Worte sind voll Hoheit und zugleich voll Schlichtheit. Sie sind für jeden begreiflich und bergen doch eine unermeßliche Tiefe in sich. Denken wir nur an das eine Wort: „Alles, was ihr wollt, daß die Menschen euch tun, das sollt ihr ihnen tun.“ In diesen Worten ist eine ganze Moraltheologie, ist ja eine ganze Handlungsanweisung verborgen. „Alles, was ihr wollt, daß die Menschen euch tun, das sollt ihr ihnen tun.“ Ja, wenn wir das nur täten! Vielleicht ist die Welt deswegen so unleidlich geworden, weil die Menschen nicht das den anderen tun, was sie sich selbst getan wissen wollen.

Und dann sein Charakter, sein hoheitsvolles Wesen. In ihm ist eine ungeheure Spannung, die kein Mensch aushalten kann, die einen Menschen zerreißen würde, nämlich einerseits ein unglaublicher Wille, eines starke Willenstätigkeit, und gleichzeitig eine Zartheit des Empfindens. In ihm ist eine Sicherheit, eine Geradlinigkeit, und gleichzeitig ein umfassendes Wissen. Für uns Menschen ist das ja immer nicht leicht zu vereinbaren. Wenn einer stark vom Willen geprägt ist, dann ist er gewöhnlich nicht sehr zartfühlend, und wenn ein Mensch geradlinig vorangeht, dann besteht immer die Gefahr, daß er Scheuklappen hat, daß er nicht sieht, was rechts und links ist, und wie ein Seiltänzer ist, der eben auf seinem Seil geht, aber nicht nach rechts und nach links schaut.

In ihm ist Klugheit und Wahrhaftigkeit. Beim Menschen führt die Klugheit oft zur Unwahrhaftigkeit, und wer wahrhaftig ist, der ist häufig unklug. Bei Jesus ist beides vereint. Er weiß die Fallstricke seiner Gegner zu zerbrechen. In ihm ist Hoheit und Schlichtheit. Die Jünger spürten, daß er weit, weit über alles Menschenmaß hinausragt. Und doch war er wie einer von ihnen, der mit ihnen zu Tische saß, der ihnen die Füße wusch, der am Achterdeck des Schiffleins vor Müdigkeit einschlief. In ihm ist Härte und Milde vereint. Beim Menschen ist es nicht leicht anzutreffen, daß ein harter Mensch auch milde sein kann. Jesus war manchmal schroff, wenn es sein mußte. „Wer Vater und Mutter mehr liebt

als mich, ist meiner nicht wert.“ Und als ein Mann sagte: „Ich will dir folgen, aber laß mich zuerst meinen Vater begraben“, da entgegnete er: „Laß die Toten ihre Toten begraben! Du aber komm und folge mir nach!“ Und doch ist er von einer Milde wie eine zartfühlende Mutter, daß die Kinder zu ihm kommen. Daß die Kinder gerne bei ihm weilen, das ist ein gutes Zeichen. Ein Mensch, den die Kinder nicht lieben, kann kein guter Mensch sein. Und umgekehrt: Ein Mensch, zu dem die Kinder eilen, muß ein guter, muß ein liebender Mensch sein.

So ist Jesus eine Persönlichkeit, die wir wahrhaftig über alles achten, ehren und lieben können. Er ist gehaßt worden wie kein Mensch, aber die ihn hassen, das sind die Pharisäer, die Unlauteren, das ist Herodes, der Lüstling, das ist Pilatus, der Feigling. Jesus ist aber auch geliebt worden wie kein Mensch, und die ihn lieben, das sind die Martyrer, die Bekenner, die Jungfrauen, die Helden, die Heiligen. Das sind die, die ihn lieben. Und ihnen, meine lieben Freunde, wollen wir uns anschließen! Wir wollen zu ihm sagen: „Rabbuni – mein Meister“, und wir wollen zugleich bekennen: „Mein Herr und mein Gott!“ Wenn wir ihn lieben, können wir nicht enttäuscht werden. Nichts kann uns trennen von der Liebe Christi, und wir wollen deswegen mit neuer Inbrunst und mit neuer Sehnsucht das ergreifende Kirchenlied singen und beten:

*„Ich will dich lieben, meine Stärke,  
ich will dich lieben, meine Zier.  
Ich will dich lieben mit dem Werke  
und immerwährender Begier.  
Ich will dich lieben, schönstes Licht,  
bis mir das Herz im Tode bricht.“*

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Was ist der Mensch? (12)

(Über das apostolische Wirken des Menschen)

14.04.2002

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Am vergangenen Sonntag haben wir gesehen, daß wir Christus helfen können bei seinem Erlösungswerk, ja daß er darauf angewiesen ist, daß wir ihm helfen. Wir wollen heute fragen: Wie macht man denn das, dem Herrn bei seinem Erlösungswerk helfen? Wie muß man sich dazu ausrüsten? Welche Eigenschaften muß man besitzen, damit man Jesus wirksam bei seinem Erlösungswerk helfen kann? Wir sagen, Christus hat durch sein heiliges Kreuz die Welt erlöst, und das ist wahr. Aber darin liegt ein gewisses Paradox. Man sollte meinen, daß durch das Kreuz, durch das Leiden, durch das Dunkel des Todes die Finsternis eher noch finsterner wird. Das ist das Christentum nicht, daß ein reicher Mann die Armen reich macht, sondern daß der Ärmste von allen die Armen und die Reichen reich macht. Das ist das Christentum nicht, daß der Frohe die Betrübteten tröstet, sondern daß der Untröstlichste von allen die Betrübteten und die Frohen bereichert.

Christus konnte das Kreuz der Erde tragen, weil er sein eigenes Kreuz trug. Er konnte anderen nützen, weil er ohne sie fertig wurde. Er war ethisch wirksam, weil er geistig frei war. Er konnte andere retten, weil er zu leiden verstand. Das Geheimnis seines erlöserischen Wirkens war sein Verhältnis zum Vater. „Siehe, Vater, ich komme. Einen Leib hast du mir bereitet; ich komme, ihn dir zu opfern.“ Die Liebe zum Vater, die Hingabe zum Vater war die Kraft seines Leidens. Das Leiden als solches hätte nichts genützt, wenn nicht in ihm die Hingabe an den Vater wirksam gewesen wäre. Das ist das Geheimnis, das hinter jeder apostolischen Tätigkeit von Menschen stehen muß: das Verhältnis zum Vater. Wer sich nicht dem Vater im Himmel übergeben hat, wer sich ihm nicht geweiht hat, wer ihn nicht liebt und wer nicht schmerzlich empfindet, daß seine Liebe nicht groß genug und nicht tief genug ist, der ist zum Apostolat nicht tauglich.

Es muß freilich einiges dazu kommen, damit wir apostolisch wirken können – der gute Wille. Es muß uns an den Menschen etwas liegen. Wir müssen für die Menschen empfinden. Wem an den Menschen nichts liegt, der soll es nur gleich bleiben lassen. Man muß ein Herz für die Menschen haben. Wenn man den Menschen gleichgültig gegenübersteht, ist man untauglich für das Apostolat. Dann muß auch ein Studium dazukommen, ein Studium der Menschen. Man muß die Menschen studieren; man muß sich in sie hineinversetzen. Man muß versuchen, sie zu begreifen, aus welchen Antrieben, aus welchen Motiven sie handeln. Der Umgang mit den Menschen ist die beste Weise, zu lernen, wie man mit den Menschen umgehen muß. Dann kommt dazu eine gewisse Begabung von Gott, eine Gabe von Gott, eine Gnadengabe, ein Charisma. Aber demjenigen, der apostolisch wirken will, wird sie gegeben, diese Gnadengabe. Sie muß erbeten werden, und sie kann gesteigert werden. Aber wenn man Gott innig und sehnsüchtig darum bittet, so wird sie einem gegeben. Dazu müssen aber drei Eigenschaften kommen, die für den apostolischen Dienst unerläßlich sind, nämlich erstens Feinfühligkeit, zweitens Vornehmheit, drittens Verantwortlichkeit.

Wer apostolisch wirken will, muß ein feinfühligster Mensch sein, d.h. er muß mit den Menschen empfinden; er muß nachempfinden können, was in den Menschen vorgeht. Er muß sich hineinversetzen in die Menschen. Er muß wissen, wie ihnen zumute ist nach einem Schicksalsschlag, nach dem Verlust der Arbeitsstelle, nach dem Tode eines lieben Menschen. Am besten geeignet, für andere zu empfinden und mit anderen zu empfinden, ist derjenige, der es selbst durchgemacht hat. Ein Mensch,

dem es immer gutgegangen ist, der verwöhnt worden ist, ist nicht sehr geeignet zum Kontakt mit anderen Menschen. Man muß viel durchgemacht haben, man muß viel gelitten haben, man muß manches Kreuz getragen haben, um zu empfinden, wie es den Kreuzträgern dieser Erde ergeht. Die Feinfühligkeit wird sich dann auch darin zeigen, daß wir erraten, was in den Menschen vor sich geht. Die Menschen sagen es oft häufig nicht, was in ihnen vorgeht; man muß es erraten, was sie wünschen. Sie sagen es nicht aus Verlegenheit oder aus Scham oder aus Trotz. Man muß es erraten, ob die Menschen in einer Lage sind, daß man mit ihnen lachen soll, oder daß man mit ihnen weinen muß, das muß man erraten. Der heilige Paulus sagt, man soll mit den Lachenden lachen und mit den Weinenden weinen. Aber manchmal muß man mit den Weinenden lachen und mit den Lachenden weinen. Man muß erraten, ob man reden oder schweigen soll. Die Menschen erwarten, daß wir uns ihnen widmen, wenn sie uns brauchen. Sie wollen aber nicht, daß wir uns ihnen aufdrängen. Man muß erraten, ob man mit ihnen reden soll, oder ob man mit ihnen schweigen soll. Bei einem großen Leid kann es besser sein, zu schweigen, nur die Hand zu nehmen und nichts zu sagen. Durch unzeitiges Reden, durch unzeitiges Schweigen, durch unzeitiges Loben, durch unzeitiges Tadeln ist schon viel zerstört worden.

Die Wurzel der Feinfühligkeit ist das Studium der Menschen. Man muß sich mit ihnen befassen, man muß sich in sie hineinzusetzen versuchen, und zwar gerade in die Menschen, die uns am unsympathischsten sind. Die Unsympathischsten sind das dankbarste Objekt unserer Studien. Die, die im Gegensatz zu uns stehen, die wir nur mit Widerwillen ertragen, die muß man besonders studieren, und denen muß man besondere Wohltaten erweisen. Es ist ganz erstaunlich, wie manche Menschen aufblühen, wenn man Anteil an ihrem Geschick zeigt, wenn man ihnen etwas schenkt, wenn man ihnen hilft. Da blühen manche ganz wunderbar auf. Die Wirkung der Feinfühligkeit ist, daß man die Menschen besser versteht. Die Menschen tragen ja häufig Masken. Sie geben sich nicht so, wie sie wirklich sind. Sie tragen Masken, unter denen sie sich verbergen, und der feinfühlig Mensch vermag hinter diese Masken zu schauen. Er versteht die Menschen besser. Äußerlich ist das Tun der Menschen oft sehr deprimierend. Dann scheint es, als ob sie aus lauter Bosheit zusammengesetzt seien. Aber wenn man dahinter schaut, sieht man, daß es oft nicht Bosheit ist, sondern Krankheit, Leiden, Kurzsichtigkeit, Überrumpelung, Übereilung. Menschen, die selbst viel gelitten haben, neigen dazu, andere an ihren Leiden teilnehmen zu lassen. „Ich habe es nicht gut, also soll es der andere auch nicht gut haben.“ Weil sie gekränkt sind, suchen sie auch andere zu kränken. Das alles vermag der feinfühlig Mensch zu erraten.

Die zweite Eigenschaft, die ein apostolisch tätiger Mensch haben muß, ist die Vornehmheit. Vornehm sein heißt, sich selbst nicht anderen aufdrängen und andere gelten lassen. Sich selbst nicht aufdrängen; man muß hinter der Sache zurücktreten. Wir haben eine so große Botschaft zu verkünden, daß der Mensch völlig dahinter verschwinden muß. Wir müssen im Hintergrund bleiben. Man darf nicht alles, was man mit Menschen tut und erlebt, zu einem Sprungbrett benutzen, um von sich selbst zu erzählen und von sich selbst zu reden. Der apostolische Mensch ist der Mensch, der hinter der Botschaft zurücktritt. Auf der anderen Seite muß er den Menschen, denen er die Botschaft bringen will, die Freiheit lassen. Wir neigen dazu, zu viel zu reglementieren. „Weil ich das tue, muß es der andere auch tun.“ Warum denn? Man soll den Menschen die Freiheit lassen. Wenn immer es möglich ist, soll man sie in Freiheit erziehen. Das gilt auch für die Kinder. Man muß die Kinder in Freiheit und zur Freiheit erziehen. Fortwährend auf sie einreden, immerfort an ihnen herumrörgeln, das stumpft ab. Der apostolisch tätige Mensch ist so vornehm, daß er anderen wenn immer möglich die Freiheit läßt. Er läßt ihnen auch ihre Meinung, selbst wenn sie falsch ist. Auch falsche Meinungen können für manche Menschen eine Notwendigkeit sein. Wenn sie ihnen nicht schadet, und wenn wir nicht Verantwortung tragen, dann lassen wir ihnen ihre falsche Meinung. Es gibt sogar für die Menschen nützliche Illusionen. Bloß weil ich eine andere Meinung habe, will ich sie und soll ich sie dem anderen nicht aufdrängen. Das gilt vor allen Dingen für die Frömmigkeitsformen. Wir haben in der Kirche eine große Bandbreite verschiedener Frömmigkeitsformen, die mehr oder weniger zum Zentrum des Glaubens hinführen. Solange diese Frömmigkeitsformen sich nicht verirren, solange sie nicht dem Glauben widersprechen, solange sie den Menschen, die sie üben, nicht schaden, lassen wir ihnen diese Frömmigkeitsformen, auch wenn wir sie nicht teilen, selbst dann, wenn wir sie nicht billigen können.

Schließlich müssen wir den Menschen auch ihre Neigungen lassen. Die Tendenzen im Menschen sind sehr verschieden, und wenn ein Mensch eine bestimmte Neigung hat, dann soll ich ihn gewähren lassen, sofern sie ihm nicht wesentlich schadet und sofern ich nicht von Amtes wegen verpflichtet bin, dagegen Einspruch zu erheben. Aber bloß weil er es anders macht als ich, deswegen darf ich als apostolisch tätiger Mensch ihm nicht die Neigung vergällen. Ein apostolisch tätiger Mensch muß von vornehmer Gesinnung sein, d.h. Zurückhaltung in allem, wo es nicht als seine Amtsaufgabe gefordert ist, Zurückhaltung gegenüber der Freiheit, gegenüber der Neigung des anderen. Zu dieser Haltung ist freilich nur fähig, wer selbst von einer inneren Bescheidenheit und von einem gesunden Selbstbewußtsein erfüllt ist. Beides ist notwendig. Wer nicht innerlich bescheiden ist, muß fortwährend auf den anderen einreden, weil er sich nicht zurücknehmen kann, und wer kein Selbstbewußtsein hat, muß ebenfalls den anderen fortwährend kritisieren, weil er sich durch den anderen in seinem Verhalten gestört fühlt.

Die dritte Eigenschaft, die ein apostolisch tätiger Mensch haben muß, ist die Verantwortlichkeit, Verantwortlichkeit, weil man so vieles zerstören und so vieles gutmachen kann. Die Verantwortlichkeit zeigt sich einmal in der Schonung, mit der wir die Menschen behandeln. Die Menschen sind sehr zerbrechlich, sie sind sehr empfindlich. Es gibt wohl kaum einen Menschen, der nicht empfindlich ist. Da kann man sagen: Ja, sie sollen halt nicht so empfindlich sein. Aber sie sind eben so empfindlich, und damit muß man rechnen. „Man muß die Menschen nehmen, wie sie sind, andere gibt es nicht“, sagte der weise Adenauer. Wenn die Menschen empfindlich sind, muß man mit ihrer Empfindlichkeit rechnen. Die Empfindlichkeit verpflichtet uns zur Schonung und zur Rücksichtnahme. Was wir reden, was wir ihnen unterbreiten, wozu wir sie mahnen, das muß vorher überlegt sein, und es muß ihnen schonend beigebracht werden mit Rücksichtnahme auf ihre Empfindlichkeit.

Die Verantwortlichkeit zwingt uns auch zur Wahrhaftigkeit. Wir müssen wahrhaftig mit den Menschen umgehen. Wir dürfen ihnen keine barmherzigen Lügen unterbreiten. Man kann den Menschen schon die Wahrheit sagen, aber man muß sie ihnen so sagen, daß sie sie annehmen. Und wann nehmen sie sie an? Wenn man sie ihnen sagt wie ein Verbündeter. Wenn die Menschen spüren: Es tut dem anderen gewissermaßen leid, daß er mir diese unangenehme Wahrheit sagen muß, wenn sie merken: Der andere meint es mit mir gut, und was er mir jetzt unterbreitet, das ist nichts anderes als ein Ausfluß seiner Liebe zu mir, wenn man so den Menschen die Wahrheit sagt, wenn die Wahrhaftigkeit sich mit der Barmherzigkeit vermählt, dann kann man den Menschen schon die Wahrheit sagen.

Schließlich muß man aus Verantwortlichkeit den Menschen helfen. Das Wichtigste bei der Hilfe ist, daß man sich mit ihnen solidarisch fühlt, daß man Anteil nimmt. Wenn die Menschen spüren: Dem bin ich nicht gleichgültig, sondern der hat ein Herz für mich, der empfindet mit mir, dann ist ihnen schon häufig geholfen. Aber freilich muß sich die Empfindung auch auswirken. Wir sollen den Menschen auch tatkräftig helfen; lieben nicht nur mit Worten, sondern mit der Tat. Das geschieht indirekt und direkt. Indirekt helfen wir den Menschen, wenn wir ihnen das Leben erleichtern, wenn wir ihnen das Leben erhellen. Wir können ihnen oft das Kreuz nicht abnehmen, wir können das Leid nicht verschwinden lassen, aber wir können ihnen das Leben erleichtern und erhellen, sie erfreuen und dadurch ihnen eine Kraft vermitteln, daß sie das Kreuz leichter tragen. Dann natürlich auch tatkräftig helfen, direkt helfen, indem man ihnen etwas schenkt, indem man auf sie zugeht, indem man ihnen eine Arbeit abnimmt, indem man ihnen einen Gang erledigt. Das sind Weisen, wie der verantwortliche Mensch, wie der apostolische Mensch, der verantwortlich ist, mit den anderen Menschen umgeht.

Die Wirksamkeit, die wir gegenüber anderen ausüben, verlangt freilich auch, daß wir uns von ihnen etwas sagen lassen, daß wir auch von ihnen etwas annehmen, und das besagt dreierlei. Erstens einmal, daß wir mit Freiheit zu den Menschen kommen. Freiheit heißt, nicht mit dem Verlangen und nicht mit der Furcht. Wir dürfen nicht danach verlangen, von Menschen geliebt, angenommen, geehrt zu werden. Das ist ein falsches Motiv. Der apostolische Mensch muß ohne Rücksicht auf Eigenlob, auf Eigenliebe arbeiten. Die Selbstsucht verdirbt alles. Aber auch ohne Furcht. Man muß ohne Furcht apostolisch tätig sein, nämlich ohne die Furcht, den anderen zu verlieren, aus seiner Liebe zu fallen. Diese Furcht muß ebenfalls aus uns gewichen sein, wenn wir apostolisch tätig sind. „Nec laudibus,

nec timore“ war der Wahlspruch des Kardinals Galen von Münster, also nicht durch Lob und nicht durch Furcht wollte er sich zum Handeln angetrieben wissen.

Wir müssen sodann mit Beweglichkeit auf die Menschen zugehen. Beweglichkeit heißt, daß wir etwas von ihnen annehmen. Meine lieben Freunde, man kann von jedem Menschen etwas lernen. Von dem einen lernt man, wie man es machen soll, von dem anderen, wie man es nicht machen darf. Aber lernen kann man von jedem etwas. Es hat noch niemand etwas so Blödsinniges gesagt, daß man nicht eine Lehre daraus ziehen konnte.

Dann müssen wir auch dem anderen nachgeben. Wir sind oft zu starr und können nicht nachgeben. Das ist fatal, wenn man nicht nachgeben kann. In unwesentlichen Dingen nachgeben, das ist eine hohe Tugend, und es gehört zum apostolischen Menschen, daß er in zweitrangigen Angelegenheiten nachgibt. Schließlich gehört dazu auch, daß er sich verbessern läßt. Was tut das den Menschen wohl, wenn man sagt: Ich habe etwas von Ihnen gelernt, ich habe etwas von Ihnen angenommen, Sie haben mir geholfen, ich habe den Fehler auf Ihren Rat hin abgelegt! Schließlich muß man aber auch mit Festigkeit auftreten. Festigkeit besagt handeln, ohne die Menschen zu fragen. Man kann nicht bei allem ihre Genehmigung einholen, man kann auch nicht allen die Motive aufdecken. Man muß tun, was richtig und geboten ist. Festigkeit muß in unserem Handeln sein. Wenn wir dagegen Forderungen stellen, müssen wir sie den Menschen erklären. Man muß sie auch den Kindern erklären. Die Kinder sollen nicht gedrillt werden, sie sollen erzogen werden, und erzogen wird man eben nur, wenn man Einsicht gewinnt in die Vernünftigkeit und in die Notwendigkeit der Befehle und Weisungen. Die Forderungen also, die wir an die Menschen stellen, müssen wir begründen.

Wenn wir in der Stadt Mainz umhergehen, treffen wir an einer Straßenecke Zeugen Jehovas, die jede Woche zwei Stunden lang ihre Blättchen feilbieten: „Wachturm“, „Erwache!“ In manche Haushalte kommen zwei junge, adrett gekleidete Männer und wollen uns bekehren zum Glauben der Mormonen. Es gibt viele Mormonen, die lassen sich ein ganzes Jahr lang von ihrer Berufstätigkeit freistellen, um ihren Glauben, ihren falschen Glauben, ihre Lehre, ihre falsche Lehre den Menschen zu bringen. Und was tun die Christen? Wo ist die apostolische Tätigkeit der Christen? Sie warten, bis die Menschen kommen. Ja, man darf nicht warten, man muß zu ihnen hingehen, man muß sie besuchen, man muß sie ansprechen, man muß sie zu gewinnen versuchen. Wenn die Feinde der Kirche wachen, dürfen die Freunde der Kirche nicht schlafen! Wenn die Feinde der Kirche reden, dürfen die Freunde der Kirche nicht schweigen. Wenn die Feinde der Kirche ihre Waffen schärfen, dürfen die Freunde der Kirche ihre Waffen nicht verrostet lassen. „Liebet was ihr glaubt, verkündet dann, was ihr liebt!“ sagt der heilige Augustinus. Liebet, was ihr glaubt! Es muß euch etwas daran gelegen sein an dem, was ihr glaubt. Und wenn euch etwas daran gelegen ist, dann werdet ihr es auch anderen bringen.

Liebet, was ihr glaubt! Verkündet dann, was ihr liebt!

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die heilige Messe – ein wahres Opfer

21.04.2002

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Es gibt noch wache Christen. Es gibt noch Christen, die nachdenken, wenn sie etwas hören oder lesen. Eine Dame aus dieser Gemeinde, die auch heute erfreulicherweise unter uns ist, brachte mir einen Artikel aus der Mainzer Kirchenzeitung „Glaube und Leben“. Sie fühlte sich befremdet von diesem Artikel. Als ich ihn gelesen hatte, mußte ich ihr recht geben, denn dieser Artikel ist befremdlich. Er befaßt sich mit dem Meßopfer, und darin steht der Satz: „Die Eucharistie ist ausschließlich deswegen ein Opfer, weil in der Feier der Eucharistie das Gedächtnis an das einmalige Opfer Jesu gefeiert wird.“ Dann heißt es weiter: „Wenn wir fragen, was das Opfer der Kirche ist, so kann es nicht darum gehen, die Gaben auf dem Altar zu opfern. Es ist ein mißverständlicher Eindruck, wenn man sagt, die Kirche würde Jesus Christus in jeder Eucharistiefeier aufs neue opfern.“ In diesen Äußerungen wird die katholische Eucharistielehre falsch dargestellt. Es steht manches Richtige in dem Artikel, aber das, was ich vorgelesen habe, ist falsch. Wir wollen es zum Anlaß nehmen, das Opfer der Messe, das Meßopfer, uns vor Augen zu führen.

Was ist ein Opfer? Ein Opfer ist eine sichtbare Gabe, die Gott dargebracht wird zum Ausdruck der Hingabe und der Unterwerfung unter seinen Willen. Ein Opfer umfaßt also zwei Dinge, eine äußere Gabe und einen inneren Willen. Der innere Wille wird in der Gabe ausgedrückt. Wer eine Gabe bringt, erklärt damit: Gott, so liege ich vor dir, so bin ich dir ergeben, so will ich deinen Willen tun wie diese Gabe, die jetzt auf dem Altare liegt.

Die Menschen aller Zeiten haben Opfer dargebracht. Wir hören aus der Heiligen Schrift, wie schon Kain und Abel, die ersten Menschen, Opfer Gott darbrachten. Kain legte Garben auf den Altar; die Garben wurden verbrannt, und darin lag das Symbol des Sich-Übergebens an Gott. So, wie diese Gaben verbrannt werden, so wollte Kain sagen, so will ich mich jedem anderen Gebrauch entziehen. Du sollst über mich verfügen; ich will dir gehören, so wie diese Opfergaben, die jetzt als Brandopfer zu dir emporsteigen. In allen Tempeln der Erde wurden Opfer dargebracht. Aber es war eine heimliche Lüge in diesen Opfern. Die Menschen weihten Gaben als Symbol ihrer Selbsthingabe, aber sie weihten sich nicht selbst, sie behielten etwas vor, denn sie waren Sünder, und Sünder heißt ja, sich etwas vorbehalten gegen Gottes Willen. Es war also eine heimliche Lüge in diesen Opfern, und so hat Gott gesagt: Ihr bringt mir die krummen und lahmen Tiere, die ihr nicht gebrauchen könnt; die opfert ihr, und das ist ein Zeichen eures verkehrten Willens. Ihr übergebt euch nicht wirklich mir, ihr behaltet euch etwas vor. Ich soll das nehmen, was ihr nicht mögt. Und so beschloß Gott, ein wahres, reines und heiliges Opfer zu stiften. Dieses Opfer hat Jesus Christus, unser Herr und Heiland, dargebracht. In seinem ganzen Leben war der Opferwille beherrschend. „Siehe, Vater, ich komme, deinen Willen zu tun. Einen Leib hast du mir bereitet, siehe, ich bringe ihn dir zum Opfer dar.“ Diesen Opferwillen hat er in seinem ganzen Leben bewährt. Als er für die Wahrheit Zeugnis gab, als er für die Gerechtigkeit kämpfte, als er den Menschen diente, da hat er seinen Opferwillen bewiesen. Er hat ihn bewiesen bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuze. Da hat er sein Opfer vollendet. Achten Sie darauf, daß Johannes sagt: „Ein Soldat öffnete seine Seite, und es floß Blut und Wasser heraus.“ Warum sagt er das? Er will zeigen: Es war nichts mehr drin, es war alles aufgebraucht. Er hat in seinem Leben alles hingegeben, was überhaupt in ihm verfügbar war. Er hatte nichts zurückbehalten, und so war sein Opfer am Kreuze vollendet.

Dieses Opfer ist unser Heil. Von ihm leben wir; durch das Kreuzesopfer sind wir gerettet. Aber dieses Opfer gehört der Vergangenheit an. Wir müssen indes mit dem Kreuzesopfer in Verbindung kommen. Wir müssen uns das Kreuzesopfer aneignen; wir müssen mit Christus auf das Kreuz steigen. Deswegen hat Christus das Meßopfer eingesetzt. Das Meßopfer ist die sakramentale Epiphanie von Golgotha. Das Meßopfer ist das Kreuzesopfer in sakramentaler Gestalt. Dieses wird, wie das Konzil von Trient sagt, „vergegenwärtigt“. Es tritt aus der Vergangenheit in die Gegenwart ein. Und hier kommt nun der Punkt, wo ich diesen Artikel aus der Zeitschrift „Glaube und Leben“ rügen muß. Die Vergegenwärtigung des Kreuzesopfers ist nicht bloß ein Gedächtnis. Gewiß denken wir in der Messe an das Kreuzesopfer, aber das zu sagen genügt nicht, denn wir denken auch an das Kreuzesopfer, wenn wir ein Kreuz anbringen, oder wenn wir den Kreuzweg beten, oder wenn wir die Passionsgeschichte lesen. Das Meßopfer ist mehr als ein Gedächtnis des Kreuzesopfers. Das Meßopfer ist deswegen ein Gedächtnis des Kreuzesopfers, weil es seine Vergegenwärtigung ist; und diese Vergegenwärtigung geschieht durch das Opfer der Kirche. In diesem Artikel fällt eine ganze Dimension des Meßopfers aus, nämlich das Opfer der Kirche. Es ist gewiß im Meßopfer derselbe Opferpriester, Christus. Es ist dieselbe Opfergabe, Christus. Es ist dieselbe Opferhingabe, die Christi. Aber dieses Opfer könnte nicht gegenwärtig werden, wenn es nicht die Kirche als ihr Opfer darbringen würde. Indem die Kirche das Opfer Christi darbringt, tritt das Kreuzesopfer aus der Vergangenheit in die Gegenwart. Es gibt keine andere Vergegenwärtigung des Kreuzesopfers als durch das Opfer der Kirche. Die Kirche gliedert sich nämlich ein in das Kreuzesopfer. Sie bringt sich selbst dar. Sie lernt am Kreuzesopfer, sich selbst zu opfern. Deswegen gibt es einen menschlichen Opferpriester, den geweihten katholischen Priester. Deswegen gibt es eine gläubige Gemeinde, die sich dem Priester anschließt beim Opfer. Und Priester und Gemeinde sind nicht nur opfernd tätig, sie sind auch Geopferte; sie gliedern sich in das Opfer Christi ein. Wir müssen also festhalten: Das Meßopfer ist eine aktuelle Präsenz, eine wirkliche Gegenwart des Kreuzesopfers. Aber diese Gegenwart entsteht nur, indem die Kirche ihr Opfer mit dem Opfer Christi verbindet.

Jetzt wissen wir, meine lieben Freunde, wie wir das Meßopfer feiern müssen. Wir müssen es feiern in der Solidarität mit Christus. Wir müssen zu Christus sagen: Du gehst durch dein Leiden, durch dein Kreuz zum Vater im Himmel. Nimm mich mit! Mein Heiland, nimm mich mit! Ich klammere mich an dich. Ich bin mit dir verbunden. Ich gehe mit dir. Aber nimm mich mit! Nimm mich mit, damit ich mit dir beim Vater ankomme!

Es ist nicht wichtig, meine lieben Freunde, daß Sie jedes Wort der Messe mitbeten, das der Priester betet. Der Priester ist ja der Hauptträger der Vergegenwärtigung des Kreuzesopfers. Er muß deswegen die ganze Messe ohne Auslassung, ohne Veränderung beten. Aber wenn Sie bei der heiligen Messe nur den einen Gedanken haben: Jesus geht durch sein blutiges Leiden zum Vater im Himmel, und ich schließe mich ihm an, dann haben Sie die Messe gut mitgefeiert. Sie brauchen nur diese Gesinnung in sich zu tragen: Mein Jesus, mein Heiland, nimm mich mit! Dann war Ihre Mitfeier der heiligen Messe Gott wohlgefällig.

Das ist also die Gesinnung, in der wir die Messe mitfeiern müssen. Wir erkennen zugleich auch die Notwendigkeit der Mitfeier. Jesus geht zum Vater, und der Vater nimmt nur das, was Jesus ihm gibt. Wer sich also nicht an Jesus anschließt, kann nicht zum Vater kommen. Nun geht Jesus zum Vater als ein Geopferter, als ein Leidender. Also muß man sich in die Leidensgemeinschaft mit Jesus begeben, muß man an seinem Leidensopfer teilnehmen. Da kann man nicht sagen: Ich gehe am Sonntag auf den Berg, oder ich gehe ans Meer, oder ich gehe in den Wald. Das kann man alles machen. Aber da findet man nicht den sich opfernden Jesus. Da kann man sich nicht an Jesus, den Geopferten, anschließen. Der sich opfernde und geopferte Jesus ist nur gegenwärtig im von der Kirche repräsentierten Kreuzesopfer in der heiligen Messe, im Meßopfer.

Wenn das Meßopfer richtig verstanden wird, dann opfern wir uns mit Christus, und wir opfern Christus. Ja, wir opfern Christus zuerst und uns mit ihm. Das ist der Sinn des Meßopfers, und das ist eben etwas, was dem Kreuzesopfer hinzugefügt wird; das Meßopfer ist also nicht bloß Gedächtnis des Kreuzesopfers, sondern Gedächtnis des Kreuzesopfers in der Gestalt des Opfers der Kirche. In der Wandlung geht unsere Gabe zu Gott empor, und in der heiligen Kommunion steigt sie zu uns nieder.

Was wir Gott aufgeopfert haben, das schenkt er uns in der heiligen Kommunion. Die heilige Kommunion ist ein Beschenktwerden mit der Opferspeise. Es wird uns ein Herz geschenkt, das Herz Jesu. Das heiligste Herz Jesu, das kehrt in uns ein. Und Gott wird uns geschenkt. Da ist die Natur überboten. Von Natur aus gehören wir Gott; aber hier in der Kommunion wird uns Gott geschenkt. Gott ist der Allmächtige, aber er hatte nicht mehr, was er geben konnte. Er ist der Allweise, aber er wußte nicht mehr, was er uns geben konnte. Hier ist das Höchste geschehen, was überhaupt geschehen kann: „Gott wird klein, sinkt dir ein, Menschenherz heißt sein Schrein. Hier wird neu die erste Liebe. Schöpfer küßt in brennender Liebe das Geschöpf, das er ersann, Kindlein sein, das ihm entrann. Süß wie die Blüte Gott mich behüte.“ So hat ein im Ersten Weltkrieg gefallener junger Dichter die Eucharistie gepriesen.

Diese Opferspeise ist ein bleibendes Sakrament. Sie vergeht nicht. Wenn die Taufe gespendet ist, dann ist der Taufvorgang abgeschlossen. Wenn die Firmung erteilt ist, dann ist der Firmvorgang zu Ende. Nicht so beim eucharistischen Opfer. Die Opferspeise bleibt; Jesus wartet. Er wartet im Tabernakel. Es kann immer noch einer kommen, der ihn empfangen möchte. Es kann ein Kranker ihn rufen. Es gibt viele, viele, die ihn kennen, aber an den Altären des Schenkens vorübergehen. Auf sie wartet er. Er wartet, daß der eucharistische Frühling kommt. Ganze Völkerscharen, Millionen nehmen an der Opferspeise teil, aber der eucharistische Frühling ist noch weit. Da muß Jesus noch warten. Wenn man die Menschen bei der Kommunion sieht, dann möchte man meinen, sie seien jetzt abgekommen von ihren Streitereien, von ihren Ansprüchen, von ihren Forderungen, von ihrer Abneigung. Aber dann gehen sie wieder hin, und dann sind ihre Forderungen, ihre Ansprüche und ihre Streitereien doch wieder da. Der eucharistische Frühling ist noch weit, und Jesus muß warten. Wenn man sie sieht, wie sie den Heiland empfangen wollen und nichts anderes begehren als ihn aufzunehmen, dann meint man, jetzt ist ihr Haß vorbei, jetzt sind ihre Neidgefühle abgetan. Aber dann gehen sie wieder hinaus in ihre Häuser und auf die Gassen und vergießen das Blut, das in ihnen geschenkt ist. Da muß Jesus warten, und es ist ein schmerzliches Warten. Kann man ihm da gar nicht helfen? Kann man das nicht abkürzen? Gewiß, man kann es abkürzen. Durch mein Leiden, durch mein Leben, durch mein Dienen, durch mein Sterben kann ich, wenn es mit Jesus getan ist, das Warten Jesu abkürzen.

Die Erde hat lange gebraucht, bis sie sich aus dem Urnebel gelöst hatte. Im Winter warten wir auf den Frühling, aber eines Tages kommt er doch. Und so wird es auch sein mit dem Frühlingsfest, das wir erwarten. Einmal werden die Auserwählten Jesu alle kommuniziert haben, einmal werden sie eingehen in seine Liebe. Einmal wird eine Ordnung und eine Gemeinschaft und ein Friede sein, und das Zeichen dafür ist das eucharistische Opfer – ein Morgenrot, das auf unseren Altären steht, ein Flammenzeichen des besseren Tages. Einmal wird das Warten der Geisterwelt zu Ende sein, einmal wird es kein Opfer mehr geben, keine Wandlung mehr, sondern nur noch Frieden und Kommunion und Vereinigung mit Christus. Eines Tages wird die Ordnung gekommen sein, die wir hier ersehnen und die wir nicht zu schaffen vermögen. Einmal wird es heißen: Hochgelobt und gebenedeit sei das allerheiligste Sakrament des Altares, jetzt und in alle Ewigkeit!

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Was ist der Mensch? (13)

(Über die Berufung in die Nachfolge des Herrn)

28.04.2002

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Christus ist gekommen, um die Menschen in seine Nachfolge zu rufen. Aber nicht alle Berufungen, die er ergehen läßt, sind erfolgreich. Es gibt Menschen, die seinen Ruf aufnehmen, es gibt aber auch Menschen, die ihn überhören. So wollen wir am heutigen Tage zwei Kategorien von Menschen betrachten: diejenigen, deren Berufung erfolglos war, und jene anderen, die erfolgreich berufen wurden.

Erfolglos war die Berufung, die Jesus an sein Volk, an sein geliebtes Volk ergehen ließ. Das Volk als ganzes hat sich der Berufung des Herrn nicht geöffnet. Wir wollen fragen: Warum hat es sich der Berufung versagt? Warum ist das jüdische Volk nicht auf die Botschaft seines Messias eingegangen? Das Volk ist etwas sehr Lebendiges, etwas Wankelmütiges, etwas Unentschlossenes, leicht begeistert, aber die Begeisterung flaut auch ebenso leicht wieder ab, für alles Neue empfänglich, aber nur für kurze Zeit. Es fehlt ihm die Beständigkeit, es fehlt ihm die Sachlichkeit, es fehlt ihm die Geistigkeit und es fehlt ihm die Opferwilligkeit.

Das Volk ist nicht beständig. Es ist hin und her gezerrt zwischen den verschiedenen Ansichten und Meinungen. Wir erleben es ja bei den Wahlen, wie die Menge der Unentschlossenen, der Unentschiedenen, die nicht wissen, was sie wählen sollen, immer größer wird. Die Menschen wissen nicht, was wirklich zum Heile ist, und wenn sie dann tatsächlich das Richtige wählen, dann aus falschen Motiven. Das Volk ist nicht beständig. Das Volk ist auch nicht sachlich. Es geht ihm nicht um die Sache. Was wollten sie bei Jesus sehen: Wunder, Schauwunder, Sensationswunder, Reden, wie sie ihre Pharisäer und Schriftgelehrten nie von sich gegeben hatten. „So etwas haben wir überhaupt noch nicht gehört“, so sagten sie von ihm. Also es kam ihnen auf das Sensationelle an, auf das Prickelnde, auf das Pikante, aber nicht auf die Sache. Das Volk ist nicht geistig. Die Botschaft Jesu setzte viel Geistigkeit voraus, geistige Interessen, geistigen Schwung. Aber das Volk ist beschäftigt mit dem Nächstliegenden, mit der Sorge um das tägliche Brot, mit dem Kampf ums Dasein. Das Geistige liegt ihm fern, und deswegen hat es sich der Geistigkeit der Verkündigung Jesu nicht erschlossen. Das Volk ist nicht opferwillig. Solange Jesus es mit dem Wort und mit dem Brot speiste, da war es ihm hinterhergelaufen. Aber allmählich erkannten sie, daß die Führung sich dem Messias widersetzte, und sie waren abhängig von diesen Leuten. Sie mußten sich anpassen, und sie waren nicht willig und bereit, das Opfer zu bringen, sich gegen die starke Schicht der Bildung und der Macht durchzusetzen, bei ihrer eigenen Gewissensentscheidung zu verharren.

Und so ist es immer geblieben. Auch heute muß man vom Volke sagen: Es ist meist nicht sachlich. Es sucht das Sensationelle, das Aufregende, das Auffallende – auch im Religiösen. Auch im religiösen Bereich gibt es eine breite Schicht von Menschen, die immer das Sensationelle suchen: da eine Erscheinung und da ein Stigmatisierter, und dem laufen sie nach, und das Entscheidende, nämlich der Anschluß an Jesus, der zur Nachfolge ruft, kann darüber leicht in Vergessenheit geraten. Das Volk ist auch wenig geistig. Es sucht im Religiösen oft das Materielle, das Handfeste, das ins Auge Stechende. Die Religion Jesu ist aber geistig. Wir müssen ihn anbeten im Geist und in der Wahrheit und nicht im Kreatürlichen. Man darf sich im Religiösen nicht an das Geschöpfliche hängen. Weil da ein Seher ist oder da eine Erscheinung erfolgt, deswegen muß man nicht religiös sein, sondern weil Jesus der Offenbarer ist, deswegen müssen wir glauben. Und schließlich ist auch die Opferscheu weit verbreitet.

Wenn es anfängt gefährlich zu werden, wenn die täglichen Opfer drängen, da werden die Menschen unsicher und fallen ab. Die anspruchsvolle Sittlichkeit der katholischen Kirche ist für viele ein Ärgernis. Sie geben andere Gründe vor; sie schieben die Verfehlungen von Priestern vor und das Versagen von Bischöfen, was ja alles einzuräumen ist. Aber deswegen darf man doch nicht seine Mutter, seine kranke Mutter, die Kirche, im Stich lassen! Deswegen darf man doch nicht aufgeben, was man mit Überzeugung angenommen hat! Die Berufung des Volkes war erfolglos.

Erfolglos war auch die Berufung der Führer des Volkes, also der Pharisäer, der Schriftgelehrten, der Ratsherren, der Hohenpriester und der ganzen Priesterschaft. Sie waren die führende Schicht im Volke, die Tonangebenden. Sie hatten das Volk in der Hand; die Masse mußte ihnen folgen. Wenn aber sie sich zu Jesus bekehrt hätten, wäre ihnen die Macht aus der Hand geglitten, dann hätten sie seine Maximen übernehmen müssen, dann hätten sie ihre Schulstreitigkeiten zwischen Schammai und Hillel hintansetzen müssen. Dann hätten sie sich zu seinen Füßen niedersetzen müssen und ihn anhören. Das wollten sie nicht. Ihr Egoismus, ihre Habsucht, ihre Herrschsucht verbot es ihnen, sich an Jesus zu halten und ihm zu folgen. Ihr Herz war schon ausgefüllt, ausgefüllt mit ihren Interessen und mit ihren Vorteilen. Da sieht man, wie Berufungen erfolglos sein können. Wenn ein Herz schon voll ist, voll von Leidenschaften, voll von Begierden, voll von Trieben, da kann es die Botschaft Jesu nicht aufnehmen, da kann es sich nicht zu seiner Nachfolge entschließen. Man muß Platz schaffen im Herzen, Platz schaffen für den Glauben, Platz schaffen für die Nachfolge, Platz schaffen für die Gefolgschaft Jesu.

Auch ein Einzelner wurde vergeblich berufen; es war der reiche Jüngling. Das war ein vortrefflicher Mann. Er hatte die Gebote gehalten, nicht bloß den Buchstaben, sondern auch den Geist. Er war wohlherzogen, er war kultiviert, aber er war sehr reich. Nun ist Reichtum keine Sünde, aber der Reichtum kann zur Gefahr werden. Wenn man in den Reichtum verliebt ist, wird der Reichtum zur Gefahr. Und der junge Mann liebte den Reichtum. Wenn er heute leben würde, hätte er wahrscheinlich eine Villa, eine Zweitwohnung an der Costa Brava, einen Porsche würde er fahren, und ein Motorboot läge in seinem Schuppen; vielleicht hätte er sogar ein Privatflugzeug. Das wäre heute ein reicher Jüngling. Und ähnlich müssen wir es uns bei diesem jungen Mann denken, den der Herr zur Nachfolge berief. Es war in seiner Seele eine Kleinlichkeit und eine Enge durch dieses Verhaftetsein an den Reichtum. Er liebte das kultivierte Leben, und das hatte ihm den Schwung, die Bereitschaft zur Nachfolge genommen. Der Herr versuchte es, ihn aufzurufen: „Willst du vollkommen sein, verkaufe, was du hast, gib es den Armen, und du wirst einen Schatz im Himmel haben, dann komm und folge mir nach!“ Wenn er das gekonnt hätte, wenn er dazu fähig gewesen wäre, alles auf einmal aufzugeben, dann hätte er den Schwung wiedergewonnen, den er nicht mehr hatte. Dann wäre er willig gewesen, die Nachfolge des Herrn anzutreten. Aber das war zuviel für ihn. Er war verweichlicht, er war schwach, er war weich, und dazu war er nicht fähig, alles auf einmal hinzugeben. Der Heroismus, das Wagnis, das Risiko, das lag ihm nicht. Und so war der Herr traurig, weil dieser Jüngling ihm nicht folgte. Er war traurig, weil er die Tragik dieses Menschen sah, dessen Leben ein Torso bleiben würde, weil er den großen Schwung nicht gewonnen hat, den ihm der Herr angesonnen hatte, als er ihn aufforderte, alles hinweg zu geben. Das Volk, die Führer des Volkes, der reiche Jüngling wurden erfolglos berufen.

Aber es gibt auch eine Reihe erfolgreicher Berufungen. Da gibt es zwei Gruppen von Menschen, die sich sehr unterscheiden. Die ersten, das sind jene, die sofort dem Ruf des Herrn folgen, unbedenklich auf seine Forderung eingehen, ihm nachzufolgen, alles daransetzen, um in seiner Nachfolge das Reich Gottes zu erwerben. Da stand Johannes der Täufer am Jordan, und neben ihm waren seine Schüler. Jesus ging vorüber und weckte das Interesse seiner Jünger, und zwei von ihnen, Johannes und Andreas, folgten Jesus. Sie waren schüchtern, sie waren unsicher, sie waren scheu. Sie wollten ihn ansprechen, und Jesus ahnte das. Er wandte sich um: Was wollt ihr? Was sucht ihr? Dann fragten sie: „Meister, wo wohnst du?“ Das ist auch schon etwas wert, wenn man das weiß, nicht wahr? Meister, wo wohnst du? „Kommt und seht!“ Und sie kamen und sahen, und sie blieben den ganzen Tag bei ihm. Als Johannes das in seinem Evangelium niederschrieb, da wußte er noch genau die Stunde. Es war um die zehnte Stunde, eine unvergeßliche Stunde, die größte Stunde seines Lebens, als er den

Messias gefunden hatte. Das waren empfängliche Seelen, bereit, das Große anzuerkennen, wo sie es finden.

Ähnlich war es beim nächsten Jüngerpaar, nämlich bei Philippus und Nathanael. Philippus war ein reiner, unbefangener, mit einer empfänglichen Seele ausgestatteter Mann, eine anima candida, eine reine Seele, und als der Herr sagte: „Komm, folge mir!“, da war er kurzentschlossen und folgte ihm. Aber sein Freund Nathanael war von anderem Holz geschnitzt. Er war mißtrauisch, vorsichtig, kritisch, und als ihm Philippus sagte: „Wir haben den Messias gefunden“, da fragte er: „Woher kommt denn der?“ „Aus Nazareth.“ „Ja, kann denn aus Nazareth etwas Gutes kommen?“ sagt Nathanael. „Komm und sieh!“ Philippus läßt sich nicht auf Argumentationen ein, sondern er sagt: Komm und sieh! Wir wollen einmal zum Messias gehen. Und als Nathanael zu Jesus kommt, spricht ihn Jesus an: „Ein wahrer Israelit, an dem kein Falsch ist.“ Da ist Nathanael pikiert, er läßt sich gar nicht durch eine solche Rede einfangen. „Woher kennst du mich?“ „Ehe dich Philippus rief unter dem Feigenbaum, habe ich dich gesehen. Ein wahrer Israelit, an dem kein Falsch ist.“ Als Jesus ihm das sagt, daß er ihn gesehen hat unter dem Feigenbaum, da ist Nathanael verblüfft und gewonnen. „Rabbi, du bist der Sohn Gottes, du bist der König von Israel.“ Auch er einer mit einem großen Schwung in der Seele, der gewiß erst der Überwindung des Mißtrauens bedarf. Aber dann, wenn dieses Mißtrauen überwunden ist, dann schließt er sich ihm an, und so wird er zu einem der großen Apostel, zu einem der großen Pioniere des Gottesreiches, zu einem tauglichen Werkzeug für das Reich Gottes. Das waren empfängliche Seelen, die Jesus zur Nachfolge berief.

Aber es gab auch andere. Eine Gruppe von Menschen kam aus einem tiefen Leid, aus einer tiefen Enttäuschung, aus einer großen Sünde zu ihm. Da war der Levi. Levi war ein Zöllner, und die Zöllner waren in Israel verachtet. Warum? Sie hatten den Zoll gepachtet und mußten eine Menge Geld an die Behörde abliefern. Um das Geld hereinzubekommen, neigten sie dazu, zu betrügen. Die Karawanen, die bei ihnen vorbeizogen, mußten Zoll zahlen, und sie nahmen mehr, als ihnen gebührte. Das war öffentlich bekannt. Außerdem arbeiteten sie mit der Besatzungsmacht zusammen, und deswegen galten sie als rüddige Glieder des Volkes Israel. Sie hatten die Verachtung der Juden, aber auch das Mißtrauen der Römer zu ertragen. Und so war Levi eine gedrückte Seele. Er saß in seinem Häuschen und hatte doch eine große Sehnsucht nach dem Göttlichen, nach dem Geistigen, auch nach dem Reiche Gottes. Als Jesus vorüber kam, schaute er hinaus. Und was er nicht für möglich gehalten hätte, woran er nie gedacht hätte, was ihm als ausgeschlossen erschienen wäre, das geschah. Jesus rief zu ihm: „Komm auch du mit und folge mir nach!“ Und er verließ seine Zollstätte, seine Rechnungen, seinen Geldsack und folgte Jesus nach. Er war eben einer wie dieser Zöllner, von dem Jesus berichtet, daß er beim Tempelbesuch die Augen nicht zum Himmel zu erheben wagte, sondern nur an seine Brust klopfte und sagte: „Herr, sei mir Sünder gnädig!“ Er rechnete nicht damit, daß das Reich Gottes zu ihm käme und daß er in das Reich Gottes aufgenommen würde, aber eine Sehnsucht, die war in ihm geblieben. Und diese Sehnsucht hat ihn geeignet gemacht für die Nachfolge Jesu.

Ähnlich war es bei dem anderen Zöllner, bei Zachäus. Auch er gehörte zu der verachteten, gedrückten Kaste der Zöllner. Er war ein kleines Männchen. Als Jesus nach Jericho kam, hätte er ihn gern gesehen, aber die Menschenmenge ließ ihn nicht vor. Was machte er? Er stieg auf einen Baum, auf einen Maulbeerfeigenbaum, um Jesus zu sehen. Nur sehen wollte er ihn, nicht sich ihm anschließen; dafür hielt er sich für unwürdig. Aber sehen, das wollte er. Und da kam Jesus vorbei und blieb nun ausgerechnet unter diesem Baum stehen. Dem Zachäus wird das Herz gestockt haben. Wird der Herr jetzt sagen: Du Wucherer, du alter Ausbeuter des Volkes, du gehörst nicht zum Reiche Gottes? Wird er das sagen? Nein, der Herr sagt zu ihm: „Zachäus, steige eilends herab, ich muß heute in deinem Hause weilen.“ Der Herr kennt ihn, der Herr ruft ihn, der Herr läßt sich bei ihm ein. Was er sich niemals hätte träumen lassen, das ist geschehen, weil er eine empfängliche Seele hatte, weil die Sehnsucht nach dem Reiche Gottes in ihm lebendig war. So wurde er berufen, und so folgte er der Berufung.

Da war noch ein anderer Mann, das ist der Schächer am Kreuze, ein Verbrecher. Wer weiß, wie sein Leben verlaufen ist. Schon als Knabe hat er wahrscheinlich durch Verführung das Böse gelernt, gewitzigt, mit allen Wassern gewaschen, wie solche Verbrecherjungen sind. Vielleicht war sein Vater

ein übler Mensch, seine Mutter ebenso; keine Liebe, keine Heimat, keine Zärtlichkeit, vielleicht hat er nichts zu essen gehabt. So ist er unter die Räder gekommen. Und allmählich wurden die Verbrechen immer größer, bis er gefaßt und zum Tode verurteilt wurde. Aber in seiner Seele war etwas Göttliches geblieben. Es war nicht alles verschüttet durch seine verbrecherische Vergangenheit. In seiner Seele war etwas Göttliches, ein Ideal geblieben, ein Gerechtigkeitsinn. Als der Mitschäcker den Herrn lästert, da sagt er zu ihm: „Fürchtest auch du Gott nicht, da du doch die gleiche Strafe erleidest, wir aber mit Recht, denn wir empfangen, was wir verdient haben. Dieser aber hat nichts Böses getan.“ Da sieht man, in der Seele dieses Verbrechers ist noch ein Ideal, ist noch eine Sehnsucht nach Heiligkeit, nach Gerechtigkeit geblieben. Er selbst empfindet sein Schicksal als gerecht, aber der neben ihm, der so still ist, von dem weiß er, und er ist ein Menschenkenner, von dem weiß er: Der hat nichts Böses getan. Und es empört ihn, daß sein Mitschäcker ihn lästert. Er nimmt den Herrn in Schutz vor seinem am Kreuze hängenden Kollegen. Dann wendet er sich an den Herrn: „Herr“, sagt er, „gedenke meiner, wenn du in deine Königsherrlichkeit kommst!“ Er weiß, er kommt nicht in das Reich Gottes, er wird in der Hölle begraben, aber es soll einer, der in der Seligkeit ist, einmal an ihn denken. Ein Gedenken will er nur. Er will nichts anderes als das Gedenken eines guten Menschen. Ein Herz soll einmal seiner gedenken. Vielleicht hat er versucht, aus seinem Verbrecherleben herauszukommen. Aber es hat ihm niemand den Weg gezeigt. Niemand ist ihm gut gewesen. Aber eine Sehnsucht nach dem Heiligen, nach dem Guten, nach dem Gerechten ist in ihm geblieben, und so bittet er den in der Mitte Hängenden, er solle an ihn denken. Wenn der Herr an einen Menschen denkt, dann ist das eine Rettung, dann ist das eine Seligkeit, dann ist das ein Himmel. „Heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein!“ So ist dieser rechte Schächer berufen und gerettet worden.

Schließlich war da ein Mädchen, Maria Magdalena. Sie war eine leidenschaftliche Person. Leidenschaften sind nichts Schlechtes, sie müssen nur in die rechte Richtung gelenkt werden. Aber Maria Magdalena war von dem gegenwärtigen Zustand nicht befriedigt, sie war nicht gesättigt, sie war unerfüllt, und sie suchte nach einer Sättigung, nach dem Rausch, nach dem Wunder – bis sie auf Jesus traf. Da hatte sie gefunden, was sie suchte. Sie war nahe daran gewesen, in der Gosse zu landen, aber als sie Jesus gefunden hatte, da hing sie ihm an mit der ganzen Kraft ihrer Seele. So unbedingt, wie sie daran war, im Bösen zu werden, so unbedingt war sie nun im Guten. Sie folgte dem Herrn nach und diente ihm bis unter dem Kreuze.

Da sehen wir, meine lieben Freunde, was notwendig ist, damit Berufungen erfolgreich sind. Es muß in den Menschen ein großer Druck vorhanden sein, ein Leidensdruck, ein Druck der Enttäuschungen, der Bitterkeiten. Menschen, die viel mitgemacht haben, die viel durchgemacht haben, sind besonders geeignet, von Jesus berufen zu werden. Und wenn sie von ihm berufen sind, dann fliegt ihre Seele zu ihm. Sie können nicht genug tun, um ihm zu dienen, sie verbluten für ihn, sie verdursten in jedem Falle. Zuerst verdursten sie, weil sie das Ideal nicht haben, dann verdursten sie, weil sie dem Ideal nicht genug tun können. Aber getrost! Der Herr sagt: „Selig sind sie, sie werden gesättigt werden!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Was ist der Mensch? (14)

(Über das Verhältnis Jesu zu den Frauen)

05.05.2002

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Am vergangenen Sonntag haben wir gesehen, welche Berufungen unser Herr und Heiland an Männer hat ausgehen lassen. Aber er hat nicht nur Männer berufen; er hat auch Frauen berufen. Und so wollen wir am heutigen Sonntage die Berufungen bedenken, die der Herr hat an Frauen ergehen lassen. Wir können das, was er gegenüber den Frauen beobachtet und gehalten hat, in zwei Sätze zusammenfassen:

1. Jesus hat den Frauen etwas gegeben,
2. Jesus hat von den Frauen etwas verlangt.

Jesus hat den Frauen etwas gegeben, an erster Stelle, daß er sie ernst genommen hat. Man sollte denken, das ist etwas Selbstverständliches, daß man einen anderen ernst nimmt, daß man auch eine Frau ernst nimmt, aber wer die Wirklichkeit kennt, weiß, daß Menschen einander oft nicht ernst nehmen und daß vor allem Frauen häufig nicht ernst genommen werden. Daran sind nicht nur die Männer schuld; auch die Frauen selbst tragen dazu bei. Die härtesten Urteile und Kritiken über Frauen hört man immer von Frauen selbst: „Dumme Gans“, „hysterisch“, „eingebildet“. Es ist schon zu beachten, wie die Frau, die in einer Familie kommt, aufgenommen wird: fast immer mit Mißtrauen. Die Schwiegertochter, die Schwägerin, fast immer mit Mißtrauen wird sie aufgenommen.

Jesus hat sich anders zu der Frau verhalten; er hat die Frau ernst genommen. Das sieht man an der blutflüssigen Frau. Sie war seit vielen Jahren krank, und kein Arzt konnte ihr helfen. Jetzt hörte sie, daß Jesus in ihr Dorf kommt, und sie beeilte sich, um ihn zu sehen und von ihm geheilt zu werden. Freilich, er war beschäftigt, er hatte es eilig, er wollte ja zur Tochter des Jairus, die schwer krank war. Sie traute sich nicht, ihn anzusprechen. Aber sie sagte sich: Wenn ich nur die Quaste seiner Gewandes berühre, dann werde ich gesund. Und sie drängte sich vor, wie das Frauen zu machen pflegen, und faßte die Quaste des Gewandes des Herrn an. Der Herr wandte sich um: Wer hat mich angerührt? Petrus weiß das natürlich sofort: Ja, wer soll dich angerührt haben, sagte er, wenn die Menschen sich so drängen hier? Jesus blieb ruhig und entgegnete: „Es hat mich jemand angerührt, denn eine Kraft ging von mir aus.“ Er schaute sich um, er sah die Frau und sagte ihr, daß ihr Glaube ihr geholfen hat; sie war geheilt. Man hätte manches gegen die Frau einwenden können, schon daß sie sich vordrängte, daß sie den Herrn belästigte, der ja auf dem Wege war zu der Tochter des Jairus. Vielleicht wäre er noch zurecht gekommen, wenn die Frau nicht gewesen wäre, denn das Kind war inzwischen gestorben. Und dann diese beinahe magische Frömmigkeit: Wenn ich nur das Gewand berühre, werde ich geheilt. Aber sie hat es halt so gemacht, wie sie es verstand, und der Herr hat sie ernst genommen, er hat ihren Glauben ernst genommen. Er hat sie nicht getadelt, er hat ihr Benehmen, ihre Art, ihr Verhalten hingenommen, wie es gemeint war.

Da war eine andere Frau, die Kanaaniterin. Ihre Tochter war schwer krank; sie wurde von einem bösen Dämon heimgesucht, hatte also wahrscheinlich eine epileptische oder eine andere geistige Krankheit. Als sie hörte, daß der Herr zu ihr kommt, da ruft sie: „Jesus, Sohn Davids, erbarme dich über meine Tochter!“ Jesus tut so, als ob er nichts hörte. er geht weiter, er wendet sich nicht um. Aber sie läßt nicht ab, sie schreit noch lauter: „Jesus, Sohn Davids, erbarme dich meiner Tochter!“ Die Jünger werden unwillig: Die schreit ja hinter uns her. Schick sie doch fort, sagen sie zum Herrn. Jesus

entgegnet: „Es ist nicht recht, den Kindern das Brot zu nehmen und es den Hündlein vorzuwerfen.“ Wir wissen, was damit gemeint ist. Die Kinder, das ist das jüdische Volk, das isrealitische Volk, dem er angehört, und die Hündlein, das sind eben die anderen, die Heiden, und die Kanaaniterin ist ja eine Heidin. „Es ist nicht recht, den Kindern das Brot zu nehmen und es den Hündlein vorzuwerfen.“ Jetzt könnte man denken, die Frau ist entmutigt, sie läßt den Herrn gehen. Er will eben nicht, und ich muß mich halt darein schicken. Nein, sie ist nicht entmutigt, sie läßt sich nicht verbittern. „Ja“, sagt sie, „du hast recht, aber die Hündlein essen doch von den Brosamen, die vom Tische der Herren fallen.“ Da ist der Herr überwältigt. Von einem solchen Glauben ist er überwältigt. „Frau, dein Glaube ist groß, dein Glaube hat dir geholfen.“ Er hat selten den Glauben der Menschen gepriesen, er hat meistens ihren Kleinglauben rügen müssen. Selbst als die Jünger im Schiffe, das schon vollzuschlagen begann, um Rettung riefen, da hat er sie als Kleingläubige bezeichnet. Aber hier hat er den Glauben gerühmt, den Glauben dieser Frau hat er gelobt. „Frau, dein Glaube ist groß“ Er hat diese Frau, diese Heidin, in ihrem Glauben ernst genommen.

Da war eine arme Witwe in Jerusalem. Vielleicht war sie Näherin oder Wäscherin oder Zugehfrau. Sie hat ein großes Anliegen und ging am Abend in den Tempel. Sie warf den ganzen Tageslohn, den sie empfangen hatte – ein paar Pfennige – in den Kasten, der für die Almosen bestimmt war. Dann sagte der Herr, der die Menschen beobachtet hatte, die in den Tempel gingen, zu seinen Jüngern: „Diese Frau hat mehr gegeben als alle anderen.“ Die anderen haben harte Taler hingeworfen, daß es nur so klirrte und klimperte. Diese Frau hat ein paar Pfennige gegeben, aber es war alles, was sie an diesem Tage verdient hatte. Er hat also ihren guten Willen ernst genommen. Man hätte manches einwenden können gegen sie. Man hätte sagen können: Sie soll ihr Geld behalten; wenn sie krank ist, müssen wir uns um sie kümmern. Oder der Küster ist vielleicht auch verärgert gewesen, denn die Küster zählen ja nicht gern das Kleingeld. Was ist mit ein paar Pfennigen anzufangen? Nein, der Herr lobt sie, weil sie viel gegeben hat, die wenigere hatte. Er hat sie ernst genommen in ihrem Almosen.

Schließlich hat er auch die Frau ernst genommen, die ihn kurz vor seinem Leiden salbte. Sie kam mit einem Alabastergefäß und schüttete es über ihn aus, und das Haus wurde vom Wohlgeruch dieser Salbe erfüllt. Aber es regte sich Unwillen, und Judas hatte ja nicht so ganz unrecht, wenn er sagte: Man hätte das verkaufen und den Armen geben können. So ganz unrecht hatte er ja nicht; es war eine Verschwendung. Aber der Herr sah nur ihre Liebe, und deswegen erklärte er: „Wo immer man das Evangelium verkündet, wird man berichten von dem, was diese Frau getan hat.“ Er hat ihre Liebe, ihre verschwenderische Liebe, ernst genommen.

Das zweite, was der Herr den Frauen gegeben hat, war, daß er ihnen etwas zugetraut hat. Da war eine Ehebrecherin; man hatte sie beim Ehebruch ertappt. Man führte sie zu Jesus. Es war klar, was mit ihr geschehen mußte, denn im Gesetz steht, eine Ehebrecherin muß gesteinigt werden. Jetzt stellten sie ihm listig die Frage: Was sagst du? Jesus sagte gar nichts. Er sah die Frau an, er beugte sich nieder und schrieb mit dem Finger in den Sand. Nach einer Weile richtete er sich auf und entgegnete den Umstehenden: „Wer von euch ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein!“ Keiner wagte es, sich als sündlos zu bekennen. Einer nach dem anderen ging fort, bis der Herr ganz allein mit der Frau war. Dann richtete er sich an sie: „Hat dich keiner verurteilt?“ „Nein, Herr, keiner.“ „So will auch ich dich nicht verurteilen. Gehe hin und sündige nicht mehr!“ Der Herr hat ihr etwas zugetraut, nämlich daß sie nicht mehr sündigt. Was ihr das Gesetz des Alten Bundes nicht zutraut, das nämlich befiehlt, eine solche zu steinigen, was ihr die Gesellschaft nicht zutraut, was ihr die Fürsorgerinnen und Pflegerinnen nicht zutrauen, das hat ihr der Herr zugetraut. Viele, die sich mit Menschen abgeben, sind mutlos und sagen: Da ist nichts zu machen, da kann man nichts ändern, die ist immer so, die bleibt auch immer so, die bricht wieder aus. Aber wenn eine solche gerettet wird, dann nur, wenn man ihr etwas zutraut, wenn man Vertrauen hat, daß sie aufsteht aus ihrem Schlamm.

Da war eine Sünderin, die ihn im Hause Simons des Aussätzigen salbte, ihre Tränen ausgoß und seine Füße küßte. Der Simon, der Gastgeber, war entsetzt: Ja, kommt die auch noch herein hier? Was will denn die bei uns? Die Jünger waren betroffen. Mit der will niemand etwas zu tun haben. Und doch sagt der Herr: „Ihr sind viele Sünden vergeben, weil sie viel geliebt hat.“ Den Zorn der Men-

schen konnte sie nicht besänftigen, aber den Zorn Gottes, den hat sie besänftigt. Der Herr hat ihr zugetraut, daß sie mit ihrer Liebe den Zorn Gottes besänftigt.

Schließlich war da noch eine unbedeutende Frau, die Frau am Jakobsbrunnen in Sichar. Jesus kam, von der Reise ermüdet, staubbedeckt, durstig und bat sie um einen Trank. Die Frau war verwundert, denn die Juden halten keine Gemeinschaft mit den Samaritern, daß er sie, die Samariterin, um einen Trank bittet. Sie kommen ins Gespräch. Da zeigte sich, daß die Frau gar nicht so unbedeutend ist, wie man sie angesehen hat. Sie hat Gedanken, sie ist nachdenklich. Sie macht sich Gedanken über den Messias. Sie fragt, wo man denn anbeten müsse, weil die Juden sagen: Man muß anbeten auf dem Sion, und die Samariter sagen: Man muß anbeten auf dem Garizim. Ja, wer hat denn nun recht? Der Messias, so ist sie überzeugt, der Messias wird es uns sagen, wo man anbeten muß. Und Jesus sagt es ihr: „Frau, man betet weder auf dem Sion noch auf dem Garizim an. Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten.“ Er hat ihr zugetraut, daß sie so etwas versteht, daß sie so hohe Gedanken aufnimmt, daß sie das als Lösung ihrer Rätsel empfindet. Und das hat sie tatsächlich auch getan. Sie eilte in die Stadt, ohne ihm zu trinken zu geben, das hat sie vergessen. Sie holt ihre Mitbürger heran. Sie kommen zu Jesus, sie sehen ihn, sie sprechen mit ihm und sagen dann: Ja, jetzt erkennen wir, daß es tatsächlich der Messias, der Heiland der Welt, ist. Wenn du es bloß gesagt hättest, du mit deinen sieben Männern, dir hätten wir es nicht geglaubt. Aber wir haben es jetzt selbst gesehen. Ihre Zeitgenossen, ihre Volksgenossen trauen ihr nichts zu; aber der Herr traut ihr etwas zu. Er traut ihr hohe Gedanken und tiefes Verständnis für seine Lehre zu.

Schließlich drittens hat der Herr die Frauen geliebt. Martha und Maria waren seine Freundinnen. Er ist gern bei ihnen eingekehrt, sie haben ihm aufgewartet, er hat sie belehrt. Es war ein herzliches Verhältnis zwischen ihnen. Auch zwischen Jesus und Maria Magdalena war ein solches herzliches Verhältnis. Als Jesus auferstanden war, brauchte er nur ein einziges Wort zu sagen, damit sie ihn erkennt: „Maria“. Und sie sagt ebenso nur ein Wort: „Rabboni, mein Meister.“ Das genügt zum Verständnis dieser beiden Seelen, dieser beiden Herzen. Das ist von weittragender Bedeutung, meine lieben Freunde. Hier sehen wir, daß es möglich ist, die Frau zu lieben, ohne sie zu erniedrigen, sie zu lieben, ohne sie zu beleidigen, sie zu lieben, ohne sie auszunutzen. Einige haben es gekonnt, und andere sind aufgerufen, diesem Beispiel des Herrn zu folgen. Die Frau darf nicht zum Spielzeug des Mannes werden.

Der Herr hat den Frauen etwas gegeben. Er hat aber auch etwas von ihnen verlangt, nämlich zuerst ihre Lebensarbeit. Er selbst hatte ja Frauen in seiner Gefolgschaft, die ihm dienten, die für die Bedürfnisse des Lebens aufkamen, die für Nahrung sorgten, die die Kleidung instand hielten. Er und seine Jünger waren auf die Frauen angewiesen. Aus dieser kleinen Schar ist eine unendliche Armee geworden von Frauen, die ihre Lebensarbeit Gott weihen. Jesus hat zum erstenmal gezeigt, daß die Frau nicht nur für den Mann da ist, sondern daß sie für Gott da ist.

Diese Lebensarbeit der Frau vollzieht sich in drei Bereichen. An erster Stelle in der Familie. Natürlich ist die Frau für die Arbeit in der Familie da und um Kinder zu gebären. Aber sie ist nicht nur dazu da, um Kinder zu gebären, sie ist auch dazu da, um die Kinder, die sie gebiert, zu Gotteskindern zu machen. Sie ist gleichsam die Priesterin ihres Hauses. Ihr ist es aufgegeben, die Kinder, denen sie das Leben schenkt, zum Heiland zu führen, die Kinder, die sie gebiert, zu Gotteskindern zu machen und auf diese Weise das Reich Gottes zu mehren. Was der Mensch von der Mutter empfängt, das geht nie ganz verloren, aber was die Mutter versäumt, kann nie mehr eingeholt werden.

Die zweite Aufgabe, die der Frau zuwächst, ist in der Öffentlichkeit zu erfüllen, im Dienst, in der Arbeit, bei Behörden, im Staat, in der Politik. Die Frauen könnten, wenn sie ihre frauliche Art ernst nähmen, auf diesem Gebiete segensreich wirken. Sie könnten aus der Organisation des Staates einen Organismus machen, aus der Maschine etwas Lebendiges. Wenn sie ihre frauliche Eigenart einbringen würden, ihr Fürsorgen, ihr Verstehen, ihre Kontaktfähigkeit, dann könnte die Politik vermenschlicht werden, dann wäre es möglich, daß die Behörden nicht bloß kalte Büros sind, sondern Stätten, an denen Menschen aufgenommen und verstanden werden und denen an diesen Stätten geholfen wird.

Der dritte Bereich, in dem die Frau tätig ist, ist die Kirche. Ach, was soll ich da sagen? Von Anfang an haben Frauen in der Kirche Großes, Gewaltiges, Unersetzliches geleistet. Wenn man sagt, die Kir-

che kann nicht ohne das Priestertum bestehen, so muß man gleich hinzufügen: Sie kann auch nicht ohne die Frau bestehen. Was von Anfang an in der Kirche aufgebaut wurde, das ist auch durch Frauen aufgebaut worden. Wir denken an die vielen Frauen, die sich zu Gemeinschaften zusammenschlossen haben, an die Missionarinnen, an die Helferinnen, an die in dem Rettungsdienst befindlichen Frauen. Eine unabsehbare Schar. Ja, Christus hat der Frau sogar einen eigenen Beruf geschaffen, nämlich den Beruf, nur für Gott da zu sein. Diesen Beruf gab es vorher nicht. Er hat der Frau den Beruf gegeben, nur für Gott da zu sein.

Zweitens hat der Herr von den Frauen das Lebensopfer verlangt. Er will, daß die Frau dient, und dienen heißt immer sich opfern. Wem immer man dient, wer einem anderen dient, muß bereit sein zum Opfer. Eine rumänische Königin hat einmal das schöne Wort gesagt: „Wer sich den Kindern nicht opfern will, soll nicht heiraten!“ Ich wiederhole dieses Wort: Wer sich den Kindern nicht opfern will, soll nicht heiraten! Die Frau ist zum Opfer geboren und zum Opfer gerufen. Der Herr zeigt es an dem Beispiel seiner Mutter. An ihr können wir ablesen, wie er das Opfer der Frau verstanden wissen will. Sie durfte ihn gebären in einem Stalle, sie durfte ihn aufziehen. Aber sobald es zur öffentlichen Tätigkeit kam, hat er die Mutter von sich ferngehalten. Er ist auf Distanz gegangen. Die Mutter hatte die Aufgabe, ihn zu gebären und ihn zu erziehen, aber in der öffentlichen Wirksamkeit hat er sie von sich ferngehalten. Als es aber zum Schluß ging, als er am Kreuze hing, da durfte sie wieder kommen. Unter dem Kreuze durfte sie stehen und den entseelten Leib auf ihren Schoß nehmen. Da sehen wir, wie der Herr das Opfer der Frau verstanden wissen will. Wo es Ehre einzuheimen gibt, da ist die Frau nicht; aber wo es zu dienen gibt, wo zu opfern ist, da ist die Frau.

Jetzt verstehen wir, meine lieben Freunde, was der Herr von der Frau denkt. Er traut ihr das Größte zu und verlangt deswegen auch von ihr das Größte. Ihr Frauen, gehet hin, ihr habt keinen besseren Freund als Jesus, unseren Heiland.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Der historische Zeitpunkt der Himmelfahrt

09.05.2002

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zur Feier der Himmelfahrt unseres Herrn und Heilandes Versammelt!

Wir haben soeben zwei Berichte über die Himmelfahrt des Herrn vernommen. Der eine stammt aus der Apostelgeschichte, der andere aus dem Evangelium nach Markus. Wenn Sie genau hingehört haben, ist Ihnen vielleicht eine Differenz zwischen beiden Berichten aufgefallen; denn in der Apostelgeschichte ist die Rede davon, daß Christus 40 Tage lang den Jüngern erschien und sie belehrte über das Reich Gottes und dann in den Himmel auffuhr, im Evangelium nach Markus gewinnt man den Anschein, daß Jesus am Auferstehungstage, nachdem er mit den Jüngern geredet hatte, ihnen Weisungen gegeben hatte, in den Himmel aufgefahren ist. Ist das ein Gegensatz? Ist das ein Widerspruch? Oder lassen sich beide Texte sinnvoll und ohne Schwierigkeit vereinen?

Wir wissen zunächst einmal, was die Himmelfahrt Christi bedeutet. Er ist aus der Knechtsgestalt in die Vollendungsgestalt aufgenommen worden. Die menschliche Natur Jesu, die verklärte menschliche Natur Jesu ist in die Herrlichkeit des Vaters eingegangen. Er ist jedem menschlichen Zugriff entzogen, er ist in seine Herrscherstellung eingesetzt, er ist uns vorausgegangen, um uns eine Wohnung zu bereiten. Das alles ist der theologische Sinn der Himmelfahrt Christi. Aber wie steht es um die historische Seite? Wann, wie und wo ist die Himmelfahrt geschehen? Gleich am Auferstehungstage oder erst nach 40 Tagen?

Um in dieser Frage Klarheit zu gewinnen, muß man die Texte des Neuen Testaments, die von der Himmelfahrt berichten, nebeneinanderhalten. Im Lukasevangelium heißt es: „Jesus erschien den Aposteln, er sprach zu ihnen, dann führte er sie hinaus, Bethanien zu, erhob seine Hände und segnete sie, und es geschah, während er sie segnete, schied er von ihnen und fuhr in den Himmel hinauf.“ Auch hier hat man den Eindruck, die Himmelfahrt oder besser gesagt: die erste Himmelfahrt geschah am Auferstehungstag. Die Apostelgeschichte, das ist ganz eindeutig, verlegt die von ihr berichtete Himmelfahrt auf den 40. Tag nach der Auferstehung. Die Männer, die mit Jesus waren, sahen, wie er vor ihren Augen emporgehoben wurde, und eine Wolke entzog ihn ihren Blicken. Sie schauten zum Himmel und empfingen die Aufklärung durch die Engel, daß Jesus wiederkommen werde so, wie er aufgefahren war, also sichtbar. Im Markusevangelium, das wir ja eben gehört haben, heißt es, daß Jesus, nachdem er mit ihnen geredet hatte, in den Himmel aufgenommen wurde und sich zur Rechten Gottes setzte. Hier entsteht der Eindruck, die Himmelfahrt geschah am Tage der Auferstehung. Dieser Eindruck wird verstärkt durch das Johannesevangelium. Nach dem Johannesevangelium erscheint Jesus nach der Auferstehung Maria Magdalena. Jesus entgegnet ihr: „Halte mich nicht fest, denn ich bin noch nicht zum Vater aufgefahren. Gehe vielmehr zu meinen Brüdern und sage ihnen, ich fahre hinauf zu meinem Vater und zu eurem Vater, zu meinem Gott und zu eurem Gott.“ Damit kann Jesus nur meinen, daß er eben jetzt im Begriffe steht, zum Vater emporzusteigen. Sein Ausspruch hätte gar keinen Sinn, wenn er seine Absicht nicht vor der Erscheinung am Ostersonntag abend ausgeführt hätte.

Ich gehe weiter zum größten Brief des Apostels Paulus, zum Römerbrief. Da heißt es schon im 1. Kapitel: „Er ist eingesetzt zum Sohne Gottes in Macht aufgrund von Totenauferstehung.“ Ich wiederhole: „Er ist eingesetzt zum Sohne Gottes in Macht aufgrund von Totenauferstehung.“ Also nicht aufgrund von Himmelfahrt. Die Totenauferstehung hat Jesus schon zum Sohne Gottes in Macht eingesetzt. Mit der Auferstehung ist seine himmlische Machtstellung schon gegeben. Dennoch sind an vielen Stellen des Neuen Testaments Äußerungen enthalten, die von der Himmelfahrt des Herrn

sprechen. Zum Beispiel heißt es im Epheserbrief des Apostels Paulus: „Er ist hinaufgestiegen zur Höhe, hat mit sich geführt die Gefangenen und Gaben ausgeteilt den Menschen.“ Im Philipperbrief bekennt Paulus: „Gott hat ihn erhöht und ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist, auf daß sich im Namen Jesu jedes Knie beuge derer, die im Himmel, auf der Erde und unter der Erde sind.“ Und im Kolosserbrief heißt es: „Seid ihr nun mit Christus auferstanden, so suchet, was droben ist, wo Christus sitzt zur Rechten Gottes.“ Im 1. Timotheusbrief: „Anerkannt groß ist das Geheimnis der Frömmigkeit. Er ward geoffenbart im Fleische, bewährt im Geiste, erschienen den Engeln, verkündet unter den Heiden, gläubig angenommen in der Welt, erhöht in Herrlichkeit.“ Erhöht in Herrlichkeit! Und um schließlich noch den Hebräerbrief zu zitieren: „Da wir nun einen großen Hohenpriester haben, der hindurchgegangen ist durch den Himmel, Jesus, den Sohn Gottes, so wollen wir festhalten am Bekenntnis.“ Wir haben also einen Hohenpriester, der hindurchgegangen ist durch die Himmel. Und an einer anderen Stelle im Hebräerbrief: „Er ist nicht in ein von Händen gefertigtes Heiligtum eingegangen, sondern in den Himmel, um nunmehr vor dem Angesicht Gottes für uns zu erscheinen.“ Ein allerletztes Zeugnis aus dem ersten Petrusbrief: „Er sitzt zur Rechten Gottes, nachdem er den Tod verschlungen hat, damit wir Erben ewigen Lebens würden, und aufgefahren ist in den Himmel, wo ihm Engel, Mächte und Gewalten untertan sind.“

Alle diese Stellen sprechen entweder ausdrücklich von der Himmelfahrt des Herrn oder setzen sie voraus. Aber sie geben uns noch keine unmittelbare Auskunft darüber, wann die Himmelfahrt des Herrn geschehen ist. Es bleibt zunächst unaufgeklärt, ob die Himmelfahrt erst am 40. Tage nach Ostern oder schon am Ostersonntag geschehen ist. Die Erklärung, meine lieben Freunde, ist nicht schwer. Sie ergibt sich zwanglos und ohne Vergewaltigung der Texte. Jesus ist durch die Auferstehung zum Sohne Gottes in Macht eingesetzt worden. Er hat alles erhalten, was er überhaupt bekommen konnte. Er ist erhöht worden, und das heißt: Er ist nicht nur in seiner menschlichen Natur verklärt worden, sondern er ist auch nach seiner menschlichen Natur in den Himmel aufgenommen worden. Christus ist tatsächlich am Ostersonntag in den Himmel aufgefahren. Er kommt während der 40 Tage nicht aus einem Winkel der Erde zu den Jüngern, er kommt vom Himmel. Seine Erscheinungen sind himmlische Erscheinungen. Sie sind Ausdruck der himmlischen Verklärung, die für diesen Fall durch irdische Erscheinungen durchbrochen wird.

Was bleibt dann vom Himmelfahrtstage am 40. Tage nach Ostern? Das ist die letzte Erscheinung, das ist die allerletzte Erscheinung. Danach ist Christus in dieser Weise nicht mehr seinen Jüngern erschienen. Es gibt also, wenn man so sagen will, mehrere Himmelfahrten. Nämlich immer dann, wenn Jesus erschienen ist, ist er vom Himmel gekommen und wieder in den Himmel zurückgekehrt. Einmal ist das das erstemal gewesen. Das war am Ostersonntag. Einmal ist es das letztmal gewesen, das war 40 Tage nach Ostern. Die Himmelfahrt am 40. Tage fügt also Jesus nicht Neues hinzu; sie ist der Abschluß der Erscheinungen. Wir haben keinen Anlaß, die historische Glaubwürdigkeit der Evangelien zu bezweifeln. Wir haben keinen Anlaß anzunehmen, daß mit der Himmelfahrt am 40. Tage nach Ostern nur ein theologisches Geheimnis erklärt werden soll, wie das neue Lexikon für Theologie und Kirche behauptet. Da steht nämlich: „Die Himmelfahrt muß als einprägsame Illustration der christologischen Erkenntnis der Erhöhung Jesu verstanden werden, nicht als Beschreibung eines historisch faßbaren Ereignisses.“ Ja, warum denn nicht? „Nicht als Beschreibung eines historisch faßbaren Ereignisses.“ Ja, wieso denn nicht? Sind die Evangelisten Dichter oder sind sie Zeugen? Doch wohl Zeugen! Sie bezeugen, was sie gesehen, was sie gehört, was sie mit ihren Händen getastet haben. Also bezeugen sie auch das, was sie am 40. Tage nach Ostern erlebt haben, nämlich die endgültige Rückkehr Christi in die Herrlichkeit des Vaters, die Beendigung der Erscheinungen, in denen er den Aposteln Aufträge gegeben, ihnen das Reich Gottes erklärt und ihnen den Heiligen Geist verheißen hatte. Die Rückkehr zum Vater war die Voraussetzung dafür, daß er ihnen den Heiligen Geist senden konnte. Erst mußte er beim Vater sein, dann empfing er vom Vater den Heiligen Geist und goß ihn über seine Jünger und über die ganze Kirche aus.

So ist es also, meine lieben Freunde, und daran wollen wir festhalten. Die Himmelfahrt am Ostersonntag ist genauso geschichtlich wie die Himmelfahrt am 40. Tage nach Ostern. Er ist durch seine Auferstehung eingesetzt zum Sohne Gottes in Kraft. Man nennt das mit dem biblischen Ausdruck

Erhöhung. Erhöhung begreift beides in sich, die Auferstehung Christi in einem verklärten Leibe und die Heimkehr zum Vater. Und diese Erhöhung feiern wir heute, diesen Sieg über die irdischen Gestalten, über die irdischen Formen, diese Aufnahme in die Herrlichkeit des Vaters, um uns dort eine Wohnung zu bereiten. Christus ist wahrhaft auferstanden, so wie er wahrhaft getötet worden ist. Christus ist auch wahrhaft in den Himmel eingegangen, wie er den Jüngern vom Himmel her wiederholt erschienen ist.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Was ist der Mensch? (15)

(Über die gottgewollte Lebensaufgabe der Frau)

12.05.2002

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir haben am vergangenen Sonntag bedacht, was der Herr der Frau gegeben hat und was er von ihr verlangt. Wir wollen heute im einzelnen einmal die Lebensaufgabe der Frau bedenken, und zwar in drei Schritten. Wir wollen erstens ihre Talente sehen, zweitens ihre Schwächen und Gefahren und drittens ihren Beruf.

Die Talente der Frau, die Gaben der Frau lassen sich in zwei Worten zusammenfassen, zwei Worte, die zwei Wirklichkeiten beinhalten, die wir an Maria, unserer Frau, Unserer Lieben Frau, verwirklicht sehen; nämlich die Frau – jede Frau – ist Jungfrau und Mutter. In jeder Frau ist Jungfräulichkeit und Mutterschaft, natürlich anders als in Maria. Aber in analoger Weise, in vergleichbarer Weise ist eine jede Frau jungfräulich und mütterlich. Die Jungfräulichkeit meint hier nicht so sehr die körperliche Seite, sondern vielmehr die geistige, die seelische Seite. Diese Jungfräulichkeit im seelischen Sinne besagt eine Unberührbarkeit, eine Unnahbarkeit, eine Hoheit, die der Frau anhaftet. Es ist, als ob sie mit einem Schleier umgeben wäre, als ob ein lodernes Feuer alles von ihr fernhielte, was gemein und niedrig und böse ist. Die Jungfräulichkeit in diesem Sinne hat zwei Elemente, nämlich ein inneres und ein äußeres. Das innere Element ist die Ehrfurcht, mit der sich die Frau vor etwas neigt. Das äußere Element ist die Ehrfurcht, die sie selbst verdient und einflößt. Es muß also zuerst in der Frau die innere Ehrfurcht sein; sie muß sich vor etwas neigen. Sie muß eine Innerlichkeit besitzen, und das kann natürlich nichts anderes sein als der große, gewaltige Gott. Die Frau muß ehrfürchtig sein, sie muß in heiliger Ehrfurcht vor Gott erschauern. Wenn sie diese Ehrfurcht besitzt, dann ist sie selbst ehrwürdig und Ehrfurcht einflößend, dann ist sie selbst verehrungswürdig.

Wenn eine Frau die innere Ehrfurcht verliert, wenn sie blasiert, spöttisch, überkritisch, höhnisch, materialistisch ist, dann verliert sie das Beste ihres Wesens. Sie verliert viel mehr als der Mann in vergleichbarer Weise. Die Frau, die alles in den Staub zieht, der nichts heilig ist, verliert das Beste ihres Wesens. Sie wird dann auch von der Außenwelt nicht mehr in ihrer Hoheit, in ihrer Unnahbarkeit, in ihrer Unberührbarkeit anerkannt, sondern die Frau, die schnippisch und höhnisch, die böseartig ist, eine solche Frau flößt keinen Respekt mehr ein, jeder kann sie angreifen, sich ihrer bedienen, wie er es nur mag. Die heilige Hoheit ist geknüpft an ihre Ehrfurcht, die sie in sich trägt. Deswegen ist die Religiosität für die Frau gewissermaßen notwendiger als für den Mann. Die Frau verliert mehr, wenn sie unreligiös ist, sie verliert ein Stück ihres Wesens.

Die andere Seite, die andere Gabe, das andere Talent, ist die Mütterlichkeit. Das ist der Frau schon von der Natur mitgegeben. Allem Gerede zum Trotz von Gleichheit der Geschlechter und von Emanzipation ist der Frau von der Natur etwas mitgegeben, das wir nicht anders bezeichnen können als Mütterlichkeit. Ihr ist der Instinkt, der heilige Instinkt zu pflegen, zu tragen, zu leiden eingeboren. Und wenn sie zur Vollkommenheit gelangen will, braucht sie eigentlich nichts anderes zu tun, als diesen heiligen Instinkt zu entfalten, als ihn ins Übernatürliche zu erheben. Denn das ist ja die Eigenart des übernatürlichen Wesens, daß der Mensch anderen dient, daß er anderen hilft, daß er andere emporhebt. Das braucht die Frau nur zu tun, um diese Naturanlage zu entfalten. Sie tut das, wenn sie feinfühlig ist, wenn sie sich einfühlt in andere, wenn sie weiß, welche Schwingungen in einer Familie, in einem Büro, in einer Arbeitsstätte hin- und hergehen. Die Frau hat eine Anlage für die Feinfühlig-

keit, und sie braucht sie nur zu entfalten, um feinfühlig zu werden. Eine zweite Auswirkung dieser Anlage ist die Bereitwilligkeit zum Dienen. Es muß ihr gleichsam spontan kommen; sie muß von sich aus zum Dienen bereit sein, empfänglich zur Dienstbereitschaft. Eine dritte Auswirkung ist, daß sie besänftigend wirkt. Die Frau muß beruhigend wirken. Sie darf nicht aufregend, aufreizend wirken, sie muß besänftigend und beruhigend wirken. Das ist die Aufgabe, die aus ihrer Mütterlichkeit fließt. Es ist das Lebenstalent der Frau, in heroischer Liebe sich zu verzehren. Es ist ihre Lebenskunst, aus dem Leid etwas Gutes zu machen. Jungfräulichkeit und Mütterlichkeit sind die beiden wesentlichen Anlagen der Frau.

Aber wie alle Gaben haben auch diese ihre Schattenseiten. Es gibt Gefahren, es gibt Schwächen, es gibt Fehler der Frau. Da ist zunächst einmal ihre starke Phantasie. Die Phantasie ist eine Gabe, eine hohe Gabe, und wer ein phantasieloser Mensch ist, ist ein Krüppel, ein geistiger Krüppel. Aber die Phantasie ist auch eine Gefahr, denn die Phantasie geht immer auf das Konkrete. In der Phantasie kann man sich immer nur ein bestimmtes Pferd vorstellen, nicht den Begriff „Pferd“. Die Phantasie ist auf das Konkrete gerichtet, und deswegen einseitig. Man sieht nur auf das bestimmte kleine, enge Feld, und was darum herum ist, das sieht man nicht. Der Blick ist verengt. Außerdem neigt die Phantasie dazu, die Dinge, die Erlebnisse aufzubauschen. Man steigert sich hinein in etwas, und das nimmt dann große Dimensionen an, viel größere, als es der Sache angemessen wäre. Die Phantasie verzerrt die Dinge, und das ist eine Gefahr. Eine andere Gefahr ist mit den Affekten gegeben. Affekte, Gefühle sind notwendig. Ein gefühlsarmer Mensch ist ebenfalls ein Krüppel. Man muß Gefühle haben, denn Gefühle können Fittiche zu großen Taten sein. Aber die Gefühle müssen auch beherrscht und beurteilt werden. Die positiven Gefühle, also Freude, Lust, Stolz, Erwartung, sind geeignet, uns bei unseinen Willensentschlüssen zu Hilfe zu kommen. Man kann, wenn man diese Gefühle hat, unter Umständen leichter arbeiten. Aber der Überschwang der Gefühle ist wiederum eine Gefahr. Wer nur affektbetont arbeitet, der arbeitet schwer, und Frauen arbeiten häufig affektbetont. Sie arbeiten noch viel schwerer, wenn diese Affekte negativer Art sind, also Angst, Furcht, Mißtrauen, Eifersucht, Haß. Wer von diesen Gefühlen bedrängt und erfüllt ist, dem ist die Arbeit bitter, bitter schwer.

Dann ist eine andere Gefahr der Frau die Empfindlichkeit. Ich sagte schon in einer der vorigen Predigten: Empfindlich sind alle Menschen. Aber es gibt eben offenbar eine besondere Empfindlichkeit der Frau, und diese Empfindlichkeit ist eine Gefahr, denn dadurch wird die Frau sehr verletzlich, leicht verletzlich, und sie steigert sich dann in ihrem Gefühlssturm hinein in ein Beleidigtsein. Die Menschen spielen überhaupt gern die Rolle des Beleidigten; sie sind gern beleidigt, weil sie sich damit gegen den anderen wenden können und dem anderen Schuldforderungen präsentieren können. Aber es scheint, daß die Frau besonders gern beleidigt ist, und aus diesem Beleidigtsein dann Forderungen ableitet oder andere ungünstig beurteilt.

Eine weitere Gefahr der Frau ist Starrsinn und Herrschsucht. Auch der Mann ist herrschsüchtig, weil es bequem ist zu herrschen. Aber die Frau ist herrschsüchtig, weil sie nichts anderes dulden mag. Es muß so sein, wie sie will, und sie gibt nicht nach, und sie will nicht nachgeben. Dieser Starrsinn ist eine Gefahr. Die Gefühle bedrängen sie, und sie drängen sich im Kopfe zusammen in allen möglichen Gedanken, und diese Gedanken wollen nach außen dringen. So ergibt sich die Gefahr der Geschwätzigkeit. Es hat einmal einer gesagt: „Frauen teilen Geheimnisse in zwei Gruppen ein, in die einen, die nicht wert sind, bewahrt zu werden, und in die anderen, die zu wertvoll sind, bewahrt zu werden.“ Ich weiß nicht, ob das stimmt. Aber die Geschwätzigkeit der Männer wird vielleicht noch übertroffen von der Geschwätzigkeit der Frauen, und das ist eine Gefahr. Ebenso ist die Menschenfurcht weit verbreitet. Auch Männer haben Menschenfurcht. Sie haben zum Beispiel die Furcht, zu zeigen, daß sie in die Kirche gehen oder daß sie beichten gehen. Die Frauen haben vor allem die Furcht vor ihren Geschlechtsgenossinnen, daß diese sie scheel ansehen, daß sie ungünstig über sie urteilen, daß sie etwas über sie sagen. Diese Menschenfurcht ist in vielen Frauen sehr stark. Auch die Bitterkeit im Urteil ist eine Gefahr für die Frau, daß man über Menschen schlecht, ungünstig, bitter urteilt. Diese Bitterkeit kann leicht zur Verbitterung führen, und das ist eine große Gefahr. Ein bitterer Mensch trägt in sich eine bittere Wurzel, und aus einer bitteren Wurzel kann kein süßer Baum wachsen.

Eine andere Gefahr, die aus der Gefühlswelt der Frau kommt, ist die Impulsivität, die Plötzlichkeit, die Heftigkeit des Angehens. Auch Männer sind impulsiv, aber sie können sich gewöhnlich mit Hilfe des Willens ihrer Impulsivität erwehren. Einer Frau geht die Impulsivität häufig durch und richtet dann Schaden an. Ich sage nicht, meine lieben Freunde, daß alle diese Gefahren in jeder Frau verwirklicht sind. Ich sage nur: Sie bestehen, und jede muß darauf achten, daß sie von diesen Gefahren nicht überwältigt wird. Jede muß danach trachten, diese Gefahren zu überwinden, um für sich aus diesen Gefahren herauszukommen.

An dritter Stelle der Beruf der Frau. Nun ja, der Beruf ist eben die Summe der Aufgaben, die uns gestellt sind. Berufe sind mannigfaltig. Es gibt Berufe der verschiedensten Art. Es gibt einen inneren und einen äußeren Beruf. Der innere Beruf ist jener, den Gott uns gegeben hat. Gott hat uns für irgend etwas bestimmt, wir sind nicht umsonst auf der Welt. Aber es gibt auch einen äußeren Beruf, den wir uns selbst gewählt haben oder in den wir hineingezwungen wurden. Dieser äußere Beruf sind die Pflichten, die wir täglich zu erfüllen haben. Es gibt einen Hauptberuf und einen Nebenberuf. Der Hauptberuf ist der, den wir zuerst, an erster Stelle, primär zu erfüllen haben. Daneben aber besteht häufig ein Nebenberuf, den wir auch erfüllen können, erfüllen sollen, der vielleicht eine Ergänzung und eine Hilfe für den Hauptberuf ist. Wenn der Hauptberuf nämlich ein sehr mechanischer, ein geisttötender ist, dann kann der Nebenberuf uns eine Hilfe sein.

Es gibt auch einen häuslichen und einen öffentlichen Beruf. Daß der häusliche Beruf der Frau besonders angepaßt ist, ergibt sich schon aus der Tatsache, daß sie eben die Kinder zur Welt bringt und daß die Kinder monatelang und jahrelang auf sie angewiesen sind. Es mögen die Arbeitgeberverbände noch so lange reden, und es mögen die Gewerkschaften noch so lange toben, es wird immer so bleiben, daß die Frau den Beruf hat, Mutter zu sein, und als Mutter hat sie das Haus zu hüten. Es ist eine hohe, eine erhabene Aufgabe, Hausfrau zu sein und Mutter. Es ist ja geradezu lächerlich, wenn man diese Wesensanlage der Frau in einem Wust von Emanzipation verschwinden lassen will. Der öffentliche Beruf ist der, der außerhalb des Hauses ausgeübt wird. Es wissen alle die Frauen, die vor mir sitzen, daß es nicht so leicht ist, beide Berufe zu vereinigen. Es ist nicht sehr leicht, und es besteht die Gefahr, daß der eine oder der andere Beruf darunter leidet. Das zuzugeben ist keine Schande, es ist Ehrlichkeit.

Man muß auch den Brotberuf und den Kulturberuf unterscheiden. Der Brotberuf ist derjenige, der uns den Lebensunterhalt verschafft. Der Kulturberuf ist der Beitrag, den wir für das geistige Leben des Volkes, der Familie, der Gesellschaft leisten. Schließlich kann man noch einen aktiven und einen passiven Beruf unterscheiden, nämlich den aktiven, den wir uns selbst wählen, den passiven, den wir ertragen müssen, unter dem wir vielleicht leiden, aber den wir auch erfüllen müssen.

Dann gibt es den ehelosen und den ehelichen Beruf. Der eheliche Beruf ist ohne Frage das, was den meisten Frauen als normal erscheint. Ohne die Erfüllung des ehelichen Berufes wäre ja der Schöpfungsbefehl des Herrn nicht zu erfüllen. Der eheliche Beruf ist tatsächlich in einem gewissen Sinne das Normale. Aber er muß richtig verstanden werden. Die Ehe ist nicht ein Hafen, in den man einläuft, die Ehe ist eine Fahrt auf hohem Meere. Die Ehe ist nicht ein Glück, das man sucht, sondern eine Aufgabe, die man erfüllt. Das ist im ganzen Leben so, meine lieben Freunde. Wer das Glück sucht, vor dem flieht es, wer aber das Glück dem anderen zu verschaffen sucht, zu dem kommt es. Eine Ehe kann Glück sein, wenn sie gelingt. Aber welche Ehen gelingen? Wie viele Ehen gelingen? Und wie viele Ehen gelingen vollkommen? Ich spreche zu Kennern, die wissen, was die Ehe ist. Man muß also in die Ehe hineingehen nicht wie in eine Versorgungsanstalt, sondern man muß in die Ehe hineingehen wie in eine Arbeitsstätte. Hier wartet die Aufgabe, hier ist die Berufung, Menschen zu dienen, Menschen zu tragen, Menschen zu erziehen, Menschen zu führen. Das ist die Ehe. Sie muß also mit hohem Verantwortungsgefühl und mit großem Verantwortungsbewußtsein auf sich genommen und geführt werden. Der eheliche Beruf ist heilig, wenn die, welche ihn auf sich nehmen, ihn heilig halten, wenn sie ihn heilig führen.

Aber es gibt auch den ehelosen Beruf. Auch die Berufung zur Ehelosigkeit ist von Gott gewollt, und sie ist nach dem Zeugnis der Heiligen Schrift und nach der Lehre der katholischen Kirche sogar der Ehe überlegen. Die Ehelosigkeit um Gottes willen ist der Stand der Vollkommenheit. Nicht als ob

die, die darin sind, vollkommen wären, sondern so, daß sie, die diesen Stand wählen, darin vollkommen werden wollen. Der Stand ist vollkommen, und die sich in den Stand begeben, haben die Absicht, ohne Umweg unmittelbar Gott zu gehören und auf diese Weise zur Vollkommenheit zu gelangen. Der ehelose Beruf kann im Kloster, er kann aber auch außerhalb des Klosters gelebt werden. Im Kloster kann man den ehelosen Stand leben in der Gemeinschaft von Gleichgesinnten, die von hohen Idealen bewegt sind. Selbstverständlich kann man nur aus religiösen Gründen das Klosterleben wählen. Jede andere Motivation scheitert. Nur aus religiösen Gründen darf man ins Kloster gehen. Man muß auch die gehörige natürliche Ausrüstung mitbringen. Ins Kloster gehören nicht die Melancholiker, die Skrupulösen, die Anlehnungsbedürftigen, die sehr Liebedürftigen; die gehören nicht ins Kloster. Ins Kloster gehören Menschen, die selbständig und frei sind, die kühn und überlegen sind, Menschen, die eine grundsätzlich bejahende, fröhliche Art haben. Für solche Menschen ist das Kloster geschaffen. Die ehelose Lebensform kann auch außerhalb des Klosters gelebt werden. Es gibt viele Frauen, die den ehelosen Beruf auf diese Weise gewählt haben und zu leben versuchen. Das ist schwieriger als im Kloster, weil einem die Hilfen fehlen, die im Kloster bereitstehen. Man steht eben in der Welt allein, allein mit dem, dem man sich geweiht hat, mit unserem Herrn und Heiland. Es ist angemessen, daß sich diejenigen, die sich den ehelosen Beruf außerhalb des Klosters wählen, ihrer mütterlichen Aufgabe bewußt sind. Auch sie müssen mütterlich denken. Auch sie müssen in mütterlicher Weise für Menschen sorgen, und das geht natürlich am leichtesten, wenn sie einen Beruf haben, der sie zum Dienst am Menschen verpflichtet: die Kindergärtnerin, die Lehrerin, die Ärztin. Sie sind ja auf Menschen gewiesen, und es ist ihnen deswegen leichter gemacht als anderen, ihren ehelosen Beruf außerhalb des Klosters zu leben. Aber auch andere, die einen mehr mechanischen Beruf haben, sind nicht unfähig, außerhalb des Klosters um Gottes willen ehelos zu leben, nämlich dann, wenn sie in hoher Begeisterung und in voller Hingabe an Gottes Willen ihren Beruf ausfüllen und eventuell neben ihrem Beruf eine Aufgabe übernehmen, die ihnen als Gottgeweihte kongenial ist.

Das ist es also, meine lieben Freunde, was über das Leben, über das tägliche Leben, über das Berufsleben der Frau zu sagen ist. Sie muß eine heroische Liebeskraft besitzen, und sie muß eine gesunde Frömmigkeit in sich tragen, dann wird dieses Leben gelingen. Trügerisch ist Schönheit, und Anmut ist eitel, aber eine Frau, die den Herrn fürchtet, die soll gepriesen werden.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

„Löschet den Geist nicht aus!“

19.05.2002

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, in heiliger Pfingstfreude Versammelte!

Das Meinungsforschungsinstitut Emnid hat vor Pfingsten eine Umfrage gestartet, um zu erfahren, was die Menschen von Pfingsten wissen. Das Ergebnis war erschütternd: Nur 39 Prozent der Deutschen wissen noch, was Pfingsten bedeutet. Dabei ist es regional verschieden; in Bayern sind es immerhin 49 Prozent, in Berlin sind es 4 Prozent. Nur jeder 25. Berliner weiß, was Pfingsten bedeutet. Das ist die Stadt, von der aus wir regiert werden! Das ist der Ort, wo Regierung und Parlament ihren Sitz haben! – Pfingsten hat seine Bedeutung. Wir wollen heute drei Fragen stellen:

1. Was geschah an Pfingsten?
2. Was bedeutet Pfingsten für uns?
3. Was verlangt Pfingsten von uns?

Die erste Frage lautet: Was geschah an Pfingsten? Es geschah etwas! Pfingsten ist keine Illusion, keine Idee, kein Hirngespinnst. Pfingsten ist eine Tatsache. Am 50. Tage nach der Auferstehung des Herrn kam der Heilige Geist in sichtbarer und hörbarer Weise auf den Jüngerkreis herab. An Pfingsten trat die junge Kirche an die Öffentlichkeit. An Pfingsten wurden zahlreiche Männer und Frauen in die Kirche aufgenommen. Der Herr hatte gesagt, daß er hingehen müsse, damit der Heilige Geist kommen könne. „Es ist gut für euch, daß ich hingehe, denn wenn ich hingehe, werde ich ihn euch senden.“ Wie ist das zu verstehen? Warum konnte der Heilige Geist nicht kommen, als Jesus noch auf Erden weilte? Weil er damals der Tröster war. Nach seinem Weggang mußte er einen anderen Tröster senden, und das ist der Heilige Geist. In Kreuz und Auferstehung wird der Herr verklärt, und aus dem verklärten Leibe des Herrn strömt der Heilige Geist heraus. Deswegen ist die Sendung des Geistes an den Hingang, an den Heimgang des Herrn gebunden.

Der Heilige Geist war dem jüdischen Volk nicht unbekannt. Auch die Propheten waren vom Geist belehrt und geführt. Auch ihre Könige konnten am Heiligen Geist teilhaben. Aber jetzt, in der messianischen Heilszeit, ist die Verheißung des Propheten Joël in Erfüllung gegangen, nämlich daß der Geist über alles Fleisch ausgegossen wird, daß keiner ausgenommen ist, daß der Geist nicht nur eine Vorzugsgabe für Propheten und Könige ist, sondern daß er das gemeinsame Gut aller derer ist, die sich zu ihm bekennen und die sich für ihn öffnen.

Was geschah am ersten Pfingsttage? Die Apostel wurden vom Heiligen Geiste erfüllt, und sie, die zaghafte Männer, die sich verkrochen vor den Juden, die Angst hatten, sie traten vor die Öffentlichkeit und kündeten mit Freimut das Wort vom Reiche Gottes. „Dieser Jesus, den ihr ans Kreuz geschlagen habt, dieser Jesus ist vom Vater im Himmel auferweckt worden, und wir haben ihn gesehen, und wir haben mit ihm gesprochen, und wir haben mit ihm gegessen. Und er hat nun seinen Heiligen Geist gesandt, damit wir Zeugen dafür seien bis an die Grenzen der Erde.“ So haben die Apostel am Pfingsttage empfunden, und so hat Petrus gepredigt.

Was geschah am Pfingsttage? Am Pfingsttage nahm die Geisterfülltheit der Kirche ihren Anfang. Seitdem ist die Kirche das Geschöpf des Geistes. „Wo der Geist ist, da ist auch die Kirche, und wo die Kirche ist, da ist auch der Geist und alle Gnade“, sagt der heilige Cyprian von Karthago. Die Kirche ist das Geschöpf des Geistes.

Was bedeutet Pfingsten für uns? Wir sind dank der Geistausgießung an Pfingsten Geisterfüllte. Wir pflegen den katholischen Priester als Geistlichen zu bezeichnen, und das ist nicht falsch. Er ist ein Geistlicher; er hat den Geist in einer besonderen Weise empfangen, nämlich als Gabe zum Dienst.

Aber geisterfüllt und geistlich ist ein jeder Christ, denn wir sind alle wiedergeboren aus dem Wasser und dem Heiligen Geiste, also müssen wir auch Geisterfüllte sein. „Gott hat euch von Anfang an durch die vom Geist bewirkte Heiligung und durch den Glauben an die Wahrheit zum Heile erwählt“, so schreibt der Apostel Paulus im zweiten Thessalonicherbrief. Gott hat euch von Anfang an durch die vom Geist bewirkte Heiligung und durch den Glauben an die Wahrheit zum Heile erwählt. An Pfingsten erinnern wir uns daran, daß wir Geistträger sind. An Pfingsten wird uns bewußt, daß der Heilige Geist in uns lebt, und daß wir den Geist hüten müssen, daß wir den Geist nicht betrüben dürfen. Der Apostel Paulus mahnt: „Löschet den Geist nicht aus!“ Das ist die Mahnung von Pfingsten. Löschet den Geist nicht aus, indem ihr euch der Welt angleicht! Denn das ist ja eben das unterscheidende Merkmal des Christen von den Weltmenschen, daß er den Geist in sich trägt und daß er deswegen Distanz hält von der Welt, von der Welt, die im argen liegt, von der Welt, deren Fürst – wie der Herr uns sagt – der Satan ist. Dieser Welt darf man sich nicht angleichen, und der Geist soll das verhüten, daß wir uns dieser Welt angleichen.

Was bedeutet Pfingsten für uns? Es bedeutet, daß wir getröstet sind. Der Geist heißt nicht umsonst der Tröster. Er vermag zu trösten. Auch Christen können niedergeschlagen sein, können betrübt sein, können leiden, können schwere Leiden tragen. Sie leiden in ihrem persönlichen Bereich, sie leiden im familiären Bereich, sie leiden im gesellschaftlichen Bereich. Sie leiden auch an der Erkrankung ihrer Kirche. Aber der Geist vermag zu trösten. Er erklärt uns, daß die Wahrheit in der Kirche bleiben wird, denn er ist der Geist der Wahrheit. Er läßt nicht zu, daß diese Wahrheit überall verdunkelt wird, hier und da bestimmt, an vielen Stellen vielleicht, aber daß die Wahrheit untergeht, das läßt der Geist nicht zu. Diese Kirche wird, solange sie besteht, Trägerin der Wahrheit sein. Und mögen die Menschen in ihr noch so schwach sein, mögen sie noch so sehr versagen, der Geist wird nicht dulden, daß die Wahrheit in der Kirche verschwindet. Der Geist läßt auch nicht zu, daß die Sakramente leer sind. Es sind nicht bloß Zeichen, wie heute vielfach der Sprachgebrauch ist. Gewiß, es sind auch Zeichen, sie zeigen auf etwas hin, aber es sind wirklichkeitserfüllte Zeichen. Es sind Zeichen, die das bewirken, was sie anzeigen. Die Hostie ist nicht leer, sondern sie ist gefüllt mit unserem Herrn und Heiland, auch wenn da ein Pfarrer in Frankfurt sagt: „Hast du schon einmal Jesus in der Hostie sitzen sehen?“ Das ist eine Blasphemie! Christus ist wahrhaft, wirklich und wesentlich gegenwärtig, und das bewirkt der Geist; denn der Geist wirkt in den Worten des Priesters, die über diese Gestalten gesprochen werden: „Das ist mein Leib. Das ist mein Blut.“ Diese Worte sind ohnmächtig, wenn nicht der Geist sie füllt. Dadurch werden sie allmächtig. Der Geist läßt nicht zu, daß die Sakramente in der Kirche verschwinden. Er läßt auch nicht zu, daß das Bußsakrament verschwindet. Er wird dafür sorgen, daß diese Flaute, in die wir seit Jahrzehnten hineingeraten sind, eines Tages vorübergeht, daß die Menschen erkennen, welches Pfand wir in die Hände bekommen haben, als Jesus zu seinen Aposteln sprach: „Empfanget Heiligen Geist! Welchen ihr die Sünden nachlassen werdet, denen sind sie nachgelassen, und welchen ihr sie behalten werdet, denen sind sie behalten.“ Eines Tages werden die Menschen durch den Geist erkennen, daß sie Sünder sind und daß sie die Erlösung benötigen und daß sie diese finden im Bußsakrament. Eines Tages wird das wieder in ihnen auftauchen.

Was bedeutet Pfingsten für uns? Es bedeutet, daß wir uns trösten lassen vom Heiligen Geist. In all unserer Verzagtheit, in unserer Müdigkeit, in unserem Erschrecken tröstet uns der Geist, weil er uns verheißt, er bleibt bei uns. Er ist nicht gekommen, um zu gehen; er ist gekommen, um zu bleiben, und er erreicht uns. Wir sind und bleiben Geistträger, und das ist ein Trost in dieser Welt der Trostlosigkeit.

Was verlangt Pfingsten von uns? Gott gibt den Geist nicht umsonst. Er gibt ihn nicht nur als totes Pfand, er gibt ihn als Kraft zum Leben, zum Zeugnis. Ja, das ist es, was der Geist von uns erwartet, daß wir Zeugnis von ihm ablegen, daß wir bezeugen, was wir von Christus empfangen haben, daß wir bezeugen, was uns in der Taufe und in der Firmung geschenkt worden ist, daß wir bezeugen, was wir an Wahrheit empfangen haben. Das ist ja eben der Unterschied, daß wir das nicht mitmachen, was uns die Weltmenschen vormachen, nämlich homosexuelle Lebensgemeinschaften, Klonen – Klonen! – Herstellung von Doubletten von Menschen! Embryos als Reparaturwerksatt herstellen! Das sind alles verzweifelte Bemühungen, dem Heiligen Geist und seiner Wahrheit zu entfliehen. Da verlangt der

Geist von uns, daß wir dagegen aufstehen und Zeugnis ablegen. Gelegen oder ungelegen, wir haben eine Botschaft empfangen, die dürfen wir nicht verschließen und vergraben, die müssen wir hinaustragen zu den Menschen und müssen sie ihnen vortragen, damit sie überzeugt werden, daß der Geist die Welt regiert und nicht das Geschäft.

Was verlangt Pfingsten von uns? Daß wir als Geisterfüllte in der Welt bestehen und die Welt verwandeln. Wir sind eine Minderheit. In Deutschland sind die echten Christen eine kleine Minderheit. Aber die Minderheiten sind stark, wenn sie geschlossen sind. Die Minderheiten sind mächtig, wenn sie sich vom Geiste treiben lassen. Das sind die Kinder Gottes, die sich vom Geiste treiben lassen. Wenn der Geist in uns wirkt, dann werden wir mächtig.

Eine verzagte christliche Frau schrieb dieser Tage in einem Leserbrief an die Frankfurter Allgemeine Zeitung: „Wer heute in der Öffentlichkeit von Gott spricht, erntet peinliches Schweigen oder mitleidiges Lächeln über so viel Rückständigkeit. Wer aber heute mit perfidem Hohn und Spott über Gott und Religion herfällt, gewinnt breite Zustimmung und lauten Jubel. Muslimische Kinder und Jugendliche messen Gott in ihrem Leben einen hohen Stellenwert zu. Wie ist das zu erklären? Muslimische Kinder sehen ihre Väter beim Freitagsgebet in der Moschee. Sie erhalten zusätzlich zum Schulunterricht Koranunterricht. Sie hören und wissen, daß ein muslimischer Metzger bis zum Bundesverfassungsgericht geht, um das Recht auf rituelles Schächten von Tieren durchzusetzen. Und er bekommt Recht. Dasselbe Bundesverfassungsgericht hat auf Klage eines einzigen anthroposophischen Elternpaares das unsägliche Kruzifixurteil gefällt, das den bayerischen Schulen verbietet, Kreuze, Zeichen des Christentums, in den Schulräumen aufzuhängen. Dasselbe Gericht hat kürzlich dieses Urteil noch einmal bekräftigt, als ein atheistischer Lehrer Klage erhob, es sei ihm nicht zuzumuten, in einem Klassenzimmer, in dem ein Kreuz hängt, zu unterrichten.“ So ist die Lage, auf die wir Christen als Zeugen des Geistes treffen. Aber wenn wir uns nicht unterkriegen lassen, wenn wir uns nicht stumm machen lassen, wenn wir das Zeugnis ausrichten ohne Rücksicht auf unser persönliches Ergehen, dann kann es geschehen, daß die Macht des Geistes sich auch in anderen durchsetzt; dann kann es geschehen, daß der Geist sich als weltüberwindende Macht bezeugt.

Der heilige Pfarrer von Ars, Joannes Vianney, hat einmal an Pfingsten über den Heiligen Geist gepredigt, und er sagte folgendes: „Wenn man die Verdammten in der Hölle fragen würde: Warum seid ihr in der Hölle?, dann würden sie antworten: Weil wir dem Heiligen Geist widerstanden haben. Wenn man die Seligen des Himmels fragen würde: Warum seid ihr im Himmel?, dann würden sie antworten: Weil wir auf den Heiligen Geist gehört haben.“ So ist es, meine lieben Freunde. Wenn wir auf den Heiligen Geist hören, wenn wir uns vom Geiste treiben lassen, wenn wir die Kraft, die er uns gibt, benutzen, um Zeugnis abzulegen, dann werden wir zu der Schar der Seligen gehören, die im Himmel Gott preisen, ob seines Heiligen Geistes, die eine ganze Ewigkeit den dreifaltigen Gott anbeten, den Vater, den Sohn und den Heiligen Geist.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Heiliger Geist in Sturm und Feuer

20.05.2002

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Warum kam der Heilige Geist im Sturmgebraus, in Feuersglut und in Flammenzungen? Warum kam er nicht in einem Wolkenbruch, in einer Sonnenfinsternis, in einem Erdbeben? Wenn der Heilige Geist diese Weise seiner Ankunft festgelegt hat, dann geschah es deswegen, weil die Weise seines Kommens uns etwas lehren will. Er kam im Sturmgebraus, er kam in Feuersglut, er kam in Flammenzungen, weil diese Zeichen auf etwas hinweisen, nämlich auf das Wesen und auf das Wirken des Geistes.

Er kam im Sturmgebraus. Der Sturm ist eine notwendige, eine wohltätige, aber auch eine gewaltige Kraft. Der Sturm ist notwendig. Es müssen Stürme über das Land fegen, um das Morsche aus den Bäumen herauszubrechen. Stürme sind für den Wald und für das Feld, für die Bestäubung notwendig. Stürme sind auch wohltätig. Indem sie das Verbraachte, das Morsche, das Unbrauchbare zerstören, machen sie Platz, schaffen sie Raum für das Neue. Ohne Stürme würde das Alte, Morsche das Neue ersticken und am Wachstum hindern. Stürme sind gewaltig. Wir erfahren ihre Macht, wenn sie Häuser abdecken oder wenn sie Menschen durcheinanderwirbeln. Aber es muß der Sturm eine solche Kraft haben, sonst könnte er seine Funktion nicht erfüllen. Und so müssen wir uns, wenn wir diese Geschehnisse und Bilder übersetzen wollen auf das Wirken des Geistes, darüber klar werden, daß der Geist notwendig ist, um die Menschen zu erwecken, um die Menschen von ihrem morschen, verfaulten Wesen zu befreien, daß der Heilige Geist notwendig ist, um die Menschen mit Kraft und mit Mut zu erfüllen, daß der Geist notwendig ist, um sie aus ihrer Trägheit emporzureißen.

Der Geist ist notwendig, weil der Mensch zum Bequemen geneigt ist. Das ist vielleicht die größte Gefahr, die die Christenheit hat, sich ein bequemes Nischendasein zu verschaffen. Irgendwo in einer Ecke einen stillen Kult pflegen, wo einen niemand stört, wo man nicht belästigt wird, das ist den meisten das Richtige und Wichtige. Aber das entspricht nicht dem Wirken des Geistes. Der Geist ist ein Sturm, nicht ein Säuselwind. Der Geist ist eine Macht und nicht eine sanfte Flüsterpartie. Der Geist kam im Sturmgebraus, weil diejenigen, die ihn aufnehmen, geweckt werden sollen, weil sie durch sein Wirken bereitet werden sollen, um Bahn zu brechen dem Evangelium. Ich bin kein Anhänger des Wilhelm Niemöller, des protestantischen Pastors, aber wenn er recht hat, hat er recht. Er hat einmal das schöne Wort gesagt: „Evangelium ist Angriff.“ Jawohl, genau das ist es. Evangelium ist nicht Defensive, sondern Offensive; Evangelium ist Angriff. Genau das will das Sturmgebraus sagen, in dem der Geist kam.

Er kam in Feuersglut. Das hat etwas zu bedeuten. Schon Johannes hatte ihn so angekündigt: „Nach mir kommt einer, der nicht mit Wasser tauft, sondern mit Feuer und mit Heiligem Geiste.“ Und Jesus selbst hat von dem Feuer gesprochen, das er entzünden will: „Ich bin gekommen, ein Feuer zu entzünden, und wie wünschte ich, daß es schon emporgeflammt wäre!“

Feuer ist eine Macht, deren Wirken wir aus der Erfahrung kennen. Das Feuer leuchtet. Ohne Feuer würden wir im Finstern tappen und im Finstern wandeln. Wir brauchen das Feuer, wir brauchen seine Leuchtkraft. Der Herr mahnt zu dieser Leuchtkraft, wenn er sagt: „Laßt euer Licht leuchten vor den Menschen, damit sie eure guten Werke sehen und euren Vater preisen, der im Himmel ist.“ Also die guten Werke soll man nicht um der Menschen willen tun, aber sie auch nicht verstecken. Die Menschen sollen sie sehen. Sie sollen sehen, daß Christen etwas leisten, daß Christen wohltätig sind, daß Christen sich der Bedürftigen und Elenden annehmen. Laßt euer Licht leuchten!

Das Feuer wärmt. Wir alle wissen um die wohltätige Kraft des Feuers. Wenn es kalt wird, dann entzünden wir uns ein Feuer, um uns zu wärmen. Am Feuer hat sich Petrus gewärmt im Vorhof des Hohenpriesters. Das Feuer wärmt, und das soll wohl in der Übersetzung sagen, wir sollen in unserer Liebe wie ein Feuer sein. Die Liebe wird ja oft mit einem Feuer verglichen und das mit Recht, weil sie eben den anderen ergreift, weil sie sich seiner annimmt, weil sie den Menschen umfängt und umfaßt. Also das Feuer der Liebe will der Geist in uns entzünden.

Das Feuer verzehrt auch; es verbrennt. Wir lesen, daß in unserer Nähe eine Müllverbrennungsanlage errichtet werden soll. Da sehen wir die wohltätige Macht des Feuers, die uns eben hilft, mit den Müllbergen fertig zu werden. Aber auch in uns soll das Feuer etwas verzehren, nämlich unseren Eigennutz, unsere Ichsucht, unseren Egoismus. Vom Heiland wurde gesagt, als er die Tempelreinigung vornahm: „Sie erinnerten sich an sein Wort: Der Eifer für dein Haus verzehrt mich.“ Ja, wenn doch alle Künder des Evangeliums dieser verzehrenden Eifer hätten! Wenn sie doch aus ihrer Lethargie herauswüchsen und aufstünden wie ein verzehrendes Feuer!

Das Feuer schmilzt auch das Harte, und das würde in der Übersetzung bedeuten, daß wir alle eigennützige Härte, alle Rücksichtslosigkeit in uns überwinden sollen, daß wir ein Herz haben sollen für die Menschen, daß uns an den Menschen etwas liegen muß.

Das Feuer läutert. Es brennt aus einer bestimmten Masse das heraus, was nicht hineingehört. Die Spreu wird verbrannt, das Unkraut wird verbrannt, und nur der Weizen, das Gute, das brauchbare Gut, das wird durch das Feuer bewahrt. Und so muß auch von uns gelten: Das Feuer muß in uns noch viel verbrennen. Wir haben noch viel, was verbrannt werden muß, in uns.

Gewandelt, gestärkt und geläutert gingen die Apostel aus dem Feuer des Heiligen Geistes hervor. Gewandelt, gestärkt und geläutert sollen wir aus den Pfingsttagen hervorgehen, gewandelt zu einem neuen Leben, gestärkt zu einer neuen Wirksamkeit und geläutert von unseren Erbärmlichkeiten und Schwachheiten.

Der Geist kam schließlich in Flammenzungen. Die Flammenzungen ließen sich über den im Abendmahlssaal Befindlichen nieder. Ein jeder hatte über sich eine Flammenzunge. Das besagt wohl in der Übersetzung: Da die Zunge das Organ des Sprechens ist, wurden sie dadurch aufgefordert und befähigt zu reden, aber nicht zu reden über dieses und jenes, sondern zu reden über die Großtaten Gottes. Es wird in der Kirche viel geredet, vielleicht viel zu viel. Aber es wird zu wenig geredet über die Großtaten Gottes. Ich halte es nicht für angebracht, wenn ein Diözesanbischof sich fortwährend in politische Dinge einmengt. Die Politik den Politikern, aber die Religion den Religionsvertretern! Über die Großtaten Gottes sollten wir sprechen, nicht über die Zuwanderung oder über die Friedenstruppe für Israel. Wir wollten die Großtaten Gottes auch mit einer Zunge verkünden, nicht mit zwei Zungen. Es ist beschämend, wenn von einem Bischof gesagt wird, er spreche mit zwei Zungen. Nein, man muß mit einer Zunge sprechen, immer in derselben Weise und immer im selben Sinne, nicht hier so und da anders.

Alle müssen einmütig dasselbe verkünden. Die Gegensätzlichkeit der Verkündigung an diesem Ort und an jenem zerstört die Glaubwürdigkeit der Verkündigung. Die Verkündiger müssen von dem, was sie verkünden, überzeugt sein. Sie müssen Argumente haben. Sie müssen die anderen, die nicht glauben, in ihrem Unglauben erschüttern. Sie müssen ihnen die Irrigkeit ihres Weges aufzeigen. Man hat nur die Hälfte seiner Aufgabe erfüllt, wenn man das Richtige sagt und das Unrichtige nicht bekämpft! Das sind zwei Aufgaben, und sie ergänzen sich. Wer nur meint, er könne vorsichtig auftreten und leisetreten und in seinem Bereiche eine behagliche Atmosphäre des Religiösen schaffen, der hat sich gewaltig getäuscht. Wir müssen hinaustreten und draußen verkünden. Wir müssen den anderen ihre falsche Sicherheit nehmen. Wir müssen sie von dem Irrtum ihres Atheismus überzeugen. Das ist die Aufgabe derer, auf die sich der Heilige Geist niedergelassen hat.

Im vorigen Jahrhundert lehrte in Würzburg der große Theologe Herman Schell. Herman Schell hat einmal das schöne Wort gesagt: „Es gibt Erkenntnisse, die nur im Sturme reifen. Es gibt Kräfte, die nur in Flammengluten wirken. Es gibt eine Liebe, für die nur die Gesamtheit aller Sprachen der genügende Ausdruck ist.“ Wahrhaftig, so ist es. Es gibt Erkenntnisse, die nur im Sturme reifen. Es gibt Kräfte, die nur in Flammengluten wirken. Es gibt eine Liebe, für die nur die Gesamtheit aller Spra-

chen der genügende Ausdruck ist. Wenn wir das begriffen haben, dann werden wir mit neuer Sehnsucht, mit innigem Verlangen das Gebet sprechen:

„Komm, Heiliger Geist, erfülle die Herzen deiner Gläubigen und entzünde in ihnen die Kraft und das Feuer deiner Liebe!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Was ist der Mensch? (16)

(Über die Mutter des Herrn)

26.05.2002

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir haben an zwei Sonntagen über die Frau nachgedacht, über die Frau, wie Jesus sie sieht. Wir haben uns Gedanken gemacht, was Jesus der Frau gegeben hat und was er von ihr verlangt. Wir wollen diese Überlegungen heute mit einer dritten Betrachtung abschließen, bei der wir uns eine Frau vor Augen führen, die eine einzigartige, einmalige Persönlichkeit ist, die Frau, zu der Jesus Mutter gesagt hat. Wir wollen diese Betrachtung halten anhand der Selbstoffenbarungen, die Maria von sich gegeben hat in den Worten. Es sind uns nämlich sieben Worte von ihr überliefert, sieben und nicht mehr. Zwei hat sie gesprochen zu dem Engel, zwei zu ihrer Base Elisabeth, zwei zu ihrem Sohne und ein Wort zu den Dienern bei der Hochzeit zu Kana.

Zwei Worte hat Maria gesprochen zu dem Engel. Der Engel brachte ihr die Botschaft, die größte Botschaft, die einer israelitischen Frau gebracht werden konnte, nämlich daß sie die Mutter des Messias sein sollte. Darauf hatten alle Töchter des Volkes Israel gewartet, in der heimlichen Sehnsucht, daß sie die Erwählte sein könnten. Aber nun wurde diese Botschaft Maria gebracht: „Siehe, du wirst empfangen und einen Sohn gebären. Er wird sein Volk erlösen von seinen Sünden. Er wird groß sein, und Gott wird ihm den Thron seines Vaters David geben, und er wird herrschen über das Haus Jakob in Ewigkeit.“ Als diese Botschaft an Maria erging, da hätte man erwarten können, daß sie jetzt in Jubel ausbricht oder daß sie verlegen ist. Die beiden Haltungen wären uns denkbar erschienen. Voll Freude, daß sie die Auserwählte sein soll, oder auch scheu und verlegen ob der Würde, die Gott ihr zugedacht hat. Aber nichts dergleichen. Maria ist offensichtlich eine geradlinige und nüchterne Persönlichkeit. Gott will etwas von ihr, und er will etwas tun. Und so fragt sie, was sie dabei tun soll: „Wie soll das geschehen?“ Sie ist eine praktische Natur und stellt die Frage, wie die Verwirklichung dieses Heilsratschlusses Gottes vor sich gehen soll. Sie ist nicht ekstatisch, sie ist auch nicht verlegen, sondern sie ist praktisch. Wie soll das geschehen, was Gott mir zugedacht hat? Der Engel gibt ihr die Antwort, daß, was an ihr geschehen soll, durch ein Wunder, das Gott wirkt, sich vollziehen soll. Sie hat nur eines dabei zu tun, nämlich Ja zu sagen. Es wird nur um ihre Zustimmung geworben. Und da gibt Maria die Antwort, das zweite Wort an den Engel. Da gibt sie die Antwort, die das wundervollste Wort ist, das je ein Mensch auf Erden gesprochen hat: „Siehe, ich bin eine Magd des Herrn. Mir geschehe nach deinem Worte.“ In diesem Wort Mariens ist zu bewundern die Logik. Sie wundert sich, daß Gott überhaupt fragt. Er weiß doch, daß sie eine Magd ist, und einer Magd braucht man nur zu sagen, was sie tun soll, und sie tut es. Sie ist bereit zu allem, was Gott von ihr verlangt. Sie ist eine Magd des Herrn. Sie gibt ihm eine Blankovollmacht, und die ist unterschrieben: „Magd des Herrn“. Wenn Gott auf diese Blankovollmacht schreibt: „Gottesmutter“, dann ist sie unterschrieben: „Magd des Herrn“. Wenn er darauf schreibt: „Himmelskönigin“, so ist sie unterschrieben: „Magd des Herrn“. Und wenn er darauf schreibt: „Schmerzensmutter“, dann ist sie auch unterschrieben: „Magd des Herrn“. Sie soll die Mutter des Erlösers sein, aber sie nimmt dieses Wort Mutter nicht in Anspruch; sie ist nur die Magd. Sie will nur Magddienst leisten, und damit hat sie ja das Wesen der Mutterschaft begriffen. Eine Mutter ist immer Magd, auch wenn sie diesen Namen nicht führt. Sie ist immer Magd, weil sie dem Kind, weil sie den Kindern dienen muß.

Sie ist als Magd ihrem Sohne kongenial, denn auch ihr Sohn ist ja der Höchste, den Gott über alle anderen Geschöpfe erhoben hat. Und doch gleichzeitig ist er der Knecht aller. Er ist der Knecht Gottes. Er ist so sehr Knecht, daß er sich in diesem Knechtsdienst zu Tode arbeiten wird, daß er sich zu Tode dienen wird als dieser Knecht Gottes. Man sieht, die beiden passen zusammen, die Magd des Herrn und der Knecht Gottes.

Zwei Worte hat Maria zu ihrer Base Elisabeth gesprochen. Der Engel hatte nämlich noch eine Bemerkung fallen lassen, als er sich verabschiedete: „Siehe, deine Base Elisabeth hat einen Sohn empfangen; es ist schon der sechste Monat für sie.“ Da fängt Maria an zu denken. Elisabeth ist hochschwanger; sie braucht Hilfe. Also muß ich zu ihr gehen, muß ihr helfen. Sie fragt nicht lange, sie überlegt nicht lange. Es ist ihr ganz klar, was sie tun muß. Wenn der Wille Gottes vor ihren Augen steht, dann tut sie ihn. Sie erkennt sofort ihre Aufgabe. Sie zaudert nicht, sie zögert nicht. „Sie ging eilends davon“, heißt es im Evangelium. Eilends. Ohne viel Gespräche mit anderen zu führen, eilt sie zu ihrer Verwandten Elisabeth. Und dann spricht sie das erste Wort zu ihr, nämlich: „Sei gegrüßt! Der Friede sei mit dir!“ Denn so grüßt man in Israel: „Friede sei mit dir, Elisabeth!“ Das ist das erste Wort, das sie zu Elisabeth spricht. Aber das Wort, das uns so alltäglich klingt wie ein Gruß, dieses Wort ist nicht alltäglich. Denn als dieser Gruß an das Ohr Elisabeths dringt, da wird sie vom Heiligen Geist erfüllt, und da frohlockt das Kind in ihrem Leibe. Menschen, die von Gott erfüllt sind, sind nicht alltäglich, und sie können selbst durch das Alltägliche wirken. Das sieht man an diesem Gruß, den Maria an Elisabeth richtet. Und daß Maria in ihrem Gruß etwas bewirkt hat mit ihrer Hoheit, mit ihrer Heiligkeit, das sieht man daran, daß Elisabeth schon unterrichtet ist über das, was an Maria geschehen ist. Sie braucht es ihr nicht zu erzählen, sie braucht es ihr nicht zu erklären. Sie weiß es schon. „Selig, die du geglaubt hast, daß sich an dir erfüllen wird, was Gott dir gesagt hat.“ Vielleicht hatte Maria auf dem Wege überlegt: Wie soll ich es denn der Elisabeth beibringen, was mit mir geschehen ist? Wie wird sie es aufnehmen? Sie braucht es nicht zu erklären. Elisabeth ist unterrichtet vom Heiligen Geiste. Und als sie diese Erkenntnis empfängt, da jauchzt Maria auf: „Hoch preist meine Seele den Herrn, und mein Geist frohlockt in Gott, meinem Heiland.“ Wir hatten bisher geglaubt, daß sie vielleicht bloß ein Verstandesmensch ist oder ein Willensmensch. Nein, sie ist auch ein Gefühlsmensch, und jetzt bricht es aus ihr heraus: „Hoch preist meine Seele den Herrn, und mein Geist frohlockt in Gott, meinem Heiland.“ Das ist das Jubellied es Christentums geworden, das Freudenlied, das Nationallied des Christentums – das Magnifikat. „Hoch preist meine Seele den Herrn!“ Nicht ein Klagelied, nicht ein Bußlied, sondern das Freudenlied ist das Nationallied des Christentums. Das Christentum ist auf seinem Gipfel immer Freude, und das erfahren wir, wenn wir Maria das Magnifikat nachbeten. „Großes hat an mir getan, der mächtig ist und dessen Name heilig ist. Er hat angeschaut die Niedrigkeit seiner Magd. Siehe, von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter.“ Sie sieht in die Zukunft, und sie sieht, wie die Liebe ganzer Generationen und ganzer Geschlechter, ganzer Jahrtausende ihr entgegenwallt. Sie hört die Marienlieder von allen Gegenden, von allen Wallfahrtsorten zu ihr emporjauchzen. Sie sieht in die Zukunft: „Selig werden mich preisen alle Geschlechter.“ Sie ist eine Prophetin. „Er hat angeschaut die Niedrigkeit seiner Magd.“ Wieder einmal, das macht er ja immer so, daß er die Niedrigen erhebt und die Stolzen und die Satten und die Selbstgerechten leer ausgehen läßt. Das macht er immer so. Die Armen speist er, die Schwachen erhebt er, die Hilflosen unterstützt er. Aber die Mächtigen und die Reichen läßt er leer ausgehen, die schon satt sind von ihren eigenen Reichtümern. Das sind die zwei Worte, die Maria zu Elisabeth gesprochen hat.

Sie hat aber auch zwei Worte zu ihrem Sohne gesagt. Das erste Wort richtete sie, soweit es uns bekannt ist, an den zwölfjährigen Knaben. Der war mitgezogen zum Fest nach Jerusalem und hatte dort die Feierlichkeiten absolviert. Dann waren Maria und Joseph mit der Karawane, mit dem Pilgerzug zurückgewandert. Am Abend erst fiel ihnen auf, daß Jesus nicht bei ihnen war. Sie meinten, er sei bei den Jungen von Galiläa und Nazareth. Aber dann wurden sie unruhig und suchten ihn. Aber die Nacht kam, ohne daß sie ihn fanden. Am Morgen nahmen sie die Suche wieder auf. Sie schauten in jede Schlucht, in jeden Hohlweg, fragten bei Bekannten und Verwandten. Niemand hatte ihn gesehen. Da gingen sie zurück. Und wieder war eine Nacht, wo sie voll Sorge waren um den Knaben. Am anderen Tage in der Morgenfrühe zogen sie wieder in Jerusalem ein, suchten an allen Stellen, suchten im

Tempel, in den Vorhöfen, in den Hallen. Und endlich fanden sie ihn bei den Gesetzeslehrern. „Was für ein Knabe!“ sagten die Menschen, die ihn hörten, die über seine Antworten staunten. „Was für ein Knabe!“ Aber Maria hatte eine andere Anrede: „Kind, warum hast du uns das getan? Siehe, dein Vater und ich, wir haben dich mit Schmerzen gesucht.“ Wir denken uns manchmal, die Heiligen hätten keine Schmerzen, sie würden alles leicht nehmen und immer in Freude sein. O nein, die Königin der Heiligen hat Schmerzen gelitten, Schmerzen gelitten um ihren Sohn. Und so kam die Klage aus ihrem Munde: „Warum hast du uns das getan?“ Maria hat sich nicht hysterisch gebärdet, wie vielleicht andere Mütter es getan hätten, sondern ruhig und besonnen fragt sie, warum er ferngeblieben ist, warum er sich von der Gesellschaft getrennt hat. Das war das erste Wort, das sie an Jesus gerichtet hat.

Das zweite Wort geschah bei der Hochzeit zu Kana. Da war eine Einladung ergangen von Leuten, die offenbar nicht reich waren. Aber sie meinten, man könne es wagen, man könne einen Hausstand gründen, man könne auch eine Einladung ergehen lassen. Und so hatten sie es gewagt, und es waren viele gekommen, auch Jesus und seine Mutter. Auf einmal ging der Wein aus. Wie kann man eine Hochzeit in Palästina, in Galiläa ohne Wein feiern? Wein muß sein; die Männer wollen trinken. Aber der Wein war zu Ende, und man fühlte sich schon unbehaglich. Es war eine Verlegenheit, es war eine gewisse Not. Maria hat sofort die Lage erfaßt. Sie weiß, wenn es dabei bleibt und die Menschen jetzt nichts mehr zu trinken haben, werden sie tuscheln, werden sie reden: Ja, die wollten hoch hinaus, aber es hat halt nicht gereicht. Ich habe es ja gleich gesagt, sie hätten noch warten sollen. Sie spürt die Verlegenheit, und in ihrer hausfraulichen Teilnahme sucht sie dieser Verlegenheit abzuhelfen. Sie begreift, daß hier Hilfe vonnöten ist. Es ist keine sehr große Not, es ist eine kleine Not. Aber indem sich Maria dieser kleinen Not annimmt, zeigt sie, daß sie sich eignen wird als Helferin der Christen. Man kann mit allen Nöten zu ihr kommen, auch wenn es kleine Nöte sind. Es muß nicht immer etwas Ewiges, etwas über die Zeit Hinausgehendes sein. Man kann sie um alles bitten, man braucht sich nicht zu genieren. Sie wird sich als Helferin der Christen zeigen. Sie setzt ihr Vertrauen auf ihren Sohn. Sie zupft ihn am Ärmel und sagt: „Sieh, sie haben keinen Wein mehr!“ Nicht mehr. Keine Einleitung, kein Schluß, keine Motive, keine Bitte. „Sie haben keinen Wein mehr!“ Sie weiß, wenn sie dieses Manko, wenn sie diesen Mangel ihrem Sohn unterbreitet, dann wird er helfen. Sie hat Vertrauen zu ihm. Sie hat so viel Vertrauen zu ihm, daß man sie einmal die bittende Allmacht nennen wird, weil sie alles von ihrem Sohn erreicht, was sie ihm vorträgt. Das ist das zweite Wort zu ihrem Sohne gewesen, das uns erhalten ist. Sie hat ja viele Worte zu ihm gesprochen, als er ein Knabe war, als er mit ihr zusammengesessen hat an den Abenden in dem Häuschen in Nazareth. Aber alle diese Worte sind uns nicht erhalten. Und es ist auch gut so, denn jede Seele hat ihr Geheimnis mit Gott, ihre Ängste, ihr Vertrauen, ihre Zuversicht. Alles das dringt zu Gott, und das ist das Geheimnis der Seele mit Gott. Und der Heilige Geist hat gewollt, daß uns das verborgen geblieben ist.

Schließlich hat Maria ein Wort gesprochen zu den Dienern bei der Hochzeit. Sie hat die Lage begriffen. Es ist am Ende des Tages. Die Diener sind müde, haben den ganzen Tag arbeiten müssen, haben geschuftet, und wenn jetzt Jesus sagt: „Füllt die Krüge mit Wasser!“, dann werden sie womöglich unwillig werden. Ja, das ist nicht einfach, das ist nicht so leicht, werden sie sagen, das ist eine Heidenarbeit, an den Brunnen gehen und das Wasser schöpfen und es hertragen. Man wird müde, und außerdem brauchen wir nicht Wasser, wir brauchen Wein. Deswegen bereitet Maria sie vor. Sie geht zu jedem von ihnen hin und sagt ihm: Gelt, wenn mein Sohn dir etwas sagt, du siehst ihn da drüben sitzen, dann tust du es! „Tut, was er euch sagt!“ Diese hausfrauliche Vorsorge trägt ihre Früchte. Die Diener füllen die Krüge mit Wasser, und Jesus wirkt sein erstes Wunder, indem er das Wasser in Wein verwandelt, „und seine Jünger glaubten an ihn“.

Wenn wir in dieser Stunde, in diesem Maienmonat zu Maria gehen, dann wollen wir auch sie bitten: Mutter, sag auch mir ein Wort! Sag, was ich tun soll! Sag, was ich mir vornehmen soll! Sag, wo ich mich ändern muß! Sag mir ein Wort! Und dann wird Maria zu uns sagen: „Was mein Sohn dir sagt, das tue!“ Und auch wenn es dir schwer wird, und auch wenn du es nicht begreifst: Tu das, was mein Sohn dir sagt! Und dann wollen wir ihr antworten: Mutter, so wollen wir es tun. Wir wollen tun, wie du gehandelt hast!

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die göttliche und die menschliche Dimension der Kirche

02.06.2002

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.  
Geliebte im Herrn!

Jede Zeit hat ihre Probleme. Während der Aufklärung waren es die übernatürlichen Wirklichkeiten, die in der Heiligen Schrift ausgebreitet werden. Man leugnete alle Wunder, alle Weissagungen, das Übernatürliche. Im 19. Jahrhundert war es der Geist, der zum Problem wurde. Man nahm nur noch Materie an. „Kraft und Stoff“, so heißt das Buch eines Materialisten des 19. Jahrhunderts. Nur was man messen, greifen, stoßen, wägen kann, das ist wirklich.

Unser Problem in der Gegenwart ist ein anderes. Es ist die Kirche. Die Kirche ist zum Problem geworden. An der Kirche nehmen viele Anstoß. Die Kirche ist für viele ein Hemmnis, zu Gott zu finden. Wegen der Kirche entfernen sich viele Menschen von Gott. Wir wollen deswegen in dieser Stunde uns vor Augen führen, was die Kirche ist, und wir wollen zwei Sätze aufstellen, nämlich

1. Die Kirche ist etwas Göttliches und
2. Die Kirche ist etwas Menschliches.

Erstens: Die Kirche ist etwas Göttliches. Sie ist von Christus gestiftet, dem Gottessohn. Er hat ihr seine Aufträge, seine Kräfte und seine Wirkungen vermacht. Es gibt kirchengründende Akte Jesu. Es ist nicht so, wie man in den meisten protestantischen und heute auch in katholischen Darstellungen lesen kann, daß die Kirche das Produkt von Pfingsten sei. An Pfingsten ist die Kirche an die Öffentlichkeit getreten, aber sie konnte nur an die Öffentlichkeit treten, weil sie vorher gegründet war. Pfingsten ist die Proklamation dessen, was der Herr den Jüngern aufgetragen hatte, aber es ist nicht der Gründungstag der Kirche. Es gibt kirchengründende Handlungen Jesu. Er hat Jünger berufen, in seine nahe Gemeinschaft gezogen; er hat ihnen Aufträge und Vollmachten gegeben. Er hat den anderen gesagt, daß sie auf diese Beauftragten, Apostel genannt, hören sollten. Er hat ihnen Kräfte vermacht, vor allem die wundervolle Fähigkeit, sein Kreuzesopfer gegenwärtig zu setzen. Es ist keine Frage: Die Kirche ist ein Geschöpf Christi. Die Kirche ist sein Werk.

Aber sie ist nicht nur sein Werk, sie ist auch sein Werkzeug. Durch sie handelt er, durch sie wirkt er. Sie ist sein lebendiges Werkzeug. Sie ist das Auge, mit dem er auf die Welt sieht; sie ist die Hand, die er segnend und heilend auflegt; sie ist der Fuß, mit dem er durch die Zeit wandelt; sie ist die Hand, durch die er die Menschen ergreift. Die Kirche ist etwas Lebendiges. Sie erhält das Leben, und sie erzeugt das Leben, freilich nicht das natürliche, nicht das irdische, nicht das alltägliche Leben, sondern das geistliche, das übernatürliche, das göttliche Leben. Sie erhält sich selbst, und das ist das Zeichen eines lebendigen Organismus. Diese Kirche hat schon bestanden, als Konstantin der Große das Toleranzedikt erließ. Diese Kirche war schon vorhanden, als der Apostel Johannes in Ephesus sein Evangelium schrieb. Diese Kirche war gegründet und hatte schon Bestand, als Paulus die Korintherbriefe verfaßte. Diese Kirche hat es auch verstanden, immer wieder Leben zu wecken, in den Menschen das Leben, das göttliche Leben zu entzünden. Aus dieser Kirche sind immer wieder Menschen hervorgegangen, die lebendig waren, nämlich vom Heiligen Geist lebendig gemacht, und die Leben zündeten in anderen. Die Kirche ist Leben zeugend immer gewesen.

Sie gibt objektives und subjektives Leben. Objektiv gibt sie Leben, indem sie die Menschen zu Christus führt. Die Kirche ist der Raum, in dem man Christus findet. Die Kirche ist die Stätte, in der die Menschen von Christus an der Hand genommen werden, zum Vater geführt werden. Ja, das ist der ganze Sinn, das ist das Wesen des Christentums, daß Christus sagt: Siehe, Vater, das sind die, die an deinen Namen glauben. Sie sollen deine Kinder sein. Das ist das Wesen des Christentums, daß wir sagen: Mein Jesus, du gehst zum Vater im Himmel: Nimm mich mit! Das geschieht im Bereich der

Kirche. Und wer immer zu Christus kommt, ist in irgendeiner Weise von der Kirche erfaßt. Das Wort von der alleinseligmachenden Kirche ist nicht falsch; es muß nur richtig verstanden werden. Die Kirche ist alleinseligmachend. Sie ist es deswegen, weil nur in ihr und durch sie Christus gefunden werden kann, der die Menschen zum Heil führt. Das kann in einer sichtbaren Weise geschehen durch Anschluß an die Kirche. Das kann auch in einer unsichtbaren Weise geschehen, indem die Menschen eben getreu ihrem Gewissen Gott suchen und so unsichtbar zu Gliedern der Kirche gemacht werden.

Die Kirche gibt auch subjektiv Leben, nämlich sie gibt Führung. Das ist für manche Menschen das Ärgerliche an die Kirche. Sie wollen sich von ihr nichts sagen lassen. Ihre Führung im Glauben und in der Sittenlehre ist ihnen verdächtig, ist ihnen zuwider, ja ist ihnen zuweilen verhaßt. Sie berufen sich auf die Autonomie, auf die Selbstbestimmung, auf die Eigengesetzlichkeit. Aber der Traum von der Autonomie ist ein leerer Traum, meine Freunde. Wir alle müssen fortwährend übernehmen, was andere erforscht, erfunden, geschaffen haben. Der Mensch ist niemals autonom. Er ist auf all das angewiesen, was die Umwelt, was die Mitwelt ihm bietet. Und so ist es auch in der Religion. Der Mensch kann sich die Religion nicht selbst schaffen, er muß sie entgegennehmen von dem, der sie begründet hat, von Christus, der weiterlebt in seiner Kirche. Der Mensch ist auch immer führungsbedürftig. Es ist nicht wahr, daß der Mensch sich stets und in jeder Sache selbst vorstehen und führen könnte. Wenn er sich nicht von der Kirche führen läßt, dann eben von einer Partei oder von einer Sekte oder von einem Spiegel. Irgendwie wird der Mensch immer geführt. Wer sich nicht der Führung der Kirche überläßt, der tritt in die Gefolgschaft eines anderen Führers, womöglich eines Verführers, ein.

Die Kirche ist etwas Göttliches, und deswegen gibt sie Gemeinschaft und Einsamkeit. In der Kirche finden sich Menschen gleicher Gesinnung, gleichen Glaubens, gleicher Gesittung. Man wird in der Kirche immer gleichgesinnte und gleichartig gestaltete Menschen finden, mit denen man zusammen zum Himmel geht. „Ein Weg, auf dem wir ziehen, ein Gott, vor dem wir knien, ein Himmel dir und mir.“ Und es gibt in der Kirche auch viele Gemeinschaftsgründungen, Vereine, Verbände, Orden, und alle diese Gründungen zeigen, daß die Kirche etwas Göttliches ist, denn sie werden in einer unerschöpflichen Fruchtbarkeit aus ihrem Schoße geboren. Wenn man glaubt, jetzt ist es um die Kirche geschehen, dann kommt wieder eine neue Gründung, und sie reißt die Menschen mit sich, sie zeigt, daß Gottes Geist noch in der Kirche wirkt und daß die Kirche nicht verloren und schon gar nicht verlassen ist. Die Kirche gibt auch Einsamkeit. Man kann in der Kirche, wenn man das Bedürfnis hat, einsam sein. Es gibt die Eremiten, die in der Einsamkeit leben und Gott durch Buße und Arbeit dienen. Aber auch ohne Eremit zu sein, kann man einsam in der Kirche sein, wenn man es sein will. Man kann sich die Messe aussuchen, in die man gehen will. Man kann sich weit hinten niederlassen, um eben möglichst ungestört zu sein. Niemandem ist das zu verübeln.

Die Kirche gibt Gemeinschaft und Einsamkeit. Sie gibt auch Innerlichkeit und Ausdruck. Ein Mensch, der einmal von der Kirche wirklich berührt worden ist, kann niemals mehr ein ganz oberflächlicher Mensch werden, denn die Kirche vermittelt ihm eine innere Welt, eine innere Wirklichkeit. Auch der einfachste Katholik hat diese innere Wirklichkeit, die sich im persönlichen Gebet, in der einsamen Gewissenserforschung kundtut. Gleichzeitig verschafft sich die innere Wirklichkeit Ausdruck. Die Kirche hat Ausdrucksgestalten geschaffen, die wir bewundern, von den Gewändern, die der Priester trägt, angefangen über die Kirchenbauten, die uns ergreifen bis zu den feierlichen Gottesdiensten, die unser Herz bewegen. Das alles sind Ausdrucksgestalten in der Kirche. Sie deuten das Innerliche an und weisen auf das Innerliche hin.

Weil die Kirche etwas Göttliches ist, können wir an sie als das Werk Gottes glauben und können wir sie als das Werk Gottes lieben. Wir können an sie glauben, weil Gott in ihr wirksam ist. Wir werden gleich im zweiten Teil dieser Überlegungen sehen, daß das Menschliche an ihr stark, manchmal überstark und allzu stark ist, aber irgendwo wird sich das Göttliche sichtbar machen. Es gibt irgendwelche Punkte, und sie sind aufzufinden, an denen wir sehen: Sie ist das Werk Gottes. Deswegen können wir an sie glauben, brauchen nicht irre zu werden an ihr und können sie lieben. Wenn wir eine Reliquie von Jesus hätten, was würden wir sie in Ehren halten! Aber wir haben ein lebendiges Werk von ihm, und das ist seine Kirche. Und so wollen wir sie lieben als Werk Christi.

Die Kirche ist etwas Göttliches. Sie ist auch etwas Menschliches, und zwar zunächst etwas schönes Menschliches. In ihren guten Zeiten hat die Kirche immer den Menschen, auch den ungläubigen, imponiert durch ihre Geschlossenheit, durch ihre Disziplin, durch ihre Zielstrebigkeit. Wie hat sie sich ausgebreitet, wie hat sie ihre Missionare in die Eiswüsten Kanadas geschickt, ebenso in die Gluthitze der Wüste Gobi! Diese Kirche ist etwas menschlich Schönes, und wir haben allen Anlaß, auf diese Kirche stolz zu sein, auf ihre Erfolge, auf ihre Bemühungen, auf ihre segensreiche Werke, die sie geschaffen hat. Sie ist etwas schönes Menschliches.

Sie ist freilich auch etwas bloß Menschliches. Die Menschen, die in ihr leben, sind keine Übermenschen. Die Priester, die Bischöfe, die Päpste, sie sind keine Übermenschen. Wie schwach Menschen sein können, erleben wir ja an dem gegenwärtigen Papst. Eine italienische Zeitung sagte, er sei ein wandelnder Schatten. Ein wandelnder Schatten – das ist ja wohl nicht falsch. Also die Kirche ist auch etwas bloß Menschliches. Bloß menschlich sind auch viele ihrer Gründungen. Das Kardinalskollegium ist etwas bloß Menschliches. Es ist nicht von Christus eingesetzt, sondern die Kirche hat es geschaffen, aus gutem Grund geschaffen, und dieses Kollegium hat in seinen besten Zeiten vieles geleistet. Aber es bleibt etwas bloß Menschliches, und Kardinäle bleiben bloße Menschen. Das ist auch sehr wichtig für uns, wenn wir Äußerungen von kirchlichen Vertretern hören, bei denen wir befremdet sind. Solange sie im Rahmen ihrer Zuständigkeit sprechen, solange sie im Rahmen der Offenbarung bleiben, sind wir verpflichtet, auf sie zu hören. „Wer euch hört, hört mich.“ Aber wenn sie die Grenzen ihrer Zuständigkeit überschreiten, wenn sie sich von der Offenbarung entfernen, dann werden ihre Worte unverbindlich. Wenn ein Prediger etwas sagt, was nicht mit der Offenbarung Christi übereinstimmt, dann hören wir uns das an, aber sagen uns: Das nehme ich nicht an. Wenn ein Bischof etwas sagt zu politischen Dingen, die nicht die Grundsätze betreffen, die ethischen Grundsätze, dann mag er reden, soviel er will, das ist für uns unverbindlich. Die Kirche ist nicht aufgerufen, über das Maß der Zuwanderung zu entscheiden, das ist Sache der Politiker. Wir haben also auch in der Kirche eine beträchtliche Freiheit. Nämlich immer dann, wenn die Menschen in der Kirche nur als Menschen handeln und sich nicht auf ihren göttlichen Auftrag berufen können, sind wir frei, was sie sagen, anzunehmen oder abzulehnen.

Die Kirche ist letztlich auch etwas allzu Menschliches. Allzu Menschlich sind ihre Klöster, ihre Priester; allzu menschlich ist das gläubige Volk. Es ist doch viel, was die Kirche auch an Staub mit sich herumträgt, es ist allzu viel; es ist mehr, als sein sollte. Und deswegen leiden die Heiligen an der Kirche und weinen über die Kirche. Die größten Heiligen haben am meisten an dem allzu Menschlichen der Kirche gelitten und haben sich dagegen gewehrt. Wenn Sie einmal, meine lieben Freunde, lesen würden, was der heilige Bernhard von Clairvaux den zeitgenössischen Bischöfen und Päpsten vorgehalten hat, dann würden Sie staunen, wie dieser von Liebe zur Kirche erfüllte Mensch auf seine Zeitgenossen eingeredet hat. Oder wenn Sie die Briefe, die vielen Briefe der heiligen Katharina von Siena lesen würden, die sie an die Großen ihrer Zeit, auch an die Päpste, richtete, dann würden Sie staunen, wie diese heilige Frau mit ihren Zeitgenossen umgegangen ist. Dem Papste schrieb sie: „Du hast Deine Macht nicht erhalten, damit Du sie nicht benutzt, sondern damit Du sie gebrauchst!“ Die größten Heiligen haben am meisten an der Kirche gelitten. Aber es muß natürlich dieses Leiden an der Kirche ein heiliges Leiden sein, weil es aus einer heiligen Liebe kommt. Es darf kein ressentimentgeladenes Leiden sein, kein bitteres, kein verbittertes, kein haßerfülltes Leiden. Es muß ein Leiden sein, das der Kirche helfen will.

Manche, die die Kirche kritisieren, sind ganz froh, daß die Kirche nicht vollkommen ist, denn sie sagen sich: So, wie sie ist, ist sie nicht vollkommen, also brauche ich mich auch nicht anzustrengen, also brauche ich mich auch nicht zu bemühen. Sie haben geradezu Freude daran, wenn sie von Skandalen in der Kirche hören und berichten können, denn das macht ihr unruhiges Gewissen ruhig, weil sie sich sagen: Die Kirche ist nicht so, wie sie sein soll, also brauche ich mich auch nicht zu bemühen, besser zu werden. Nein, das ist nicht die richtige Weise, wie man Kritik an der Kirche übt. Es muß eine Kritik sein, die aus der Liebe kommt, und man muß der Kirche zu helfen suchen. Wie kann man ihr denn helfen? Man kann ihr helfen, indem wir selbst Glieder der Kirche werden, welche die Kirche schmücken. Wenn wir die Kirche zieren mit unseren Tugenden, mit unserer Liebe, mit unserer De-

mut, mit unserer Geduld, mit unserer Großmut, wenn die Kirche durch uns als eine Gemeinschaft der Heiligen erscheint, dann helfen wir der Kirche, dann helfen wir ihr wirklich. Wenn die Menschen sagen: Die Katholiken sind doch anders als die anderen, sie sind doch besser, wenn sie das sagen können, dann haben wir der Kirche geholfen.

An Christus waren zwei Wirklichkeiten zu beobachten, eine göttliche und eine menschliche. Er war derjenige, der dem Sturm sagte: „Schweige! Verstumme!“ Er war aber auch ein Ausgestoßener, ein Geschlagener, ein Mann der Schmerzen, von dem man das Antlitz abwenden wollte. Ähnlich ist es mit der Kirche. Auch sie ist etwas Göttliches und etwas Menschliches. Sie geht ihren Weg wie ihr Meister und Herr mit blutenden Füßen und mit einer Dornenkrone auf dem Haupte, verlacht und verkannt und geschmäht, und dennoch: Sie ist eine Königin!

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die Abschiedsreden Jesu (1)

(Über Weisungen und Erwartungen des Herrn)

09.06.2002

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Der Herr hat seinen Jüngern ein Vermächtnis hinterlassen, das in den Abschiedsreden aufbewahrt ist. Da hat er ihnen noch einmal aus seinem Herzen Weisungen und Aufträge gegeben, die aber nicht nur für die Apostel gelten, sondern für alle, die in der Nachfolge der Apostel an ihn glauben werden. Wir wollen heute in dieser Stunde fünf dieser Weisungen uns vor Augen führen. Sie lauten: 1. Bleibet in meiner Liebe! 2. Bringet Frucht! 3. Freuet euch! 4. Glaubet an mich! 5. Liebet einander, wie ich euch geliebt habe! Das sind die fünf Weisungen, die wir aus seinen Abschiedsreden herausnehmen können.

Die erste Weisung lautet: Bleibet in meiner Liebe! Diese Aufforderung kann in zweifacher Hinsicht verstanden werden, nämlich: Bleibet in der Liebe, die ich zu euch habe! Laßt sie nicht zugrunde gehen! Verwerfet sie nicht! Mißachtet sie nicht! Bleibet in der Liebe, die ich zu euch habe! Es kann aber auch bedeuten: Bleibet in der Liebe, die ihr zu mir habt! Bleibet in der Liebe zu mir! Laßt sie nicht versanden! Laßt sie nicht versickern, diese Liebe, sondern bewahrt sie! Haltet sie aufrecht, diese Liebe zu mir! Bleibet in meiner Liebe! Und er hat uns gleich hinzugefügt, wie wir in dieser Liebe bleiben können, nämlich: Ihr bleibt in meiner Liebe, wenn ihr tut, was ich euch aufgetragen habe. Das ist also die Weise, wie wir in der Liebe des Herrn bleiben können: wenn wir seinen Willen tun, wenn wir seine Gebote halten, wenn wir uns mit Herz und Tat ihm übergeben. Das ist ja immer so: Wo man etwas aufwendet, wo man sich Mühe gibt, wo man seine Sorge hat, da ist auch das Herz. Diese psychologische Erfahrung bewährt sich auch in der Liebe zu Jesus. Wenn wir ihm die Treue halten durch das Halten seiner Gebote, dann bleiben wir in seiner Liebe. Es ist eigentlich rührend, wie er das sagt. Es ist eine Bitte, ein Wunsch, eine Einladung: Bleibet in meiner Liebe. Er, dem doch an uns gar nichts liegen könnte, er, dem doch unsere Liebe gleichgültig sein könnte, er fleht, er bettelt gleichsam um unsere Liebe. Bleibet in meiner Liebe!

Die zweite Aufforderung lautet: Bringet Frucht! Ich habe euch dazu bestellt, daß ihr Frucht bringt und daß eure Frucht bleibe. Bringet Frucht! Euer Leben soll nicht verloren, vertrödelt, verschwendet sein. Es soll auf ein großes Ziel ausgerichtet werden. Bringet Frucht! Die Frucht, die wir bringen sollen, beschreibt er, „indem ihr Zeugnis von mir ablegt!“ Das ist die Frucht, die er von uns erwartet, daß wir Zeugnis von ihm ablegen. Wir haben es schon mehrfach betrachtet, daß Gott, daß Christus, daß die Kirche nur so weit kommt, wie wir sie tragen. An uns liegt es, was die Menschheit von Gott, von Christus, von der Kirche denkt. Uns ist es aufgetragen, Gott, Christus, die Kirche den Menschen bekannt zu machen, nicht so sehr durch Reden als vielmehr durch unser Sein. Es müßte so sein, daß wir den Menschen sagen können: Seht, ich habe Christus kennengelernt, ich habe mich zu ihm bekannt, und so hat er mich geformt, so hat er mich gewirkt, so hat er mich geprägt; und daß wir dann sagen können: So müßt ihr jetzt auch zu Christus finden, weil wir ja von ihm Zeugnis ablegen, weil ihr unser Zeugnis seht, und weil ihr durch das Zeugnis für Christus erwärmt werdet. Es kommt also nicht auf den christlichen Zierat an, mit dem man sich behängt, sondern es kommt darauf an, daß unsere Persönlichkeit, unser Sein von Christus Zeugnis gibt, unser Charakter, daß die Menschen sagen: Den Gott, den dieser Mensch verehrt, den will ich kennenlernen. Zu diesem Gott, dem dieser Mensch sich geweiht hat, möchte ich ebenfalls kommen. Bringet Frucht! Das ist die Aufforderung, die der Herr an uns richtet.

Die dritte lautet: Freuet euch! Das habe ich euch gesagt, damit die Freude in euch sei, damit eure Freude vollkommen sei. Euer Herz betrübe und zage nicht. Freuet euch! Wenn er uns auffordert, nicht zu verzagen, dann weiß er offensichtlich, daß das oft so sein wird, daß über uns Stunden kommen, in denen wir verzagen möchten. Er weiß offenbar, wie uns zumute ist in diesen dunklen, in diesen trüben Stunden, und deswegen sagt er: Freuet euch! Der Christ soll und darf sich deswegen freuen, weil das Leben letztlich gut ausgeht. Auf Erden sind Betrübnisse und Bedrängnisse unser Los. Aber es wird nicht so bleiben. Es wird eine Stunde schlagen, wo alle Betrübnisse und Bedrängnisse verschwinden und nur noch die Freude in uns ist. Man kann sich die Freude nicht befehlen, aber man kann sich zwingen, das Lichtvolle in seinem Leben zu erkennen. Man kann sich dazu zwingen, daß man das, was man noch hat trotz aller Verluste, schützt und wertet. In diesem Sinne ist die Aufforderung ein Befehl: Freuet euch! Sucht die Lichtpunkte in eurem Leben auf und danket Gott und freuet euch, daß nicht nur Dunkelheit, daß nicht nur Bedrängnis, daß nicht nur Betrübnis ist.

Die vierte Aufforderung lautet: Glaubet an mich! Er weiß offenbar, daß es nicht leicht sein wird, an ihn zu glauben. Es ist eine gewisse Bangigkeit, eine gewisse Wehmut in dieser Aufforderung: Glaubet an mich! Es wird den Jüngern in ihrem Leben nicht immer leicht sein, an ihn zu glauben. Wenn sie seine Ethik, die Ethik des Altruismus, der Nächstenliebe, des Mitleids üben, dann kommen sie unweigerlich unter die Räder. Hier auf Erden kommt man viel besser voran, wenn man die Ellbogen gebraucht, wenn man sich um die anderen wenig kümmert und nur seinen eigenen Vorteil sucht. Da möchte man die Ethik Christi durch die Ethik des Gewaltmenschen, des Naturmenschen, den Übermenschen ersetzen. Wenn wir an seine Verheißung denken: „Selig die Sanftmütigen; sie werden das Erdreich besitzen“, da kommt uns manchmal ein leiser, ein gelinder Zweifel, ob das tatsächlich so ist, daß die Sanftmütigen das Erdreich besitzen, ob nicht umgekehrt die Gewalttätigen das Erdreich besitzen. Aber das besagt: Glaubet an mich, auch wenn ihr meine Fügungen und Führungen nicht versteht.

Wie kommt es, meine lieben Freunde, daß Gott uns auch bei unserem heiligsten Bemühen, bei der Aufgabe der Christianisierung, so wenig hilft? Da ist ein Missionar. Er hat aus allen Weltteilen Geld zusammengebettelt, um eine Kirche zu bauen. Dann kommt ein Sturm und reißt sie nieder. Im 17. Jahrhundert war Japan nahe daran, ein christliches Land zu werden. Aber dann kamen die Händler aus dem Westen, und es setzte eine Verfolgung ein, und es wurde alles vernichtet bis auf einen winzigen Keim. Warum hat Gott die Händler kommen lassen? Und so ist es auch in unserem Leben. Viele unserer besten Bemühungen, unserer heiligsten Anstrengungen scheitern, gehen zugrunde. Alles gedeiht und alles blüht auf Erden, nur das, was die besten und heiligsten Menschen wollen, das wird zerstört, das ist von Verfolgung betroffen. Und doch sagt Jesus: Glaubet an mich! Wenn ihr es auch nicht begreifen könnt, glaubet an mich! Begreifen kann man es nicht, aber glauben kann man es. „Ich habe die Welt überwunden.“ Das sagt er in der Stunde, als der Verräter schon unterwegs ist. „Ich habe die Welt überwunden.“ Also glauben wir an ihn, wie er uns aufgetragen hat!

Und schließlich das letzte, was er uns befiehlt: Liebet einander, wie ich euch geliebt habe! Das ist mein Gebot, das neue Gebot, das ich euch gebe. Wenn er sagt: Das ist mein Gebot, dann sieht man daraus, daß es sein Herzensanliegen ist, daß ihm alles daran liegt, daß die Jünger einander lieben. Und wenn er sagt: Das ist ein neues Gebot, dann sehen wir, daß ihm eine neue Qualität anhaftet. Früher wurde gesagt: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst! Er sagt: Ihr sollt einander lieben, wie ich euch geliebt habe. Das ist viel mehr, das ist viel schwerer, die Menschen zu lieben, wie er sie geliebt hat. Wie hat er sie denn geliebt? Er hat seine Apostel, seine Jünger, seine Nachfolger geliebt, indem er sie ertragen hat. Das war nicht leicht – immerfort diese Streitereien, die sie hatten, diese Eifersüchteleien. Aber er hat sie ertragen. Das ist schon viel, meine lieben Freunde, wenn unsere Liebe mächtig ist, die Menschen zu ertragen. Tragkraft beweisen gegenüber den Menschen unserer Umgebung, Ertragen unseren Vater, unsere Mutter, unsere Geschwister, unsere Nachbarn, unseren Besuch – ertragen. Das ist viel und groß und eine Erfüllung des Gebotes des Herrn: Liebet einander, wie ich euch geliebt habe!

Dann hat er ihnen gegeben, mitgeteilt von sich. Er hat sie seine Freunde genannt, hat ihnen sein Inneres eröffnet. Er hat ihnen Anteil gegeben an dem Reichtum seines Herzens. Und so hat er sie geliebt, seine Jünger, seine Apostel, seine Nachfolger.

Er hat auch seine Feinde geliebt. Er wußte, was in dem Judas ist, aber er hat diese widerwärtige Gesinnung in seiner Umgebung ertragen. Er hat ihn nicht fortgewiesen; er hat ihn nicht abgestoßen. Er hat ihn ertragen. Er hat ihm das Freundeswort gegeben noch in der Stunde des Verrates. Da hat er uns gezeigt, wie man die Feinde lieben muß. Er hat auch die Pharisäer, die ja seine Feinde waren, geliebt. Ihre Lehre, ihre falsche Lehre, ihr Verhalten, ihr falsches Verhalten, das hat er abgelehnt, gebrandmarkt. Aber sie selbst hat er geliebt. Er ist ihren Einladungen gefolgt, er war gütig und freundlich zu ihnen.

Wie hat der Herr die Kinder geliebt! Wenn er abends müde war, und die Kinder kamen zu ihm, da hatte er immer noch Zeit, da war die Müdigkeit verflogen. „Laßt die Kinder zu mir kommen!“ Darin liegt auch eine Warnung! Laßt sie kommen! Hindert sie nicht! Stoßt sie nicht ab! Ärgert sie nicht, die Kinder, laßt sie zu mir kommen. Es liegt an den Erwachsenen, wenn die Kinder nicht zu ihm kommen, wenn sie nicht zu ihm finden. Er hat auch das Volk geliebt. „Mich erbarmt des Volkes“, hat er gesagt. Das Volk ist ein großes Kind, naiv, leicht erregt, leicht verhetzt, aufgereggt, den Rattenfängern leicht nachfolgend. Aber der Herr hat das Volk geliebt. „Mich erbarmt des Volkes.“ Erbarmende Liebe ist die Liebe zu den gefallenen, zu den im Elend befindlichen Geschöpfen. Und diese Liebe ist es, die der Herr an uns sehen will. Liebet einander, wie ich euch geliebt habe!

Vor einiger Zeit ging ein Pfarrer in seiner Gemeinde auf und ab, und da traf er ein kleines Mädchen. Dieses Mädchen trug auf seinem Rücken den Bruder, einen Bengel, der schon ziemlich groß war und eigentlich zu schwer für das Mädchen. Der Pfarrer sagte zu dem Kind: „Maria, heute hast du aber eine große, eine schwere Last.“ Da sah ihn das Kind verwundert und leicht vorwurfsvoll an und sagte. „Herr Pfarrer, das ist keine Last, das ist mein Bruder!“ Das Mädchen hat unbewußt eine Weisheit ausgesprochen. Die Liebe macht doch letztlich alles leicht. Es ist der Bruder – keine Last. Es ist der Freund – keine Last. Es ist mein Heiland – keine Last!

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die Abschiedsreden Jesu (2)

(Über den rechten Umgang mit den Tröstungen des Herrn)

16.06.2002

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir haben die Mahnung des Herrn gehört: „Euer Herz betrübe sich nicht und verzage nicht. Das habe ich zu euch gesagt, damit meine Freude in euch sei und damit eure Freude vollkommen sei.“ Es ist ein falsches Verständnis vom Christentum, wenn man meint, das Christentum sei eine wehtuende Religion. Das Christentum ist eine Religion der Freude. Aber freilich, niemand lebt in der Freude ohne Schmerzen. Auf Erden ist jede Freude auch mit Leid verknüpft. Dennoch und noch einmal: Das Christentum ist eine Religion der Freude. Die Religion soll uns nicht kaputt machen, sie soll uns nicht krank machen, sie soll nicht unsere Nerven zerstören und die natürlichen Kräfte hindern. Nein, es gilt eine gesunde Religiosität zu beobachten und sich von aller ungesunden Religiosität fernzuhalten. Wir wollen also am heutigen Tage überlegen: Was ist ungesund an bestimmten religiösen Praktiken? Wir wollen die einzelnen Werte, die einzelnen Tugenden, die der Christ üben soll, daraufhin abklopfen, was an ihnen ungesund sein könnte.

An erster Stelle die Innerlichkeit. Der Christ muß ein innerlicher Mensch sein, oder er ist kein Christ. Der Christ muß eine innere Welt in sich tragen, weil in dieser inneren Welt seine Berufung liegt. Diese innere Welt, also das persönliche Verhältnis zu Gott, die Liebe zu Jesus, diese innere Welt ist Gefahren ausgesetzt; man kann sie sich nämlich nicht bewußt machen. Es gibt Christen – und das ist das Ungesunde –, die meinen, sie könnten die Gnade erfahren. Die Gnade ist nicht zu erfahren; das Übernatürliche ist nicht zu erfahren. Das Übernatürliche liegt jenseits der Erfahrung. Es ist deswegen töricht, zu fragen: Habe ich die Gnade oder habe ich sie nicht? Wenn man in einer Hochstimmung ist, meint man: Jetzt habe ich die Gnade. Das kann trügen. Und wenn man trocken ist oder verzagt und verzweifelt, dann könnte man meinen: Jetzt habe ich die Gnade verloren. Das ist Unsinn. Die Stimmungen sind nicht maßgebend, ob die Gnade in uns weilt oder nicht. Natürlich, wenn ich eine schwere Sünde tue, freiwillig tue, dann geht die Gnade verloren. Aber fühlen, spüren kann ich es nicht. Also wir müssen hier im Glauben wandeln und nicht auf das Gefühl bauen.

Es ist auch töricht, gegen alle Zerstreungen ankämpfen zu wollen. Unser Verstand ist von vielen Dingen bewegt, und es ist deswegen nicht verwunderlich, wenn wir feststellen, daß auch im Gebet sich immer wieder zerstreute Gedanken einstellen. Das ist unvermeidlich. Das ist keine Sünde; das ist mit unserer menschlichen Schwäche gegeben. Sich krampfhaft dagegen wehren führt zur Verkrampfung. Man soll die Gedanken, die kommen, dem lieben Gott anbieten. Man soll einen heiligen Tausch vornehmen vor dem Gebet, indem man sagt: Jetzt schenke ich dir diese fünf, diese zehn Minuten und betreibe deine Sache. Dann aber erwarte ich von dir, mein Gott, daß du meine Sache betreibst, daß du dich meiner Anliegen annimmst und sie zu einem guten Ende führst. Machen wir diesen heiligen Tausch! Wir werden einmal sehen, wir werden besser beten als bisher.

Es ist auch eine ungesunde Frömmigkeit, wenn man immer aus den höchsten Motiven handeln will. Wir machen früh den guten Vorsatz: Laß mich diesen Tag, mein Gott, zu deiner Ehre, zum Heil meiner Seele, zum Segen für meine Mitmenschen verbringen! Basta. Damit genügt es; damit ist der ganze Tag Gott geweiht. Laß mich diesen Tag zu deiner Ehre, zum Heil meiner Seele, zum Segen für meine Mitmenschen verbringen. Dann brauchen wir nicht fortwährend die Vergegenwärtigung Gottes zu üben. Natürlich, wenn es läutet und wir beten den Engel des Herrn, denken wir an Gott. Aber

wenn wir arbeiten, arbeiten wir – und hoffentlich gut. Also nicht immer aus höchsten Motiven handeln wollen. Auch die natürlichen Motive habe ihre Berechtigung.

Die zweite Gefahr besteht bei der Tugend des Gehorsams. Selbstverständlich ist der Gehorsam eine Tugend. Wir müssen Gott gehorsam sein und den Menschen, die um seinetwillen und in seinem Namen uns gebieten. Wir müssen uns in die Verhältnisse schicken, in die wir hineingeboren sind und die wir nicht ändern können; dieser Gehorsam ist notwendig. Aber es ist verkehrt, alle Selbständigkeit aufgeben zu wollen. Es gibt Menschen, die mögen nichts tun, was nicht von anderen angeschafft ist. Das ist falsch. Man muß ein selbständiger Mensch sein; man muß sich zur Selbständigkeit erziehen, man muß aus Selbständigkeit die eigenen Ziele und die Wege zu diesen Zielen erwählen. Auch die Selbständigkeit ist eine gottgewollte Tugend.

Es wäre auch ein falsches Verständnis des Gehorsams, wenn wir immer nur auf die Weisungen und Dekrete der Kirche achten würden und meinen: Jetzt wird unsere Freiheit eingeschränkt, jetzt wird meine Selbstbestimmung verkürzt. Die Kirche muß Weisungen geben, aber diese Weisungen gehen alle hindurch durch unser Gewissen. Das ist eine unabdingbare Forderung der katholischen Glaubenslehre: Niemand darf etwas tun, was nicht sein Gewissen verantworten kann. Und deswegen bleiben wir eben auch frei gegenüber manchen Weisungen der Kirche. Wir sind keine Sklaven, sondern wir sind freie Menschen. Zu der Freiheit hat uns Christus berufen, und diese Freiheit geben wir niemandem preis.

Eine dritte Tugend, die leicht ungesund betrieben werden kann, ist die Reinheit. Manche Menschen sind ständig damit befaßt, sich gegen unreine Gedanken zu wehren, und sie meinen, sie wären ein tief verworfener und verlorener Mensch. Es gibt Hilfen, um diesen häufig als Zwangsgedanken erscheinenden Vorstellungen zu wehren. Zunächst einmal: Nicht das Geschlechtliche ist böse, sondern der Mißbrauch des Geschlechtlichen. Das Geschlechtliche stammt von Gott, ist eine Gottesgabe und nach seinem Willen zu gebrauchen. Aber die Unordnung im Geschlechtlichen, der Mißbrauch des Geschlechtlichen, das ist böse. Und dieser Mißbrauch kann nur geschehen mit meinem Willen. Ohne meinen Willen kann eine Sünde auf dem Gebiet der Geschlechtlichkeit nicht passieren. Nicht irgendwelche Regungen, nicht irgendwelche Gedanken sind sündhaft, sondern der unrechte Gebrauch, den ich davon mache, die ungeordnete Weise, die ich darauf verwende, die macht die Sünde aus. Die Sünde liegt immer im Willen.

Meine lieben Freunde, gerade bei dieser Sünde muß man auf die fünf Stadien, die fünf Stufen, die fünf Phasen der Sünde achten. Die erste Stufe ist die Vorstellung, die zweite das Wohlgefallen, die dritte der Wunsch, die vierte der Wille, der Entschluß, die fünfte die Tat. Die Vorstellung ist häufig außer unserem Vermögen. Sie kommt von außen und dringt in unseren Geist ein. Wir sehen etwas, und es beschäftigt uns. Das Wohlgefallen an einem schönen Menschen ist keine Sünde. Die mit Wohlgefallen unterhaltene Vorstellung, mit diesem Menschen zu sündigen, das ist eine Sünde. Hier besteht eine große Unsicherheit, die wir Beichtväter kennen, und deswegen muß man es deutlich sagen: Nicht das Wohlgefallen an Schöner ist Sünde, sondern das Wohlgefallen am Sündhaften ist Sünde. Dann freilich kann es weitergehen; dann kommt das Begehren. Das Begehren ist schon vom Verdikt des Herrn erfaßt: „Jeder, der die Frau seines Nächsten auch nur begehrend ansieht – begehrend ansieht! – hat schon die Ehe mit ihr gebrochen.“ Und selbstverständlich ist es noch schlimmer, wenn es dann zum Entschluß kommt, zum Willen, das Böse auszuführen, und schließlich der Wille in die Tat mündet. Aber häufig sind auf diesem Gebiete die Zwangsgedanken. Es gibt Menschen, die werden fortwährend von solchen Vorstellungen heimgesucht, in den heiligsten Augenblicken. Wehren Sie diese Zwangsgedanken nicht krampfhaft ab, gehen Sie einfach darüber hinweg, als ob nichts wäre. Festigen Sie Ihren Willen: Ich will, mein Gott, bei dir aushalten, ich will dir die Treue halten, ich will mich nicht vom Verführer von dir abbringen lassen, und dann ist alles in Ordnung.

Eine weitere Gefahr ist die Angst, die Angst vor Gott, vor der Sünde, vor der Beichte, vor dem Tode, vor der Hölle. Die Angst hat ein gutes Äquivalent, das ist die Furcht. Die heilige Furcht Gottes ist eine Tugend; sie ist eine Gabe Gottes. Wir sollen Gott fürchten. Wie sagt der Heiland: „Fürchtet euch nicht vor denen, die bloß den Leib töten können. Fürchtet den, der den Leib töten und dann in die Hölle stoßen kann. Ja, den sollt ihr fürchten!“ Also die Furcht Gottes ist berechtigt, sie ist sogar

pflichtmäßig. Aber wir sollen Gott in rechter Weise fürchten, nämlich mit heiliger Ehrfurcht, mit heiliger Scheu, mit heiligem Schauer, weil er nämlich ein unnennbares Geheimnis, weil er eine unbegreifliche Seligkeit, weil er eine überwältigende Majestät ist, deswegen sollen wir Gott fürchten mit heiliger Furcht, d.h. mit scheuer Liebe und mit liebender Scheu. Das ist Ehrfurcht. Wir sollen auch die Sünde fürchten, aber nicht so, daß wir fortwährend damit beschäftigt sind, die Sünde abzuwehren, als ob wir ständig auf einem Seil gingen, wo man jeden Augenblick nach rechts oder nach links fallen kann. So ist es nicht. Der Wille ist entscheidend. Eine Sünde kann nicht unwillentlich geschehen. Man soll nicht fortwährend mit Sünden beschäftigt sein; man muß auf das Gute schauen, man muß das Gute anstreben.

Die Beichte wird auch von manchen gefürchtet, aber sie ist nicht zu fürchten, meine lieben Freunde. Die Beichte ist ein Freuden sakrament. In der Beichte wird der Mensch von der Last der Schuld befreit. „Beicht macht leicht.“ Das ist ein wahres Wort. Jede gute Beichte befreit, und deswegen ist die Furcht nicht am Platze. Keine Furcht vor Gott, keine Furcht vor dem Beichtvater, keine Furcht vor dem Bekenntnis. Hier ist nur Seligkeit und Freude und Glück. Hier werden wir durch das Blut Jesu gereinigt, und was kann beglückender sein?

Furcht vor dem Tode. Natürlich, der Mensch wehrt sich gegen das Zerreißen der Verbindung von Seele und Leib. Aber wir wissen doch, daß wir im Tode dem begegnen, dem wir unser Leben geweiht haben, dem wir unsere Sünden bekannt haben, dem wir unseren guten Willen dargebracht haben. Wir wissen doch, daß wir dem barmherzigen Gott begegnen. In den ersten Exerzitien meines Lebens, die ich gemacht habe, sagte der Exerzitienmeister, ein heiligmäßiger Priester: „Niemand wird verstoßen, der einen Funken guten Willens hat.“ Und den haben wir doch. Niemand wird verstoßen, der auch nur einen Funken guten Willens hat. Und deswegen auch keine unbegründete Furcht vor der Hölle! Es gibt die Hölle. Es besteht die Gefahr, in die Hölle zu kommen. Aber nicht Gott stößt hinein, sondern der Mensch stößt sich selber hinein. Niemand ist in der Hölle, der nicht hineingewollt hat, und zwar gewollt durch seinen bösen Willen. Wenn man das Tor der Hölle aufsperrt, die Verdammten würden gar nicht herauskommen wollen. Sie sind verliebt in ihre Gottentfremdung; sie sind verliebt in ihren Haß.

Es ist eigentlich schwer zu verstehen, ja logisch unbegreiflich, wie jemand das Böse wollen kann. Denn das Böse ist etwas so Widriges, etwas so Feindseliges, daß man schwer begreift, wie jemand das Böse tun kann. Aber noch einmal: Wer immer die Reue hat, wer immer einen Funken guten Willens mitbringt, der braucht die Hölle nicht zu fürchten. Wir fallen im Tode, aber wir fallen in die Barmherzigkeit Gottes.

Dann ist auch die Liebe zu Gott und die Liebe zu den Menschen immer in Gefahr, ungesund zu werden. Manche wollen die Liebe zu Gott erfahren. Das geht nicht. Man kann die Liebe zu Gott nicht erfahren, und deswegen hat uns der Herr, psychologisch meisterhaft, gesagt: „Nicht wer die Liebe fühlt, ist es, der mich liebt, sondern der meinen Willen tut, der ist es, der mich liebt.“ Also es kommt auf die Ethik an. Wenn wir seinen Willen tun, dann lieben wir Gott, dann lieben wir ihn mit der Tat, dann lieben wir ihn mit dem Willen, nicht mit dem Gefühl. Das Gefühl können wir nicht kommandieren. Wir können entzückt sein über das Kindlein in der Krippe; wir können erschüttert sein über den Schmerzensmann, aber diese inneren Regungen stehen uns nicht immer zur Verfügung. Deswegen nicht traurig sein, wenn wir die Liebe Gottes nicht spüren. Entscheidend ist, daß wir die Liebe Gottes wollen, daß wir ihn lieben wollen. Das gilt auch für die Liebe zu den Menschen, die ja eng mit der Liebe zu Gott verknüpft ist. Manche meinen, es sei eine Lieblosigkeit, wenn man eine Antipathie gegen einen Menschen verspürt. Das ist keine Lieblosigkeit, das ist eine ganz natürliche Reaktion. Wenn einer daherkommt, zerlumpt und verwahrlost, ja, wie soll man den sympathisch finden? Das ist fast unmöglich. Aber es kommt auch nicht auf Sympathie oder Antipathie an, es kommt auf den Willen an, daß wir ihn achten als ein Geschöpf Gottes und daß wir bei Menschen, gegen die wir eine Antipathie empfinden, vorsichtig sind, aufpassen, daß wir diesen Menschen nicht Unrecht tun. Wir dürfen uns nicht von Sympathie und Antipathie bestimmen lassen. Kommandieren aber können wir diese Stimmungen nicht.

Und schließlich eine letzte Tugend, die der Gefahr ausgesetzt ist, nämlich die Demut. Demut wird häufig mißverstanden als Minderwertigkeitsgefühl. Das Minderwertigkeitsgefühl ist keine Demut. Das Minderwertigkeitsgefühl ist eine Krankheit. Häufig schon in der Kindheit oder Jugend angelegt, wenn man einem Menschen nichts zutraut, wenn man ihn immerfort tadelt, wenn man ihn zurücksetzt, wenn man ihm nichts zumutet, dann wird ein Mensch leicht in solche Minderwertigkeitsgefühle hineingetrieben, und diese Minderwertigkeitsgefühle haben dann wieder ihre Auswirkungen. Wer Minderwertigkeitsgefühle hat, der neigt zur Herrschsucht. Er will sich schadlos halten für die Minderwertigkeitsgefühle. Wer Minderwertigkeitsgefühle hat, der neigt zur Eifersucht. Er glaubt, jeden anderen Menschen, der mit ihm verbunden ist, festhalten zu müssen. Er meint, daß er, wenn der andere nur mit jemand spricht, ihn verlieren könnte. Minderwertigkeitsgefühle haben mit Demut nichts zu tun. Demut ist erstens Wahrhaftigkeit, daß man anerkennt, was ist, auch was Großes ist. „Selig werden mich preisen alle Geschlechter, denn Großes hat an mir getan, der mächtig ist.“ Das ist Demut, Wahrhaftigkeit. Demut ist zweitens Dienemut, Bereitschaft zum Dienen, sich Gott zu übergeben, ihm den Lebensweg zu eröffnen und ihm das Leben zu weihen. Demut ist drittens Erfülltsein mit einem großen Inhalt, mit einem großen Ideal, mit einer großen Idee.

Die heilige Margaretha hat einmal drei Stufen der Demut beschrieben. Die erste Stufe besteht darin, daß man vor Gott niederfällt und sagt: „Mein Gott und mein alles.“ Daß man also gleichsam versinkt vor der Majestät Gottes, weil man eben vor ihm ein Nichts ist. Die zweite Stufe besteht darin, daß man wieder niederfällt auf die Knie und sagt: „O Herr, sei mir Sünder gnädig!“ Daß man also einsieht, man ist ein sündlicher Mensch, wie wir heute im Evangelium gehört haben: „Herr, geh weg von mir, ich bin ein sündiger Mensch.“ Die dritte Stufe der Demut besteht darin, daß wir vor dem dornengekrönten Heiland niederfallen und sagen: „Ich will es nicht besser haben als du. Ich will mit dir gehen und mit dir leiden. Ich will mit dir verbunden sein auch in Schmerzen und Qualen.“

Das sind einige Tugenden, meine lieben Freunde, die zu ungesunden Erscheinungen Anlaß geben können. Aber es gibt zwei Hilfsmittel, um in der Religiosität, um in der Frömmigkeit gesund zu bleiben. Erstens: Nicht das Ich, sondern das Nicht-Ich macht gesund. Nicht fortwährend um sich kreisen, nicht immerfort an sich denken, nicht ohne Unterlaß auf sich achten, sondern sich den Wirklichkeiten hingeben, den Aufgaben, dem Beruf. Die Arbeit besitzt therapeutischen Wert. Wer sich den Aufgaben seines Lebens zuwendet, der wird gesund. Zweitens: Nicht das Wünschen, sondern die Tat macht gesund. Vorsätze sind notwendig, und der Wille muß vorhanden sein. Aber der Wille muß auch zur Ausführung kommen. Nicht das Wünschen, sondern die Tat macht gesund. Fangen wir also an mit unserer Tat. Wenn man einen Menschen unsympathisch findet, dann muß man ihm Liebesbeweise geben, dann muß man anfangen, ihm zu dienen. Wer in dieser Weise die Tat setzt, in dem wird zunächst Mitleid entstehen, und mit dem Mitleid kommt auch die Liebe. Ja, das Mitleid ist der Anfang der Liebe.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die Abschiedsreden Jesu (3)

(Über die Tröstungen des Herrn)

23.06.2002

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.  
Geliebte im Herrn!

Wir haben aus den Abschiedsreden des Herrn die letzten Weisungen und Aufträge vernommen, die er seinen Aposteln und durch sie und über sie uns geben wollte. Wir wollen heute die Tröstungen betrachten, die uns der Herr in seinen Abschiedsreden hinterlassen hat. Das Christentum ist auch eine Religion des Trostes, und es gibt viele herrliche, tröstliche Wahrheiten in unserem Glauben. Wir wollen also die Tröstungen betrachten, die uns Jesus gibt im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Das sind jeweils verschiedene, wenn auch zusammengehörige Tröstungen.

Zunächst die Tröstung im Namen des Vaters. Da sagt der Herr: „Der Vater wird euch lieben, weil ihr mich liebt und an mich geglaubt habt, daß ich von Gott ausgegangen bin. Und darum wird er euch alles geben, um was ihr in meinem Namen bitten werdet, denn er selbst wird euch lieben.“ Daß Gott uns liebt, ist eine grundlegende Wahrheit unseres christlichen Glaubens, daß nicht ein augenloses Fatum über der Erde waltet, sondern daß ein liebender Vater die Welt regiert. „Der Vater wird euch lieben.“ Es ist dies die große, tröstliche Wahrheit, die das Leben unseres Heilandes erfüllt hat. Das ist das einzige, was ihn getragen hat, gestützt und geborgen gemacht hat: Der Vater liebt mich. Und dasselbe sagt er jetzt von uns: „Der Vater liebt euch. Der Vater wird euch lieben.“ Er gibt auch den Grund an, warum der Vater uns liebt, „weil ihr mich liebt und an mich geglaubt habt“. Das ist der Grund für die Liebe des Vaters, weil wir seinen Sohn angenommen haben, weil wir uns zu ihm bekannt haben, weil wir ihn liebt und weil wir an ihn geglaubt haben. Jetzt wissen wir, wie wir in der Liebe des Vaters bleiben. Wenn wir den Sohn lieben und an ihn glauben, wenn wir uns an ihn hängen und sagen: „Mein Jesus, nimm mich mit!“, dann liebt uns der Vater.

Die Folge dieser Liebe wird sein: „Er wird euch alles geben, um was ihr in meinem Namen bitten werdet.“ Eine kühne, eine weittragende Aussage. „Er wird euch alles geben, um was ihr in meinem Namen bitten werdet.“ Wir müssen also den Vater in der Gesinnung Jesu, in der Verbindung mit Jesus bitten. „In meinem Namen.“ Er muß also unsere Bitten gleichsam aufnehmen und befürworten, sie vor dem Vater einführen, denn das heißt „in seinem Namen“ bitten. Da kann uns die Verzagtheit überfallen: Ja, das ist doch unmöglich, das können wir doch nicht. Wir sind ja unfähig, so zu beten, so zu bitten wie Jesus betet und bittet. Gewiß, aber es gibt Grade, es gibt Annäherungen, es gibt Stufen, so zu beten und so zu bitten, wie Jesus betet und bittet. Und dann ist unsere Bitte bei dem Vater willkommen. Wenn wir im Namen Jesu beten, dann wird er uns hören. Und wenn wir gegenteilige Erfahrung haben, dann liegt das an uns, entweder, weil wir etwas erbitten, was nicht im Namen Jesu erbeten ist, weil der Gegenstand unseres Bittens nicht willkommen ist, oder weil wir nicht empfänglich sind; wir sind nicht bereit, wir haben nicht die nötige Reife, um die Erhörungen Gottes zu erfahren. Es ist doch auch unter Menschen so, daß man nur dann einem Menschen alle Wünsche erfüllen kann, wenn er reif ist, und wenn er aus seiner Reife nur eben Wünsche vorbringt, die erfüllbar sind. So ähnlich ist es auch mit Gott. Wir müssen die innere Reife, die innere Empfänglichkeit, die innere Bereitschaft haben, um etwas zu erbitten im Namen Jesu. Und schon gar nicht bitten wir im Namen Jesu, wenn wir keinen Glauben haben, wenn wir kein Vertrauen haben, wenn wir sagen: Es hilft ja doch nichts. Ja, das ist nicht im Namen Jesu gebetet. Man muß überzeugt sein, daß Gott uns die Gebete erhören will und erhören kann. Er ist der barmherzige, und er ist der allmächtige Gott. Das ist die Tröstung im Namen des Vaters.

Die zweite Tröstung ergeht im Namen des Sohnes. „Ich werde euch nicht als Waisen zurücklassen. Ich werde zu euch kommen, und ihr werdet mich sehen. Die Welt sieht mich nicht mehr, aber ihr werdet mich sehen, und eure Trauer wird in Freude verwandelt werden. Ihr werdet erkennen, daß ich im Vater bin und daß ihr in mir seid.“ Diese Tröstung setzt damit ein, daß uns der Herr seine Gemeinschaft verheißt. „Ich werde euch nicht als Waisen zurücklassen. Ich werde zu euch kommen, und ihr werdet mich sehen.“ Das ist nicht das Sehen mit den Augen des Leibes. Das hat aufgehört, seitdem der Herr in den Himmel aufgenommen wurde. Aber es gibt ein inneres Sehen; es gibt ein Sehen mit den Augen des Geistes. Es gibt ein Sehen im Glauben. Und dieses Sehen meint er, dieses Sich-Einfühlen in seine Gesinnungen, dieses Begreifen seiner Ziele und seiner Bestrebungen. Dieses innere Sehen, das können wir haben, das sollen wir haben. „Ihr werdet mich sehen.“ Dieses Sehen wird eine Zusammengehörigkeit sein, wird eine Verbundenheit bringen. Wir werden durch das Sehen mit ihm verbunden sein, und deswegen sagt der Herr: „Ich bin in euch, und ihr seid in mir.“ Es ist eine Verbundenheit innigster Art, eine Verbundenheit, die in die tiefsten Wurzeln unserer Seele hineinreicht. „Ihr seid in mir, und ich bin in euch.“ Und dann geht die Verheißung noch weiter. „Wir werden kommen und Wohnung bei euch nehmen.“ Der Vater und der Sohn und natürlich der Heilige Geist kommen und nehmen Wohnung in der Seele des Gerechten. Das sind Wirklichkeiten so überaus gewaltiger Art, daß wir manchmal meinen, es ist fast zu viel, was Gott uns hier verheißt hat.

Ich traf einmal einen Theologieprofessor, und er sagte zu mir: „Ich meine, die Kirche macht zu große Versprechungen.“ Man kann zu dieser Meinung kommen, wenn man die Verheißungen vernimmt, die Jesus uns gegeben hat und welche die Kirche uns verkündigt. Aber sie sind nicht zu groß, sie sind göttlich groß! Sie sind zu groß für Menschen, aber sie sind nicht zu groß für Gott. „Wir werden kommen und Wohnung bei euch nehmen.“ Wir dürfen also eine Stätte, eine Heimstätte bereiten für unseren Herrn und Heiland, wie es Johannes Sorge, ein früh im Kriege gefallener Dichter, einmal formuliert hat: „Gott wird klein, sinkt dir ein, Menschenherz heißt sein Schrein.“ Wahrhaftig, das ist das Kommen, das Jesus verheißt hat: „Gott wird klein, sinkt dir ein, Menschenherz heißt sein Schrein. Hier wird neu die erste Liebe. Schöpfer küßt brennender Liebe das Geschöpf, das er ersann, Kindlein sein, das ihm entrann. Süß wie die Blüte; Gott mich behüte!“ So hat dieser jugendliche Held gedichtet und gelebt. Wahrhaftig: „Wir werden kommen und Wohnung bei euch nehmen.“

Aber nicht alle sehen Jesus. „Die Welt sieht mich nicht mehr“, die gottlose, die unsittliche Welt. Deren Stunde ist abgelaufen, sie sieht ihn nicht mehr. Sie hat ihn gesehen, als er auf Erden wandelte, und sie hat ihn nicht angenommen. Sie kann heute noch seine Worte lesen in den Evangelien, aber sie will sie nicht hören. Die Welt sieht ihn nicht mehr. Nur diejenigen sehen ihn, die ihn angenommen haben. „Allen, die ihn annahmen, die an seinen Namen glauben, gab er Macht, Kinder Gottes zu werden.“ Das ist die Verheißung im Namen des Sohnes.

Und nun die dritte, die Verheißung im Namen des Heiligen Geistes. „Ich werde euch den Tröster senden, den Tröstergeist vom Vater. Er wird zu euch kommen und bei euch bleiben, und er wird euch alles lehren und euch an alles erinnern, was ich euch gesagt habe, und er wird Zeugnis von mir geben.“ Der Herr hat den Geist verheißt, und er hat ihn gesandt, den Tröstergeist vom Vater. Dieser Geist ist aktiv; er ist lebendig. Er ist nicht von jener Schwäche, wie wir sie gern dem Geist zudichten. Nein, von diesem Geist werden vier wesentliche Tätigkeiten ausgesagt: „Er wird euch alles lehren.“ O, wie sind wir bedürftig der Lehre! Wie wissen wir oft nicht, was wir tun sollen! Wie sind wir ratlos, wie sind wir hilflos, wie sind wir machtlos! „Er wird euch alles lehren.“ Alles, was ihr braucht, alles, was ihr nötig habt, er wird euch alles lehren. „Er wird euch an alles erinnern.“ Wir schieben so vieles in die Vergessenheit. Wir möchten an manches nicht erinnert werden, an die Untiefen unseres Lebens, an unser Versagen, an unsere Schuld, an unsere Sünde. „Er wird euch an alles erinnern.“ Ihr könnt nicht ins Bodenlose fallen. Und das ist notwendig, damit ihr wißt, woher ihr kommt und auch wohin ihr geht. „Er wird euch an alles erinnern.“ „Und er wird Zeugnis von mir geben.“ Wir Christen sind aufgerufen, für Christus zu zeugen, d.h. unser Überführtsein von Christus den Menschen kundzumachen. Das ist Zeugnis. Aber unser Zeugnis ist oft ängstlich und schwach, und wir fürchten uns, Zeugnis zu geben. Da tritt der Geist ein und verhilft uns zum Zeugnis. Er wird das Zeugnis in die Hand nehmen, und er wird durch uns Zeugnis geben. Wenn wir Zeugnis geben, dann ist das nicht unsere Kraft.

Wenn wir Zeugnis geben, dann ist das die Macht des Geistes. „Er wird Zeugnis von mir geben.“ Er wird euch das Zukünftige erschließen. Wir sind oft ratlos und ängstlich, was die Zukunft bringen wird. Und wahrhaftig, wenn wir die Welt anschauen, dann ist diese Ängstlichkeit begründet. Aber der Geist wird uns auch durch die Zukunft führen. Wir dürfen gewiß sein: Es mag vieles mangeln, es mag vieles zugrunde gehen an irdischen Werten und Schätzen, die Macht des Geistes wird bei uns bleiben. Er wird uns das Zukünftige erschließen. „Und er wird die Welt überführen, daß es eine Sünde, eine Gerechtigkeit und ein Gericht gibt.“ „Eine Sünde, weil sie nicht an mich geglaubt haben.“ Es gibt also Sünde. Es ist nicht alles nur Irrtum und Wahn und Schwäche. Es gibt Sünde, d.h. etwas, was nicht sein darf, was nicht sein soll, etwas, was Gott verabscheut. Es gibt Sünde! Wehe der Christenheit, die vergißt, daß es Sünde gibt! Der Geist erinnert sie daran. Und die Hauptsünde ist der Unglaube, der Unglaube, der nicht anerkennen will, daß Jesus der gottgesandte Messias und Heiland ist, der Unglaube, der eine Christenheit verhindert, wirklich, in der Praxis, im Leben christlich zu sein. Der Unglaube ist die tiefste Wurzel der Sünde. Weil die Menschheit keinen Glauben hat, hat sie auch keine Liebe, keine Ehrfurcht, keine Reinheit, keine Hingabewilligkeit. Das alles fehlt, weil der Glaube fehlt. Er wird die Welt überzeugen, daß es eine Gerechtigkeit gibt, nämlich „daß ich zum Vater gehe“. Zunächst glaubte man ja, das Unrecht würde auf Erden triumphieren. Als der gekommene Messias im Spottgewand vor Herodes stand, als er mit einem Mantel der Einsamkeit angetan wurde von den Soldaten, da dachte man, nun ist die Gerechtigkeit endgültig gestorben; jetzt triumphiert das Unrecht, die Schande, jetzt triumphiert die Gewalt. Nein, es gibt eine Gerechtigkeit. Dieser Zerschundene, dieser Zerrissene, dieser ans Kreuz Geheftete geht zum Vater, in die Herrlichkeit des Vaters, verklärt und neu geboren. Es gibt eine Gerechtigkeit.

Und es gibt auch ein Gericht, „weil der Fürst dieser Welt schon gerichtet ist“. Der Fürst dieser Welt ist schon gerichtet. Das besagt zunächst natürlich einmal, daß der Satan aus dem Himmel gestürzt wurde. „Ich sah den Satan wie einen Blitz vom Himmel stürzen“, sagt der Heiland einmal. Das ist das Gericht. Aber das Gericht setzt sich auf Erden fort, und dieses Gericht besteht darin, daß die Menschen durch ihre Sünde sich selbst die Hölle bereiten. Das ist das Gericht, daß das Böse auf sich selbst zurückschlägt, daß die Sünde den Schaden in sich selbst trägt. Wir können es jeden Tag beobachten, an uns und an anderen, wie die Sünde selbst die Strafe in sich trägt. Das ist das Gericht, das Gott festgelegt hat. Nur die Reinheit, nur die Tapferkeit, nur die Ehrlichkeit, nur die Wahrhaftigkeit, nur die Güte, nur die Liebe – das ist es, was trägt, was in Ewigkeit bestehen bleibt. Und alles, was dem entgegengesetzt ist, das ist gerichtet mit dem Fürsten dieser Welt.

So lassen wir uns, meine lieben Freunde, vom Herrn trösten im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes! Lassen wir uns trösten in unserer untröstlichen Situation! Lassen wir uns trösten, wenn unser Herz verzagt und verzweifelt sein will! Lassen wir uns trösten vom Herrn! Denn das ist der Trost, den die Welt nicht geben kann, den sie aber auch nicht nehmen kann.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Das göttliche Gesetz (1)

(Über Pflicht und Freiheit des Menschen)

30.06.2002

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Vor einiger Zeit war im Kino ein Film zu sehen: „Die Zehn Gebote“. Neben all den närrischen, wundersamen, merkwürdigen und schlimmen Dingen, die über die Filmleinwand laufen, waren auch „Die Zehn Gebote“ zu sehen. Sind die zehn Gebote etwa eine Kinogeschichte geworden? Wir müssen einmal über die Gebote, über die Gebote Gottes sprechen.

Die Menschen sind heute mißtrauisch, wenn von Geboten und Gesetzen die Rede ist. Sie denken an willkürliche Einschränkung, an unzulässige Einschnürung. Allzu oft haben Menschen ihre Einfälle und ihre Ansprüche mit Gottes Willen zu tarnen oder zu umgeben versucht. Doch es muß von den Geboten Gottes die Rede sein. Denn wir spüren, daß wir an einem Punkt angelangt sind, wo der Menschheit ein welterschütterndes „Halt!“ zugerufen wird. Es ist doch heute so, daß es fast keine ewigen Normen, keine unerschütterlichen Grundsätze, keine unanfechtbaren Werte mehr zu geben scheint. Welches sittliche Gebot wir immer herausgreifen, es wird kaum eines geben, das heute nicht angefochten, belächelt, verspottet oder verworfen wird. Im Alten Bunde – ich greife ein Beispiel heraus – ist in der Geschichte von Loth erzählt, wie Männer nach Sodom kamen und in dem Hause des Loth übernachteten. „Noch hatten sie sich nicht schlafen gelegt, als die Männer der Stadt Sodom das Haus umringten. Sie riefen Loth und sagten zu ihm: ‚Wo sind die Männer, die heute abend zu dir gekommen sind? Bring sie uns heraus, damit wir sie erkennen!‘ Da ging Loth zu ihnen hinaus und sagte: ‚Liebe Brüder, begeht doch keinen solchen Frevel! Hört, ich habe noch zwei Töchter, die keinen Mann erkannt haben, die will ich zu euch herausbringen. Tut mit ihnen, was euch beliebt, doch diesen Männern dürft ihr nichts tun, denn sie haben sich in den Schatten meines Dachs begeben.‘ Doch sie schrien: ‚Pack dich hinweg!‘ und sagten: ‚Er ist doch nur als Fremdling hierher gekommen und will nun den Herrn spielen.‘ Und sie drangen ungestüm auf Loth ein.“ Was hier von Sodoma erzählt wird, das ist in den Gesetzesbüchern des Alten Testaments noch deutlicher als Gebot Gottes ausgesprochen. „Ich bin der Herr“, so heißt es im Buche Levitikus. „Du darfst mit einem Manne keinen Umgang haben wie mit einer Frau. Es wäre eine Greueltat.“ An einer anderen Stelle desselben Buches Levitikus heißt es: „Wenn sich ein Mann mit einem anderen Manne vergeht wie mit einer Frau, so haben beide eine Schandtat begangen. Sie sollen mit dem Tode bestraft werden; sie sind des Todes schuldig.“ Und damit man nicht meint, nur im Alten Testament wäre dieser Greuel verboten, so zitiere ich auch noch den Apostel Paulus im Brief an die Römer: „Gott überließ sie schändlichen Leidenschaften. Ihre Weiber vertauschten den natürlichen Verkehr mit dem widernatürlichen, ebenso verließen auch die Männer den natürlichen Umgang mit der Frau und entbrannten in wilder Gier gegeneinander. Männer verübten Schamloses miteinander und empfingen den gebührenden Lohn für ihre Verirrung an sich selber.“

So ist das Gebot Gottes. Und was haben unsere Politiker, was hat unser Bundestag aus diesem Gebot Gottes gemacht? Er hat es verworfen, er hat es abgelehnt, er hat die widernatürliche Unzucht zugelassen. Und so kann der Regierende Bürgermeister Wowereit nach einem Jahr Regierung sagen, er bedanke sich für die Unterstützung der Homosexuellen. „Ohne diese Unterstützung hätte ich das schwierige Jahr nicht überstanden. Es macht mich stolz, daß diese Stadt es verkraftet hat, einen Regierenden Bürgermeister zu haben, der schwul ist, und das ist auch in Ordnung so.“ Er fügte hinzu, es gebe schon viele Politiker, die sich als Schwule bekennen. „Wir können schon eine Arbeitsgruppe

aufmachen und haben im Bundestag die Sperrminorität.“ Ich erwähne nur dieses eine Beispiel, wohin wir in unserem Vaterland gekommen sind. Es gibt keine unerschütterlichen Grundsätze mehr; es gibt keine ewigen Normen mehr; es gibt keine unanfechtbaren Werte mehr. Wir sind in einer Weise zum Bösen abgerutscht, wie es vor Jahren noch nicht vorstellbar war.

Und doch hat Gott sein Gebot gegeben. Das Gesetz Gottes ist eine Notwendigkeit. Es gibt Notwendigkeiten, die nicht auf der Mode beruhen und auf der Etikette. Es gibt Notwendigkeiten, die keine Sport- und Spielregeln sind. Es gibt Notwendigkeiten, die auch keine bloßen Staatsgesetze sind, die man heute gibt und morgen ändert. Es gibt Notwendigkeiten, die von Ewigkeit her bestehen und denen sich jeder beugen muß, weil es die Notwendigkeiten sind, die von der Wirklichkeit ausgehen.

Es gibt Gesetze des Raumes, Gesetze des Lebens und Gesetze des Geistes. Gesetze des Raumes sind uns in der Schule im Physikunterricht beigebracht worden: die Gesetze des freien Falles, die Gesetze der schiefen Ebene, die Gesetze, die die Elektrizität regieren, die Gesetze der Schwerkraft. Alle diese Gesetze sind diktatorische Gesetze. Man muß sich ihnen beugen, man muß sie anerkennen. Wenn man sich ihnen beugt und wenn man sie anerkennt, dann werden sie uns hilfreich, dann können wir sie benützen und können uns ihrer bedienen. Aber wenn man diese Gesetze mißachtet, dann schlagen sie gegen uns aus. Wer die Gesetze der Elektrizität verkennt, bei dem sprühen Feuer und Tod aus den Drähten, die uns die elektrische Kraft bringen sollen.

Ähnlich ist es mit den Gesetzen des Lebens. Sie sind feiner, sie sind unhörbar, sie sind von einer großen Stille. Aber auch diese Gesetze sind diktatorisch. Die Gesetze des Wachstums, der Ernährung, die Gesetze von Leben und Tod, das sind diktatorische Gesetze, denen man sich beugen muß. Und wer sich ihnen nicht beugen will, der wird krank, der verfällt dem Tode.

Schließlich gibt es Gesetze des Geistes. Das sind die Gesetze, die unser Leben im geistigen Bereich regieren, die Gesetze der Kunst, der Wissenschaft, die Gesetze des Erkennens und des Willens. Auch die sind bis zu einem gewissen Grade diktatorisch. Wer sich den Denkgesetzen nicht beugt, der fährt in die Irre. Wer die Gesetze des wissenschaftlichen Erkennens mißachtet, der verkennt die Wirklichkeit. Aber unter den Gesetzen des Geistes gibt es auch solche, die werden uns wie ein Aufruf entgegengebracht, die appellieren an unsere Freiheit. Es sind die sittlichen Gesetze, die Gesetze des Wahrseins, des Gutseins, des Gerechtheits. Diese Gesetze appellieren an unseren freien Willen. Wir sollen ihnen gehorchen, es sind Sollens-Forderungen. Auch sie haben ihre Notwendigkeit, denn wer sich ihnen nicht beugt, wer die Gesetze der Sittlichkeit mißachtet, der zerstört sein Leben.

Die Gesetze der Sittlichkeit sollen von uns in Freiheit erfüllt werden. Die höchste Form der Freiheit ist die Liebe, daß man über sich selbst hinausschreitet, daß man sich dem anderen zuwendet. Diese Liebesbewegung ist der Gipfel der Freiheit, und deswegen ist das höchste und größte und letzte aller Gebote: Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben! Du sollst deinen Nächsten lieben! Du sollst auch alles lieben, was von Gott ausgegangen ist.

Weil wir in der Freiheit, ja in der Liebe die Gebote der Sittlichkeit erfüllen, deswegen sind sie auch von einem Liebenden ausgegangen. Gott hat seine Gebote gegeben aus Liebe, aus Liebe zur Schöpfung, aus Liebe zu den Menschen. Und weil er in ihnen sein Wesen ausdrückt, deswegen gleichen ihm die Gebote. Sie sind furchtbar und lieblich zugleich wie Gott selbst. Wenn wir den Blitz niederfahren sehen, dann werden wir an den Herrenwillen Gottes erinnert. So ist Gott, so furchtbar, so gewaltig wie dieser Feuerball, der vom Himmel niederfährt. Und wenn wir in die gütigen Augen eines Menschen schauen, wenn wir die liebevolle Hand einer Krankenpflegerin spüren, dann verstehen wir etwas vom Liebeswillen Gottes. So ist Gott, so gütig, so liebevoll, so sich zuwendend zu der Menschheit. Die Gebote sind Offenbarungen Gottes. So ist Gott, und so will er sein, und er will, daß auch die Welt so sei, wie er ist. Die Gebote Gottes haben ihre Majestät, ihr Recht zur Erfüllung und ihren Anspruch von Gott selbst. Es sind keine Modedikate, es sind keine Etikettenformen, es sind keine von einer Mehrheit des Parlaments beschlossenen Gesetze. Sie sind Ausdruck seines Willens, und es ist die Unbedingtheit seines Willens in ihnen.

Das Gute um des Guten willen tun zu wollen, ist der schönste Entschluß, den ein Mensch fassen kann. Aber daß er das Gute tun soll, daß er diesen Entschluß fassen soll, das kommt von Gott. Aller Gebote letztes und höchstes ist: Du sollst! Du sollst, weil Gott es so will. Du sollst, weil Gott es be-

fohlen hat. Man könnte meinen, daß man die Gebote auch erfüllen kann, weil sie einem förderlich sind, weil sie einem nützlich sind, weil sie zur Ausbildung der Persönlichkeit helfen. Zugegeben. Alles richtig. Aber auf die Dauer und in Grenzsituationen werden diese Motivationen nicht ausreichen. Auf die Dauer und in Grenzsituationen muß man sich erinnern, daß in diesen Geboten der Wille Gottes lebendig ist. Du sollst, weil Gott es geboten hat. Und auf die Dauer werden diese Gebote nur erfüllt werden können von Menschen, die Gott lieben. Nicht aus Liebe zu sich selbst, nicht um des Fortschritts willen, nicht um der Ordnung willen können letztlich und endlich die Gebote erfüllt werden, sondern aus Liebe zu dem, der sie gegeben hat. Und deswegen ist und bleibt aller Gebote höchstes und letztes: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben aus deinem ganzen Herzen, aus deiner ganzen Seele, mit deinem ganzen Gemüte und mit allen deinen Kräften sollst du ihn lieben.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die Zehn Gebote (2)

(1. Über das Gebot, Gott zu lieben)

07.07.2002

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn! Wir hatten uns vorgenommen, beginnend am vorigen Sonntag, die Gebote Gottes zu betrachten. Die Gebote Gottes gehen von einem großen Liebenden aus. Sie sind Zeichen und Geschenk der Liebe Gottes. Sie können deswegen auch nur in Liebe erfüllt werden. Der Herr sagt nicht umsonst: „Die Liebe ist die Erfüllung aller Gebote.“ Die Liebe steht am Beginn der Gebote, und sie steht am Ziel der Gebote. Sie ist die Erfüllung des Gesetzes.

Das erste und oberste Gebot heißt: „Du sollst Gott lieben!“ Mit diesem Gebot müssen wir beginnen. Vielleicht meint der eine oder andere von Ihnen: Es gibt doch Gebote, die näher liegen, die uns mehr angehen, die uns im täglichen Leben beschäftigen, etwa das Gebot der Ehrfurcht vor den Eltern oder das Gebot der ehelichen Treue oder das Gebot der beruflichen Pflichterfüllung. Gewiß, diese Gebote liegen uns nahe. Sie liegen uns deswegen nahe, weil sie unser tägliches Leben, unseren täglichen Nächsten betreffen. Noch näher freilich liegen uns andere Gebote, etwa: Du sollst im Nichtraucherabteil nicht rauchen, oder: Du sollst dem Verkehrspolizisten gehorchen. Aber wir sehen, diese Gebote sind sehr äußerlich. Sie führen uns nicht in die Mitte des Gesetzeswillens Gottes hinein. Wenn wir den Zusammenhang der Gebote, den letzten Grund, den Inbegriff der Gebote erfassen wollen, dann müssen wir zurückgehen auf das eine Gebot: Du sollst Gott lieben!

Da könnte sich aber wieder eine andere Frage, ein anderer Einwand erheben: Kann man denn die Liebe gebieten? Ist die Liebe nicht etwas frei Strömendes, ein Geschenk, das eben aufbricht und da ist? Kann man die Liebe gebieten? Und kann man die Liebe zu Gott gebieten? Gott ist der Unendliche, der Allmächtige. Er ist so fern, er ist so rätselhaft. Kann man diesen Gott lieben? Fürchten kann man ihn, dienen kann man ihm, anbeten kann man ihn, aber kann man ihn lieben? Unter uns Menschen heißt es: Aus den Augen – aus dem Sinn. Und nun sollen wir einen Gott lieben, der niemals in unsere Augen kommt, weil er der Unsichtbare ist? Es stehen also eine Reihe von Fragen auf, welche die Liebe Gottes betreffen. Ich will versuchen, Ihnen zu zeigen, daß man Gott lieben kann, daß man ihn lieben muß, daß man ihn lieben muß, wie von einem unsichtbaren Zwang getrieben.

Wissen wir überhaupt, was Liebe ist? Können wir die echte Liebe von der unechten, die wahre Liebe von der falschen, von der vermeintlichen Liebe unterscheiden? Haben wir Liebe zu unseren Angehörigen, zu unseren Eltern, zu unseren Kindern, zu unserer Frau, zu unseren Freunden? Haben wir solche Liebe? Wissen wir, ob das eine wahre Liebe ist? Um zu erfahren, was Liebe ist, was echte, was wahre, was wertbeständige Liebe ist, müssen wir die Liebe zu Gott betrachten; denn das ist die Ur Liebe, das ist das Urbild und das Vorbild jeder Liebe. Was steht da in uns auf, wenn uns Gott begegnet? Und wie begegnet er uns? Er begegnet uns als das große Geheimnis, als das ewige Licht und als unser persönliches Du. Gott begegnet uns in dreifacher Weise.

Er begegnet uns erstens als unser großes Geheimnis. Die Welt, unser Leben, die Menschen sind voller Geheimnisse. Geheimnisse weiß auch die Wissenschaft anzugeben. Jeder Künstler spricht vom Geheimnis seiner Kunst, seines Gemäldes, seiner Musik. Ein Geheimnis ist unsere Zeit und unsere Ewigkeit, unsere Vergangenheit und unsere Zukunft; wir gehen immerfort in Unerforschliches hinein. Das Geheimnis aller Geheimnisse, das letzte Geheimnis, die letzte Tiefe aller Geheimnisse ist Gott. Er ist ein Geheimnis über allen Geheimnissen. Er ist unfaßbar, er ist unbegreifbar, er ist unerforschlich. Was steht auf, wenn wir einem Geheimnis uns nahen? Nun, ein Staunen, ein Zittern, ein Nicht-Begreifen-Können. Vor einem Geheimnis muß man gleichsam in die Knie sinken und es umfassen, denn ein Geheimnis ruft die Sehnsucht und weckt das Staunen. Ehrfurcht, Staunen und Sehnsucht ist

es, was bei einem Geheimnis in uns aufsteht, und erst recht bei dem Geheimnis, das Gott ist. Ehrfurcht, Staunen und ein seliges Umfassen, das muß in uns aufstehen, und das ist der Anfang der Liebe, das gehört zur Liebe. Wer in einer Liebe nicht staunen kann, wer in einer Liebe keine Sehnsucht empfindet, wer keine Ehrfurcht in der Liebe findet, der hat keine wahre Liebe. Und erst recht und noch viel mehr müssen Staunen, Ehrfurcht, Sehnsucht uns umfassen, wenn wir das große, das größte, das unfaßliche Geheimnis Gottes uns vor Augen führen und ihm begegnen. Gott ist unser großes Geheimnis.

Gott ist auch unser ewiges Licht. Licht ist die Kraft des Erleuchtens. Licht macht es hell um uns, so daß wir einen Sinn finden, daß wir etwas begreifen. Licht vertreibt die Finsternis und führt uns hinein in die Helligkeit. Es gibt auch auf Erden Licht; es ist nicht alles dunkel. Inmitten der Sinnlosigkeiten unseres Daseins zeigt sich auch immer wieder ein Sinn. Oft nach langer Zeit und schweren Erschütterungen unseres Glaubens erkennen wir, daß doch nicht alles sinnlos war, sondern daß das Geschehen einen tiefen Sinn hatte. Licht ist die Kraft des Aufbaues, des Jasagens, des Neuentstehens. Als der Mount Helens in den USA ausbrach und eine furchtbare Verwüstung anrichtete, als jetzt die Feuerwände in Colorado und in Arizona Hektar auf Hektar des Waldes vernichteten, da hat mancher Mensch bei sich gedacht: Wie wird das einmal aussehen, wenn der Brand erloschen ist? Und siehe da, aus dem verwüsteten Gelände sprießt nach kurzer Zeit wieder das frische Grün, und bald hat die Natur sich zurückerobert, was die Verwüstung ihr genommen hat. Das ist die Kraft des Lichtes. Und im Licht kann der Mensch frohlocken, aufatmen und Dank sagen. Und Gott ist nun das Licht, das ewige Licht. „Licht ist in ihm und keine Finsternis“, sagt der Apostel Johannes. Das heißt, er ist die Kraft des Aufbaues, des Bestandes, der Gewährleistung. Gott ist die Wirklichkeit der Wirklichkeiten. Von ihm kann nur Wirklichkeit ausgehen, nicht Tod, nicht Vernichtung, nicht Zerstörung. Er ist das ewige Licht, das immer war und das nie aufhören wird. Und wenn die Finsternis es auch nicht begriffen hat, so ist das Licht doch da. Wenn wir diesem Licht begegnen, diesem Jasagen, dieser Kraft des Aufbaues, dann kann in unserer Seele nur aufstehen, was wir auch sonst, wir lichtergrünen Menschen, empfinden, wenn das Licht nach der Nacht, nach der Dunkelheit kommt, nämlich ein Aufatmen, ein Frohlocken, ein Seligsein, ein Danksagen. Wir sagen dir Dank, Gott, daß du bist. Wir sagen dir Dank, daß du Licht bist; wir sagen dir Dank ob deiner großen Herrlichkeit.

Gott ist drittens unser persönliches Du. Gott ist nicht eine dunkle Kraft; Gott ist nicht ein augenloses Fatum. Gott ist eine Persönlichkeit. Eine Persönlichkeit umschließt zwei Wirklichkeiten, einmal das geistige Für-sich-Sein und zum anderen das Bewußtsein um dieses Für-sich-Sein. Was in uns Menschen ist, erhaben über alle belebte und unbelebte Natur, das muß auch in Gott sein, denn er ist der Schöpfer von allem. Gott ist eine Person. Als noch nichts auf Erden war, als es noch keine Erde gab, vor der Schöpfung, da war in Gott auch ein Du-Sagen, da war auch in Gott ein persönliches Leben, da hat der Vater sich dem Sohn geschenkt, der Sohn dem Vater, und beide haben im Heiligen Geist ihren Lebensvollzug in herrlicher Fülle gelebt. Dieses persönliche Du begegnet uns. Wenn dieses Du uns begegnet, dann entsteht eine Gemeinschaft. Wir wissen ja schon auf Erden: Ohne Gemeinschaft ist nichts zu machen. *Vae soli* – wehe dem, der allein steht! Alles höhere Leben, alles Geistesleben, alle Kultur, alles Wachstum, aller Fortschritt ist gebunden an die Gemeinschaft. Und so ist es auch im Verhältnis zu Gott. Wenn wir vorankommen wollen, dann müssen wir auf Gott zugehen, dann müssen wir Gott hereinlassen, dann müssen wir auf Gott hören. Die Verbindung mit Gott gibt uns Vertrauen. Ja, wir können Vertrauen haben zu Gott, denn er ist ein Gott, der ein Herz hat. Es ist ein Herz in Gott, also ein Empfinden, also eine Liebe, also ein Schenkenwollen und ein Beseligenwollen. Wenn wir Gott in dieser Weise finden, dann lieben wir ihn, indem wir ihm vertrauen, indem wir uns ihm überantworten, indem wir sagen: Mein Gott bist du, in deiner Hand sind meine Geschicke.

Gott ist unser großes Geheimnis, Gott ist unser ewiges Licht, Gott ist unser persönliches Du. Ihn kann man nur lieben, ihn darf man lieben. Ja, das ist eigentlich der Sinn des Gebotes „Du sollst Gott lieben“. Es ist eine Verheißung, es ist eine Erlaubnis: Wir dürfen Gott lieben. Wir dürfen ihn lieben, weil er der Liebenswertigste von allen ist. Wir müssen ihn lieben, weil er die Liebenswertigkeit in Person ist. Gott zu lieben ist schwer und leicht. Schwer für den, der ein enges, kleines, verzagtes Herz hat; leicht für den, der ein weites, großes, großmütiges Herz hat. Die Liebe zu Gott ist ein Aufstieg,

also eine Aufgabe. Die Liebe zu Gott ist ein Nahesein, aber ein Nahesein beim Gebirge und beim Meer. Die Liebe zu Gott ist ein Wohnen, aber ein Wohnen im Blitz. Die Liebe zu Gott ist eine große Tat und ein großer Mut. Nur wer mit großem Mut und mit großer Tat auf Gott zugeht, findet die Liebe zu Gott. Sie ist auch ein Kampf und ein Wagnis, wie wir sehen werden, denn Gott stellt Forderungen. Aus dem Berg der Gebote, aus dem Sinai, fahren Blitze, und aus den Blitzen kommt eine Stimme: „Du sollst keine fremden Götter neben mir haben!“ Diese Blitze und diese Stimme erschrecken uns nicht. Wir wollen ihm antworten, indem wir in die Blitze schauen und sagen: Wir wollen auch keine anderen Götter neben dir haben, denn keiner ist dir gleich. Du bist unser Gott, der Gott unseres Herzens und unsere Seligkeit in Ewigkeit.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die Zehn Gebote (3)

(1. Über die Gefahr eines falschen Gottesbildes)

14.07.2002

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen. Geliebte im Herrn!

Wenn der Mensch Gott begegnet, steht in ihm die Liebe auf, aber nur dann, wenn er von sich selbst loskommt und Licht wird, wie Gott selbst Licht ist. Wer zu Gott kommt, nimmt das größte Schicksal und die schwerste Verantwortung auf sich. Er tritt in Gemeinschaft nicht nur mit Gott, sondern mit all seinen Geschöpfen. Und von der Gemeinschaft hängt ja unser ganzes Leben ab. Wahres Leben, vollkommenes Leben, seliges Leben gibt es nur in Gemeinschaft. So sind auch die Zehn Gebote Gesetze, welche die Gemeinschaft regeln, die Gemeinschaft mit Gott und die Gemeinschaft mit den Menschen. Die ersten drei Sätze der Zehn Gebote gelten der Gemeinschaft mit Gott, die übrigen sieben der Gemeinschaft mit den Menschen. Das Zehn-Gebote-Gesetz oder der Dekalog, wie man es nennt, galt formell nur im Alten Bunde. Es ist ja das mosaische Gesetz, und das mosaische Gesetz ist abgetan, ist erledigt. Der Alte Bund ist durch den Neuen ersetzt. Aber was in den Zehn Geboten laut wird, das ist inhaltlich nichts anderes als die Summe des sittlichen Naturgesetzes. Das sind die Urgebote, die immer gelten, für alle Menschen und für alle Zeiten. Deswegen ist der Inhalt der Zehn Gebote nach wie vor gültig.

Das erste dieser Gebote lautet: „Du sollst keine fremden Götter neben mir haben!“ Du sollst dir kein geschnitztes Bild machen. Ja, sind wir denn noch in Gefahr, uns geschnitzte Bilder zu machen und sie anzubeten oder gegossene Bilder wie das goldene Kalb und es zu verehren? O nein, das ist nicht unsere Gefahr. Wir sind in einer anderen Gefahr, in der Gefahr, uns ein gedachtes Bild von Gott zu machen, Gott anders zu denken, als er ist und sich uns geoffenbart hat. Ein gedachtes Bild macht sich derjenige, der meint, Gott werde die Sünden verzeihen auch ohne Bekehrung. Ein gedachtes Bild macht sich, wer nur an den Gott der Barmherzigkeit glaubt und nicht an den Gott der Gerechtigkeit. Ein gedachtes Bild macht sich derjenige, der meint, die Gebote Gottes hörten auf, wenn sie schwer sind zu erfüllen.

„Du sollst keine fremden Götter neben mir haben!“ Das besagt: Es gibt über Gott hinaus nichts anderes. Gott teilt seine Macht und seine Würde mit niemandem. Gott darf hinter nichts zurückgesetzt oder zurückgestellt werden, auch nicht vor unserem Geld oder Geschäft oder Glück. Auch nicht vor unseren Neigungen und Leidenschaften. Gott darf vor nichts zurückgesetzt werden, und dieser Gefahr sind wir noch lange nicht entronnen. Gott gibt das Gesetz: „Du sollst keine fremden Götter neben mir haben!“ Der Inhalt dieses Gebotes läßt sich nicht besser ausdrücken als das, was wir in jeder heiligen Messe am Schluß des Gloria beten: „Du allein bist der Heilige, du allein der Herr, du allein der Höchste!“

„Du allein bist der Heilige.“ Das besagt, in Gott ist keine Trübung und Betrübniß; in Gott ist keine Unzulänglichkeit und Schwäche. Zu ihm können wir aufschauen, ohne irre zu werden. Ihn können wir verehren, ohne getäuscht zu werden. Er ist der Vollkommene. „Du allein bist der Heilige.“ Wir haben schon alle Welt Dinge geprüft und festgestellt: Es ist doch auf Erden kein Licht ohne Schatten. Es gibt doch auf Erden keine Tugend ohne Untugend. Wir sind doch überzeugt von der Unzulänglichkeit und von der Brüchigkeit aller Welt Dinge. Keines kann in Konkurrenz treten mit dem heiligen Gott. Und so ist es auch bei den Menschen. Bei allen Menschen gibt es doch etwas Allzumenschliches. In der Heiligen Schrift heißt es, Gott habe selbst an den Engeln Böses gefunden. Darin sind wir schon Gott gleich geworden, daß wir an unseren Engeln Böses finden. Es ist doch an jedem Menschen, auch am besten Menschen etwas zu verzeihen, etwas zu erbarmen, etwas zu vergeben. Selbst bei unserem kostbaren Ich ist etwas nachzusehen und zu vergeben. Den Menschen möchte ich sehen,

den wahrhaftigen, den aufrichtigen Menschen, der von sich sagen kann: Ich bin mit mir selbst zufrieden. Den möchte ich sehen.

So ist es also allein Gott, zu dem wir sagen können: Was habe ich im Himmel, und was könnte ich begehren auf Erden außer dir, mein Gott. Und da finden wir die rechte Haltung auch zum Menschen. Es muß die Haltung der Demut sein. Demut ist das Kleinseinwollen und das Niederknien vor Gott. Es sind über den Menschen gegensätzliche Äußerungen gemacht worden. Man hat sein Genie, seine Fähigkeiten, seine Leistungen gepriesen, aber noch viel mehr Worte sind über die Erbärmlichkeit und über die Jämmerlichkeit des Menschen gemacht worden. Keines dieser Extreme ist richtig. Der Mensch ist etwas Großes, denn Gott hat ihn angesprochen, Gott hat ihn gerufen, Gott hat ihn geliebt. Aber freilich, im Vergleich zu Gott ist er, wie wenn eine große Sonne alle Trabanten verhüllt. Wenn Gott uns nicht anschaut, dann sind wir unansehnlich. Wenn Gott uns nicht liebt, dann sind wir nicht nur nicht geliebt, sondern unliebenswürdig. Wenn er uns nicht ruft, dann können wir nichts hören. Wenn er uns nicht sendet, dann kommen wir nirgendwohin. Wenn er uns nicht anredet, sind wir nicht einmal ein Ich. Wahrhaftig, was haben wir im Himmel und was könnten wir auf Erden begehren außer ihm, unserem Gott? „Du allein bist der Heilige.“

„Du allein bist der Herr.“ Das will besagen: Es waltet ein Wille über uns. Irgendein Wille muß über uns sein, irgendetwas müssen wir erstreben, errennen, erarbeiten, erschaffen. Wir können nicht die Hände in den Schoß legen, wir dürfen nicht müßig gehen. Wir können nicht sagen: Es hat alles keinen Zweck, es hat alles keinen Sinn, es ist alles umsonst. Nein, es muß ein Wille über uns stehen. Welcher Wille soll denn über uns stehen? Der Wille eines Menschen, der Wille einer Masse von Menschen, die Panik der Straße oder der Fanatismus der Demagogen? Was soll denn für ein Wille über uns stehen? Die Laune der Mode oder der Geist der Zeit? Selbst unser eigener Wille, soll der über uns stehen? Wissen wir denn, meine lieben Freunde, wissen wir denn, was wir wollen sollen? Kennen wir denn unser Schicksal, unseren Weg, unser Leben? Wissen wir denn, worauf es ankommt? Nein, es steht schon ein Wille über uns, und das ist der Wille Gottes. Kein Mensch kann über seine Geschicke verfügen; kein Staatsmann und kein Politiker ist imstande, allein nach seinem Willen die Geschichte zu lenken. Es gibt immer drei geschichtsbildende Mächte: Gott, der Satan und erst an letzter Stelle der Mensch. Wir wissen, daß Gott über der Geschichte und über den Geschicken des Menschen waltet, und selbst unsere gehaltenen Augen, selbst unser trübes Auge vermag manchmal zu erkennen, daß wir geführt werden, daß ein Fügung über uns steht, daß unser Schicksal in guten Händen liegt. Und so dürfen wir Vertrauen haben, Vertrauen, daß der Wille Gottes uns in die Heimat führt, in das große Meer, in das alles einmünden soll, in die Unendlichkeit, die nie mehr vergeht. Dieses Vertrauen dürfen wir haben, und so dürfen wir auch sprechen: „Dein Wille geschehe!“ Das dürfen wir auch dann sprechen, wenn dieser Wille uns einen bitteren Trank des Leidens reicht. Auch dann dürfen wir sagen: „Laß diesen Kelch vorübergehen, aber nicht mein Wille geschehe, sondern der deine.“ Denn wir haben dann begriffen, daß, wenn wir Gott lieben, wir ihm das Herrsein zugestehen müssen. Denn die Liebe sagt zu dem anderen: Wie du willst; was dir gefällt; wie du befehlst.

Gott ist unser Herr, er allein ist der Herr. Zu seinem Willen allein wollen wir sagen: „Du allein bist der Herr!“ Dieser Wille muß aber dann auch unsere Sorge sein, daß wir ihn erkennen und nicht mißverstehen, daß wir ihn sehen und nicht übersehen, daß wir gleichsam auf Posten stehen, um ihn zu erspähen, daß wir diesen Willen, mit einem Wanderstab in der Hand gerüstet, aufnehmen, wenn immer er an unser Ohr ertönt, daß wir also keine Ausflüchte suchen, daß wir den Willen Gottes nicht umgehen wollen, daß wir uns nicht sträuben gegen ihn. Wie leicht ist es den Menschen, die bessere Erkenntnis fallenzulassen, das eigene Gewissen zu betrügen, sich Ausreden zu suchen! Das alles ist ein Vergehen gegen das erste Gebot: „Du sollst keine fremden Götter neben mir haben!“ Du allein bist der Herr, und dein Wille muß in meinem Leben stehen, dein Wille muß mein Leben gestalten, dein Wille muß mein Leben führen. Wenn immer wir also den Schritt Gottes hören auf unseren Gassen, in unseren Häusern, in unseren Herzen, dann müssen wir hinausstürmen und sagen: Ich kann nicht bleiben, denn Gott hat mich gerufen. Ich will nicht feiern, denn der Herr hat mir befohlen. Ich will nicht ausharren in den Kammern meines Schlafens, denn die Nacht ist zu Ende, der Tag hat mich gerufen, und das Licht ist mir erschienen.

„Du allein bist der Heilige, du allein der Herr, du allein der Höchste.“ Über Gott hinaus gibt es nichts. Gegen ihn vermag nichts zu helfen oder zu wehren. Er ist der Höchste. Wir haben doch alle Welt Dinge geprüft, wir sind alle Wege abgeschritten, wir kennen alle Werte und alle Ziele, und wir kommen noch immer zu demselben Beschluß: Ich gehe doch auf dich zu mit meinem ganzen Gehen. Ein englischer Staatsmann hat auf der Höhe seiner Macht einmal gesagt: „Ich habe in meinem Leben erfahren, was Wirksamkeit ist. Es ist ein Dasein enttäuschter Hoffnungen und vergeudeter Energien.“ Ein Dasein enttäuschter Hoffnungen und vergeudeter Energien. Ich weiß nicht, wie es in Ihrem Leben aussieht, meine lieben Freunde, und es mag wohl sein, daß auch in unserem Leben vieles enttäuschte Hoffnungen und vergeudete Energien waren, sind und sein werden. Aber es ist nicht alles so. Es gibt auch auf Erden Dinge, Stunden, Seligkeiten, Menschen, zu denen wir sagen möchten: Verweile doch, du bist so schön! Aber das sind dann Dinge, Seligkeiten, Menschen, die wir in Gott hineinstellen mögen. Denn anders können wir sie nicht aufbewahren. Im rastlosen Fluß der Zeit vergeht alles, und was wir nicht in Gott hineinstellen, das ist verloren. Wenn wir also Stunden, Erfolge, Seligkeiten, Menschen finden, zu denen wir sagen möchten: Verweile doch, du bist so schön!, dann müssen wir sagen: Sei du mein Anteil in Ewigkeit, sei du mein Erbteil in der Unendlichkeit, sei du mein Gefährte in der Gottheit.

Wir haben nichts, und wir wissen nichts, wenn wir nicht von Gott etwas empfangen und von Gott etwas lernen. In ihm müssen wir alles hineinlegen, was Bestand haben soll. In ihm müssen wir alles suchen, was unseren Durst und unseren Hunger stillen kann. In ihm müssen wir alles finden, was unsere Seligkeit ausmachen kann.

„Du sollst keine fremden Götter neben mir haben!“ Das bedeutet also: Wir dürfen keine Ruhe haben und dürfen bei Tag und Nacht nicht rasten, ohne Gott anzubeten, der der Heilige ist. Wir dürfen keine Ruhe haben und dürfen nicht rasten, ohne nach seinem Willen zu fragen, seinen Willen zu suchen, der unser Herr ist. Wir dürfen nicht rasten und nicht ruhen bei Tag und bei Nacht, ohne auf ihn zuzugehen, der unser Licht und unsere Kraft und unser Trost ist. Wir müssen in ihm unseren Hunger stillen und in ihm unseren Durst löschen.

Freilich, so ist es bei uns noch lange nicht. Wir können Tage arbeiten, und es ist nicht für ihn, der doch aller Arbeit Sinn ist. Wir können Nächte durchwachen, und wir sind nicht in ihm, der doch aller Nächte Licht ist. Wir sprechen mit Menschen und denken nicht an ihn, der doch in aller Menschen Mitte steht. Trostlos können wir weinen, aber es ist nicht um ihn, der doch unser Schicksal ist. Freilich, unsere Augen sind noch gehalten, und wir wandern noch durch die Nacht. Aber unser Herz sollte doch schon brennen, weil er mit uns geht, denn er ist nicht fern einem jeglichen von uns.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die Zehn Gebote (4)

(2. Über die Anrufung des Namens Gottes)

21.07.2002

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.  
Geliebte im Herrn!

Wir haben am vergangenen Sonntag erkannt, daß wir uns von den nichtigen Götzen abwenden und dem wahren Gott zuwenden müssen, daß wir ihn preisen: „Du allein bist der Heilige, du allein der Höchste, du allein der Herr!“ Aber da erhebt sich die Frage: Dürfen wir denn Gott unsere Anerkennung aussprechen? Müssen wir nicht eigentlich vor ihm schweigen in lautloser Ehrfurcht, ob unserer Kleinheit und Erbärmlichkeit? Ist es denn eine Ehre für Gott, wenn wir ihn preisen, oder tun wir ihm damit eine Schmach an? Der Herr hat das Gebot gegeben: „Du sollst den Namen Gottes nicht vergeblich nennen!“ Das ist das zweite Gebot in der Zehn-Gebote-Tafel. Wir sollen ihn also nicht mit unseren kleinen, kleinlichen, erbärmlichen Geschäften dieser Erde in Verbindung bringen. Freilich, nicht so sehr durch den Laut des Mundes wird Gottes Ehre getroffen, sondern vielmehr durch unser Sein und Leben. Ob wir ihm mit unserem Verhalten, mit unserem Wollen, mit unserem Tun Ehre oder Unehre bringen, darauf kommt es an. Wir rufen Gottes Namen über uns an, und es ist beim Menschen so, daß er das meiste, was in seine Nähe kommt, herabzieht und mißbraucht. Aber wir können nicht anders als Gottes Namen anrufen; wir müssen ihn anrufen. Wir müssen ihn anrufen als den allwissenden Gott, als den helfenden Gott und als den schaffenden Gott.

Wir rufen den Namen Gottes über uns an als des allwissenden Gottes. Allbekannt ist jene feierliche Zeremonie, wenn vor den staatlichen oder kirchlichen Autoritäten jemand einen Eid leistet: „So wahr Gott mein Zeuge ist, so wahr er mich durchschaut, so wahr ist meine Aussage“, bekennt der Eidleistende. Das ist eigentlich etwas Furchtbares, daß wir Gott gleichsam vorladen, um zu bezeugen, daß wir die Wahrheit sagen. Das kann nur in den feierlichsten und wichtigsten Angelegenheiten geschehen, und deswegen sagt auch der Heiland: „Im täglichen Verkehr soll eure Rede ein Ja für ein Ja und ein Nein für ein Nein sein. Alles, was darüber ist, das ist vom Bösen.“ Über die leichtfertige oder gewohnheitsmäßige Anrufung Gottes hinaus geht noch jener furchtbare Mißbrauch, wenn der Mensch einen Meineid leistet, wenn er Gott zum Zeugen einer Unwahrheit macht, wenn er Gott zum Zeugen seiner Lüge macht. Dieses Verbrechen ist nur möglich, weil die Menschheit weithin den Glauben an den lebendigen Gott verloren hat, weil die Menschheit nicht mehr inne ist seiner Majestät und nicht mehr weiß um seine allwissende Macht. Gott selbst sieht die Gefahr, daß sein Name in Verruf gebracht wird. Deswegen befiehlt er: „Du sollst den Namen Gottes nicht vergeblich, du sollst ihn nicht eitel nennen!“

Aber wenn es möglich ist, den Namen Gottes zu verunehren durch unziemliche Anrufung, so ist es auch möglich, ihn zu ehren durch geziemende Anrufung. Wir dürfen den Namen des allwissenden Gottes über uns nennen. Aber freilich, weit über das Nennen des Namens Gottes hinaus geht der Gedanke, daß Gott unser Sein und unser Wesen durchschaut. Nicht nur bei der Leistung eines Eides, immerfort stehen wir vor ihm und werden von ihm bis auf den Grund unseres Wesens durchschaut. Er kennt jede Regung unseres Herzens, jedes Zucken unseres Geistes, jede Wallung unserer Seele. Was muß Gott da sehen, wenn er uns durchschaut! Es ist für einen wahrhaftigen Menschen schwer, in das Auge eines unbestechlichen Freundes, eines ernstesten Vaters, einer fragenden Mutter, einer ahnenden Gattin, eines erstaunten Kindes zu schauen. Das ist schwer, weil er sich an seine geheimsten Vergehen, an seine verdecktesten Erbärmlichkeiten erinnert. Und was ist das gegenüber Gott, dem nichts verborgen ist, dem alles offenliegt, der unser Ruhen und unser Aufstehen kennt, dem die Nacht nicht

finster ist und vor dem wir nicht fliehen können bis an die Grenzen der Erde! Gott durchschaut uns bis in alle Fasern unseres Seins, und mancher zittert, was einmal sein wird, wenn Gott uns vor seinen Richterstuhl fordert. Aber eigentlich stehen wir jeden Augenblick vor seinem Richterstuhl. Auch jetzt schon, und nicht erst am Jüngsten Tage durchforscht uns sein allwissendes Auge. Petrus hat in einer schweren Stunde gesagt – und er hat es fast schluchzend gesagt: „Herr, du weißt alles.“ Und er konnte doch in Wahrhaftigkeit hinzufügen: „Du weißt auch, daß ich dich liebe!“ Was werden wir sagen, wenn wir vor Gott stehen? Herr, du weißt alles. Wir berufen uns auf den allwissenden Gott.

Wir berufen uns zweitens auf den helfenden Gott. Wenn wir unsere Werke tun, rufen wir ihn an, und wenn sie getan sind, dann sagen wir: Gott war mit uns. Wir dürfen Gottes Hilfe anrufen, und wir sollen sie anrufen. Wir flehen ja in der Litanei: „Daß du uns in deinem heiligen Dienst erhalten wollest, Herr, wir bitten dich, erhöre uns!“ Aber ist unser Dienst auch ein heiliger? Sind unsere Werke so, daß wir Gottes Namen darüber anrufen dürfen? Vor vielen Jahrhunderten brachen aus dem christlichen Abendland die Heere, die Kreuzfahrerheere, auf, und sie hatten auf ihren Lippen und im Herzen den Ruf: „Gott will es!“ Es war viel echter Glaube, viel heilige Begeisterung in diesen Menschen, die da auszogen, um das heilige Grab zu befreien. Freilich, es war dabei auch viel unredliches Wollen, viel wilde Triebe waren darin und viel unheiliges Begehren. So mag es bei den Völkern wohl immer sein; wir haben darüber nicht zu richten. Wohl aber haben wir darüber zu richten, wie es in uns aussieht, ob wir Gott in Wahrheit anrufen über unsere Taten, über unsere rechten Taten. „Gott will es“, sagen wir. Aber wenn wir näher hinschauen, dann sehen wir: Ich will es. Mein Geist will es, mein Fleisch will es. „Gott will es“, sagen wir, aber in Wirklichkeit müßte es heißen: Meine Gekränktheit, mein Zorn, meine Leidenschaft, meine Bitterkeit, meine Verletztheit, meine Sinnlichkeit, meine Körperlichkeit – die will es.

Das heißt, Gottes Namen eitel nennen, wenn wir ihn über unsere unrechten Absichten und Handlungen anrufen. Aber wir dürfen ihn über unsere rechten Handlungen anrufen. Wenn wir uns gewiß sind, daß wir nach Gottes Willen handeln, dann dürfen wir ihn anflehen. Eine heilige Monika, die über die Meere und Länder ihren verlorenen Sohn sucht, darf flehen: Laß mich ihn finden! Ein Mensch, der versucht ist und heimgesucht ist, darf flehen: Herr, leihe mir deine Hilfe! Ein jeder, der treu seine Arbeit tut und am Morgen zur Arbeitsstätte geht, darf flehen: Laß dein heiliges Antlitz über mir leuchten! Jeder Priester, jeder Arzt, jeder Erzieher, der seinen Dienst antritt, darf zu Gott rufen: Gib mir die Seelen, gib mir die Menschenleben, um die ich kämpfe, um die ich ringe! Und alle Menschen, die sich in wahrhaftiger Liebe begegnen, dürfen sagen: Dein heiliger Name ist angerufen über uns, Herr, verlaß uns nicht! Und wenn es zum Sterben geht, nach einem Leben der Mühe und der Plage, aber wenn der Glaube bewahrt wurde und der Lauf vollendet ist und der gute Kampf gekämpft ist, dann darf ein jeder sagen: Herr, bleibe bei uns, denn es will Abend werden! Wir dürfen also Gottes Namen über uns anrufen in allem, was recht und berechtigt ist. Denn es gibt ein Tun, das Gott wohlgefällig ist, und darüber dürfen wir ihn anflehen.

Wir dürfen auch drittens – und das ist das Schwerste – den Namen des schaffenden Gottes über uns anrufen. In einem Psalm heißt es: „Laßt uns niederfallen und weinen vor Gott, unserem Herrn, denn er hat uns gemacht, und wir sind sein Volk und die Schafe seiner Weide!“ Ist das nicht merkwürdig? Warum sollen wir denn weinen vor Gott, weil er uns gemacht hat? Wahrhaftig, wenn man es bedenkt, dann ist es nicht nur zum Weinen, dann ist es zum Erschrecken. Denn Gott hat uns gemacht; wir sind seine Werke, wir sind seine Gebilde. Wie wir sind und wie wir uns geben, fällt darum auf Gott zurück. Wenn man uns sieht, dann muß man sagen: Das ist das Volk Gottes. Wenn man uns sieht, dann kann man bemerken: Das sind die Erlösten. Wenn man uns sieht, dann müssen die Menschen sagen: Das sind die Gläubigen. Kann man da nicht die Schlußfolgerung ziehen: Wenn so die Gebilde Gottes sind, die Werke seiner Hände, muß da nicht auch der Schöpfer so sein? Muß da nicht auch der Erlöser so sein wie diese Erlösten? Und da überfällt uns ein heiliges Erschrecken. Da müssen wir niederfallen und weinen und sagen: Nein, nein, so ist es nicht, so darf es nicht sein. So bist du nicht, unser Herr und Schöpfer. So bist du nicht, unser Heiland und Erlöser, so wie wir sind. Das soll man dir nicht nachsagen. Dein Name soll gepriesen und nicht geschmäht werden. „Du sollst den Namen Gottes nicht vergeblich nennen!“

Es gibt aber doch Menschen, und es hat immer solche gegeben, die sich auf den schaffenden Gott berufen durften. Es gab Menschen, die sich wahrhaftig auf Gott berufen und sagen durften: „Gott ist mit uns.“ Es gab Menschenwerke, die in Gott und für Gott getan sind; und es gab ein Wollen, das von Gott ausging und zu Gott hinführte. Gewiß, wenn man die Menschheit, die dumpfe und dunkler Masse der Menschheit ansieht, dann überfällt einen eine Bangigkeit und eine Sorge, ob nicht der Name Gottes doch geschändet und gelästert wird durch diese Menschheit. Zahllosen Menschen ist der Glaube an Gott deswegen geraubt worden, weil sie es mit Menschen zu tun hatten. Aber es gibt doch den einen oder anderen, es gibt doch Tausende, es gibt doch viele, die schon wach und reif und gottähnlich geworden sind. Es gibt doch Menschen, um deretwillen man sagen muß: Ich freue mich, daß es einen Schöpfer gibt. Es gibt Menschen, um deretwillen wir nicht nur die Erde lieben und das Leben preisen, sondern um deretwillen wir den Himmel loben und Gott rühmen. Solche Menschen gibt es. Und deswegen, wenn wir die Frage stellen: Hat sich Gott mit der Menschheit denn Ehre eingelegt oder Schande eingehandelt?, müssen wir wohl sagen: Ja und abermals ja; Gott hat auch die Menschen zu seiner Ehre geschaffen. Sie sind ein Ausdruck seiner Herrlichkeit und seiner Majestät.

An Weihnachten stehen wir vor der Krippe und bewundern den menschengewordenen Gott. Gott hat es für möglich und erträglich gehalten, ein Menschenkind zu werden. Das ist ja noch viel mehr, als wir erwarten und errahnen konnten. Wenn das möglich war, dann muß es auch möglich und erträglich sein, aus den Menschen etwas zu machen. Dann muß es möglich sein, daß die Menschen das Gute, das Gott in ihnen angelegt hat, entfalten. Dann muß es möglich sein, daß die Menschen reif und wach und gottähnlich werden. Es kann nicht vergeblich sein, daß Gott seinen Namen über den Menschen angerufen hat, als er sie schuf. Er hat seinen Namen an die Menschen gehängt, und das kann nicht vergeblich sein. Es muß der Name Gottes über den Menschen angerufen sein zu seiner Ehre und zu seinem Lobe.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die Zehn Gebote (5)

(2. Über das Beten und Flehen zu Gott)

28.07.2002

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen. Geliebte im Herrn!

Wir haben am vergangenen Sonntag gesehen, daß das zweite Gebot Gottes von uns verlangt, den Namen Gottes würdig auszusprechen. Wir dürfen uns auf Gott berufen, aber wir dürfen seinen Namen nicht vergeblich nennen. Wir dürfen uns auf den allwissenden, auf den helfenden, auf den schaffenden Gott berufen, aber es muß in einer gotteswürdigen Weise sich vollziehen. Nun wird der Name Gottes in tausendfach verschiedener Weise angerufen. Selbst der Atheist, der sich rühmt, von Gott nichts wissen zu wollen, selbst der Atheist spricht den Namen Gottes aus, manchmal laut und gehässig, manchmal leise und bange, wenn er inne wird um das Geheimnis des Todes und der eigenen Begrenztheit. Der Christ aber, der an Gott glaubt, der sich Gott übergeben hat, der Gott geweiht ist, spricht den Namen Gottes glaubend, hoffend und liebend aus. Er spricht ihn ehrfurchtsvoll und zärtlich aus. Er spricht ihn im Gebet aus; denn das Gebet ist nichts anderes als das Nennen des Namens Gottes über uns, das Nennen des Namens Gottes über unserem armseligen Leben in dreifach verschiedener Weise, nämlich als verlangendes, als empfangendes und als leidendes Gebet.

Die Gebete der Menschen sind verschieden. Der eine betet am liebsten, wenn er allein ist. Der andere kommt erst richtig in Fahrt in einer betenden Gemeinde. Der eine betet stundenlang, der andere begnügt sich mit einem stillen Gebet am Abend. Der eine kann am besten beten in der Kirche, ein anderer ist bei Gott und betet, während er über den Marktplatz geht und im Gedränge der Menschen ist. Der eine findet in den Psalmen alles, was er Gott sagen möchte, ein anderer formuliert selbst Gebete, die ihn zu Gott tragen sollen. Alle diese können vollkommene Beter sein, wenn sie beten im Geist und in der Wahrheit. Das Gebet im Geist und in der Wahrheit ist jenes Gebet, das Gottes Namen ehrfurchtsvoll und vertraulich nennt. Wer immer in Ehrfurcht und Vertraulichkeit Gottes Namen anruft, der betet. Wenn Gott ihm begegnet, wenn er Gott anerkennt, wenn er Gott verehrt, wenn er Gott liebt, dann betet er. Aber wie gesagt, das Gebet ist mannigfaltig. Es kann ein verlangendes, es kann ein empfangendes und es kann ein leidendes Gebet sein.

Ein verlangendes Gebet spricht derjenige, der sich bedrängt weiß. Und wer von uns ist denn nicht zumindest dann und wann in Bedrängnis? Ein jeder spürt doch seine Enge und seine Armut. Selbst der stolze und selbstgewisse Mensch hat Stunden oder Tage oder Jahre, in denen er an seine Grenzen kommt und weiß: Ich kann nicht mehr weiter, ich muß meine Zuflucht nehmen zu Gott. Und wenn einer auch selbst nicht bedrängt wäre, es sind so viele Menschen seiner Umgebung, die bedrängt sind und für die er beten kann und beten soll. Das verlangende Gebet ist ein Ausstrecken der Arme nach Gott, das Betteln eines Kindes, ein aus der Bedrängnis kommendes Rufen zum Vater der Lichter. Wie sollten wir ihn nicht anrufen, der barmherzig und allmächtig ist? Wie sollten wir nicht zu ihm rufen, der das Weltgeschehen und die Naturgesetze in seiner Hand hält? Wie sollten wir nicht zu ihm rufen, der den Plan für uns seit Ewigkeit gemacht hat und in diesen Plan unsere Gebete eingezogen hat, der den Lauf der Welt so bestimmt hat, daß unsere Gebete dabei berücksichtigt, ja sogar erhört sind, sofern sie der Erhörung würdig und fähig sind?

Wir dürfen und sollen um das tägliche Brot beten. Aber vor dieser Bitte kommen drei andere Bitten, nämlich: „Geheiligt werde dein Name! Dein Reich komme! Dein Wille geschehe!“ Diese Bitten kommen zuerst, und sie sollten auch in unserem verlangenden Beten die erste Stelle einnehmen. Erst die Sache Gottes und dann unsere Sache. Erst die Anliegen Gottes und dann unsere Anliegen. Erst die Not Gottes und dann unsere eigene Not. „Geheiligt werde dein Name!“ Auch durch mich soll er geheiligt werden. Auch ich will deinem Namen Ehre bereiten. Ich will deinem Namen keine Schande

machen; dein Name soll nicht meinetwegen gelästert werden. Er soll gepriesen werden durch mein Verhalten, durch mein Leben, durch meine Tugenden. „Zu uns komme dein Reich!“ Dein Reich der Erlösung und der Gnade, es komme zu uns auch durch mich. Auch ich will an deinem Reiche mitarbeiten. Ich will die Menschen meiner Umgebung ernähren, erheben, fördern. Dein Reich soll auch durch mich vorangebracht werden. „Dein Wille geschehe!“ O, das ist vielleicht die schwerste dieser drei Bitten. Denn es soll ja nicht immer der Wille Gottes geschehen; wir wollen vielmehr, daß unser Wille geschehe. Und da heißt es eben, auf den eigenen Willen verzichten. Da heißt es, den eigenen Willen Gott übergeben: Nicht wie ich will, sondern wie du willst! Das ist das Gebet, das ein echtes verlangendes Beten ist: Nicht wie ich will, sondern wie du willst. Das verlangende Gebet ist der Erhöhung sicher, wenn es im Geiste Christi, in der Gesinnung Christi, in der Verbindung mit Christus dem Vater vorgetragen wird. Wenn es noch unrein ist, wenn es noch vermengt ist mit kleinlicher Selbstsucht, dann muß es erst gereinigt werden, bevor Gott es erhören kann. Aber wenn immer das Gebet in Vereinigung mit Christus an den Vater im Himmel gerichtet wird, dann ist es der Erhöhung gewiß.

Dann wird das verlangende Gebet zum empfangenden Gebet. Das empfangende Gebet ist ein Offensein, eine Empfänglichkeit, eine Aufgeschlossenheit für Gottes Schickungen und Schenkungen. Es ist eine Feinhörigkeit auf Gottes Einsprechungen. Es ist ein Lauschen auf die inneren Stimmen. Es ist ein Offenhalten der Augen für Gottes Kommen, ob er nun kommt als unbegreiflicher Fremdling oder als süßer Gast der Seele. Das empfangende Gebet ist ein Erwarten Gottes in seine Offenbarungen, in Natur und Übernatur, in Geschichte und Sakrament, in der Kirche und im alltäglichen Leben. Das empfangende Gebet ist ein Warten auf Gottes Kommen, ein Stehen auf Bergen, um das erste Kommen, das erste Erscheinen Gottes zu erspähen. Es ist eine innere Bereitschaft, Gott aufzunehmen, wann immer er kommt, ob als unbegreiflicher Fremdling oder als süßer Gast der Seele. Und wenn Gott dann kommt, dann nimmt ihn die Seele auf, dann ist sie voll Freude und Dankbarkeit. Da wird das empfangende Gebet zum Dank.

Es ist merkwürdig, und wer die Gebete der heiligen Messe mit Aufmerksamkeit mitbetet, weiß darum, daß wir in jeder Messe, auch in der Totenmesse, angehalten werden zu beten: „Es ist würdig und recht, dir immer und überall zu danken.“ Immer – also auch in der größten Not. Überall – also auch im Gefängnis oder auf der Intensivstation. „Es ist würdig und recht, dir immer und überall zu danken.“ Wir sollen danken für alle Gaben, Gnaden und Wohltaten, und das tun wir ja gern, wenn wir uns bei Gott dankbar zeigen für all das, was er uns getan hat. Ich will den Kelch des Heiles nehmen und dir danken für alles, was du mir getan hast. Wie süß bist du, o mein Herr! Aber wir sollen auch danken für die Bitterkeiten, für den bitteren Kelch, den er uns reicht. Es hat einmal einen Heiligen gegeben, Camillus, der viel in seinem Leben an Krankheiten gelitten hat. Aber er bezeichnete seine Krankheiten als die „Erbarmungen Gottes“. Seine Leiden empfand er also als Liebesgrüße von Gott. Erbarmungen Gottes nannte er seine Krankheiten. Und es hat einen anderen Heiligen gegeben, Johannes Chrysostomus, der seine Bischofsstadt Konstantinopel verlassen mußte, vertrieben, in die Verbannung geführt wurde. Er mußte alles zurücklassen, seine Herde, seine Gemeinden, seine Priester und ist in der Verbannung gestorben. Aber seine letzte Worte waren: „Gott sei Dank für alles!“ Also auch für die Verbannung, also auch für den Verlust seines Bistums. Gott sei Dank für alles! Das ist das empfangende Gebet. Es weiß sich Gott schuldig für alles, was Gott schickt oder schenkt, für alle Fügungen und Führungen, aber auch für alles Leid und allen Schmerz, den Gott uns zufügen läßt.

Und da wird das empfangende Gebet zum leidenden Gebet. Das leidende Gebet erhebt sich zunächst einmal aus dunkeln Tiefen. „De profundis clamavi ad te.“ Aus der Tiefe, Herr, rufe ich zu dir. Und welches ist diese Tiefe? Das ist die Tiefe unserer Schuld. Das ist unser Schuldbewußtsein, das uns zwingt, in Reue uns Gott zuzuwenden. Wir haben ja heute im Evangelium des Tages das ergreifende Beispiel eines Mannes vor Augen geführt bekommen, der sich seiner Schuld bewußt war. Der Zöllner blieb von ferne stehen. Er ging nicht in die Nähe des Heiligtums. Aus der Ferne betete er. Er erhob die Augen nicht zum Himmel. Er hat sich nicht als würdig angesehen, den Himmel zu erblicken. Er senkte den Blick nach unten. Und er schlug sich an die Brust, das heißt er erkannte, daß er Strafe verdient hatte für seine Sünden, daß er strafwürdig war, weil er Schuld auf sich geladen hatte. Sein Beten war dann ganz einfach, er hat keine vielen Worte gemacht: „O Herr, sei mir Sünder gnädig!“ Wahrhaf-

tig, wer so betet, der ist in das leidende Gebet eingedrungen, der hat begriffen, daß es ein leidendes Gebet, ein Gebet, das aus dem Leiden kommt, geben muß.

Wenn es auch nicht immer die Schuld ist, die uns zum Gebet antreibt, so entdecken wir doch in unserem Herzen so vieles, was Gott und uns mißfällt. Wir entdecken unsere Opferscheu, unsere Flucht vor dem Leiden, unsere geringe Liebe gegenüber Gott und den Menschen. Wir entdecken unsere Schwächen und unsere Armseligkeiten. Wir haben am letzten Sonntag gesagt: Was muß Gott alles sehen, wenn er in unser Herz, wenn er in mein Herz schaut! Was muß Gott da alles sehen! Und wahrhaftig, da wird das leidende Beten zu einem Kampf mit sich selbst, da wird es zu einer Scham und zu einer Schwäche, da wird es zu einem hinknienden Beten, zu einer unstillbaren Bangigkeit: O Gott, ich müßte mich eigentlich selbst verwerfen, und obwohl ich mich selbst verwerfen muß, verwirf du mich nicht! Verwirf mich nicht, obwohl ich mich selbst verwerfen muß!

Aber das leidende Gebet steigt noch eine Stufe höher. Das ist das Gebet des Gottverlassenen, der am Kreuze hängt, der von allen Kreaturen aufgegeben ist und nun auch von Gott verlassen wird. „Gott, mein Gott, wie hast du mich verlassen!“ Da ist der Name Gottes in die Gottesferne hineingerufen worden, und da hat der Name Gottes die Gottesferne ausgefüllt, und da ist in der Gottesferne der Name Vater für Gott ausgerufen worden: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist.“ Ach, meine lieben Freunde, da ist die letzte und endgültige Liebe auf das abgründigste Leid, auf die äußerste Verlassenheit gegründet worden. Da ist der furchtbare Gott von einem liebenden Kind besiegt worden. Da sind die Schranken des Todes beseitigt worden durch das liebende Lächeln eines Gemarterten. Da weiß man, und seitdem weiß man es, daß die Liebe nicht nur stärker ist als der Tod und die Hölle, daß die Liebe selbst stärker ist als der allmächtige Gott. Denn diese Worte des Gottverlassenen sind durch das Himmelstor gedrungen, sind zum Throne Gottes gelangt und haben dort die Erlösung bewirkt.

Darum hat der Herr auch die letzten Worte laut gesprochen. Während seines irdischen Lebens betete er einsam auf Bergen in der Mitternacht, aber hier spricht er laut die sieben letzten Worte. Er spricht sie, damit wir sie hören, damit sie in unser Herz dringen, damit wir die Gesinnung, die aus ihnen spricht, nachahmen. Einmal muß das Beten laut werden. Das Beten eines frommen Menschen hat immer etwas Ergreifendes an sich. Wenn man ein Kind beten sieht, ein Kind, das wirklich zu beten versteht, da hat man den Eindruck: Das ist etwas Ähnliches wie ein Engel. Und auch ein Erwachsener, der in seiner Sammlung und Gehaltenheit, in seiner Ehrfurcht und Stille betet, der hat etwas Schönes, etwas Ergreifendes an sich. Aber was ist alle äußere Schönheit gegenüber der Kraft und der Macht, die in solchem Beten liegt! Da flüstert einer den Namen Gottes, und dieses Flüstern dringt in die Unendlichkeit, und es kommt zu Gott, und Gott hört es, und Gott antwortet. Da entsteht ein Zwiegespräch, ein Zwiegespräch zwischen Gott und der Seele. „Ich habe dich bei deinem Namen gerufen“, sagt Gott, und der, der da gerufen ist, spricht: Mein Gott bist du, in deiner Hand sind meine Geschicke. Ich bin dein. Wie verfügst du über mich?

Wenn Gottes Name so ausgerufen wird, da ist das zweite Gebot vom Sinai aufgehoben, weil es erfüllt ist, weil es nicht mehr verletzt werden kann. Da hört Gott seinen Namen so, wie er ihn hören will, nämlich aus liebendem Herzen und aus ehrfürchtigem Munde. Da wird Gottes Geist selbst betend im Herzen des Menschen und ruft mit unaussprechlichen Seufzern: „Abba, lieber Vater.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die Zehn Gebote (6)

(3. Über die Sonntagsheiligung)

04.08.2002

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen. Geliebte im Herrn!

Am Sinai gab Gott dem Volk Israel das Gebot, den siebenten Tag zu heiligen. An diesem Tage sollte sich das Volk von der Arbeit enthalten und dem Gottesdienst obliegen. Das Sinai-Gebot war ein Gottesgebot, aber es war nach Geltung und Umfang beschränkt. Es galt nämlich nur für das israelitische Volk, und es galt nur für die Dauer der Vorbereitung bis zur Fülle der Zeit. Als die Fülle der Zeit gekommen war, ist dieses Gebot entfallen. Wenn die Adventisten heute darauf beharren, daß Gott am Sinai gesagt hat: „Du sollst den Sabbat heiligen“, so müssen wir ihnen antworten: Ja, das hat er gesagt, aber er hat es gesagt für ein bestimmtes Volk und für eine bestimmte Zeit. Nachdem diese Zeit abgelaufen war, ist dieses Gebot hinfällig geworden.

Das neue Gottesvolk, das christliche Gottesvolk, hat von Anfang an einen anderen Tag geheiligt, nämlich den ersten Tag der Woche, den Sonntag, den Tag der Auferstehung des Herrn. Damals ist der Alte Bund zu Ende gegangen und der Neue begründet worden in Christus, unserem Herrn, und die Kirche hat diesen Brauch, diese Gewohnheit als ein Gebot allen Gliedern der Kirche vorgeschrieben. Sie sollen am Sonntag, am ersten Tag der Woche, die Arbeit einstellen, die knechtliche Arbeit vermeiden und dem Gottesdienst, dem Gebet obliegen. Auch das ist ein zeitgebundenes Gebot. Es gilt eben, so lange die Zeit der Kirche dauert. Aber beide Gebote, das vom Sinai und das im Neuen Testament, sind nichts anderes als der Ausdruck eines Urgebotes, eines Naturgebotes, das Gott in die Menschenseele, in die menschlichen Naturanlagen hineingelegt hat. Und dieses Naturgebot lautet: Es müssen Zeiten herausgehoben werden von den anderen Zeiten, in denen sich der Mensch sammelt, in denen er bei Gott einkehrt, in denen er seine Seele erhebt, in denen er aufschaut zum Schöpfer aller Dinge. Solche Zeiten muß es geben, denn sonst verkommt der Mensch, sonst geht er seelisch, religiös zugrunde.

Dieses Urgebot, dieses Naturgebot ist von äußerster religiöser Wichtigkeit. Denn an diesen Tagen, die Gott sich vorbehalten hat, will er den Menschen näher sein als an anderen Tagen. Da ist seine Gnade mächtiger, da ist seine Wirksamkeit durchschlagender. Diese von Gott ausgezeichneten Tage, die Sonn- und Feiertage, sind besondere Gelegenheiten, bei denen Gott sich treffen lassen will. An diesen Tagen kann man Gott leichter finden. An den Sonn- und Feiertagen gibt er uns eine Audienz, trifft er eine Verabredung, will er sich Zutritt zu uns verschaffen, können wir Zutritt zu ihm finden, leichter als an anderen Tagen. Und so hat es sich immer gezeigt, meine lieben Freunde, und das ist die Erfahrung, die wir Seelsorger stets gemacht haben: Wer dauernd und leichtfertig das Sonntagsgebot vernachlässigt, der geht als katholischer Christ zugrunde. Ein katholischer Christ kann nicht überdauern, wenn er das Sonntagsgebot dauernd und leichtfertig vernachlässigt. Denn unser Gott verabredet sich ja mit uns, und wir mißachten diese Verabredung, wenn wir den Sonntag nicht heiligen. In einem Menschen, der diese Verabredung mißachtet, da kommt Gott zum Schweigen, da verstummt Gott, da entgleitet der Mensch Gott, da sinkt das religiöse Leben, und der Mensch verliert die Verbindung mit seinem Schöpfer. Die Mißachtung des Sonntagsgebotes kann deswegen nicht streng genug verurteilt werden und kann nicht heftig genug bekämpft werden. „Wie der Sonntag, so dein Sterbetag“, sagt der Volksmund, und das ist richtig.

Es ist ein allgemeines Gesetz, daß Gott Zeiten und Orte, Zeichen und Verrichtungen, Gemeinschaften und Menschen besonders herausgehoben hat aus der übrigen Schöpfung. Das ist ein allgemeines Gesetz. Es gibt nicht nur heilige Zeiten; es gibt auch heilige Orte; es gibt auch heilige Veranstaltungen; es gibt auch heilige Verrichtungen; es gibt auch heilige Gemeinschaften, und es gibt heilige

Menschen. Sie sind herausgehoben aus der übrigen Schöpfung und von einer besonderen Gnade Gottes erfüllt. Es ist nicht so, wie man heute gerne in rationalistischer Auflösung sagt, daß die Kirche nur der Ort ist, wo sich die Gemeinde versammelt. Natürlich tut sie das, aber sie versammelt sich deswegen, weil Gott im Kirchenraum ihr näher ist als anderswo, weil dort eine besondere Wirksamkeit Gottes stattfindet. Solch hervorgehobenen Gemeinschaften sind zum Beispiel die Kirche insgesamt und ihre Orden und Kongregationen. Solche hervorgehobenen Orte sind Gotteshäuser, Kapellen, Wallfahrtsorte. Solche hervorgehobenen Veranstaltungen sind die sakramentalen Geschehnisse, die sakramentalen Zeichen, das Taufwasser, die Taufworte, die Krankensalbung, die Priesterweihe, die Ehe. Das alles sind hervorgehobene und ausgezeichnete Stätten der Wirksamkeit und der Begnadigung Gottes, sind Zeichen der Nähe und der Wirksamkeit Gottes. Gott will aus der Unsichtbarkeit hervortreten in die Sichtbarkeit, und das tut er in Gemeinschaften, in Veranstaltungen, in Verrichtungen, in Zeichen, auch im Wort. Auch das Wort ist ein Hervortreten Gottes in die Sichtbarkeit.

Da gibt es Menschen, die sagen: Die Religion ist etwas ganz Innerliches, etwas Geheimnisvolles, es ist das Höchste und Heiligste im Menschen, und das soll im Inneren des Menschen verschlossen bleiben, das soll nicht nach außen treten. Ja, warum denn nicht? Warum soll denn das Heiligste nicht auch das Mächtigste sein? Warum soll das Heiligste nicht auch das Siegreichste sein? Warum soll es nicht in die Sichtbarkeit hinaustreten? Das Heilige ist doch geschaffen, um alles zu heiligen, um alles zu weihen, um alles in sich hineinzuziehen und sich anzueignen. Da kann man es nicht im Inneren verschließen. Es muß nach außen treten, es muß sichtbar werden. Und so sind eben die Sakramente sichtbare Zeichen der Nähe und der Wirksamkeit Gottes. So ist die Kirche das aufgerichtete Zeichen des Heils und der Heilsveranstaltung Gottes.

Wenn die Kirche geschaffen ist, um zu bestehen, dann muß sie sich auch ausbreiten. Denn was nicht wächst, das geht zugrunde. Was nicht wächst, das schrumpft. Die Kirche ist also gehalten, zu dem Bau zu werden, in dem alle Völker und alle Zeiten wohnen. Der Missionsbefehl des Herrn: „Geht hin und macht alle Völker zu meinen Jüngern!“ ist nicht nur ein Befehlswort, das eben erfüllt werden muß, weil es gesprochen wurde. Das ist eine innere Notwendigkeit. Dieses Hinauswachsen in die ganze Welt, das ergibt sich notwendig aus der inneren Gesetzmäßigkeit des Heiligen und Göttlichen. Es muß sich ausbreiten, wenn es leben will. Es muß wachsen, wenn es Bestand haben soll.

Da ergeben sich für uns gewichtige Aufgaben. Wir sollen das, was Gott sichtbar werden läßt, annehmen, aufnehmen und weitertragen. Es soll von uns anerkannt und angeeignet werden. Wir sollen das, was Gott sichtbar werden läßt, erfüllen und tragen. Anders kommt ja Gott nicht zu den Menschen. Er kommt nur durch Menschen zu den Menschen. Das Wort muß ausgerichtet werden, die Zeichen müssen gesetzt werden, die Kirche muß geleitet werden von Menschen, organisiert werden von Menschen, erfüllt werden von Menschen. Menschen sind die Träger des Göttlichen, Menschen sind Werkzeuge der Gnade, Menschen sind Medien der Sichtbarkeit Gottes. Es ist unsere Aufgabe, diese Sichtbarkeit Gottes zu tragen und zu erfüllen, auch die Sonn- und Feiertage. Indem wir sie hochhalten, indem wir sie heilighalten, indem wir sie weihen, erfüllen wir den Auftrag, den Gott uns für die Feiertage gegeben hat. Und diese Feiertage sollen sich verbreiten, sie sollen sich in die Werkstage hinein ergießen. Was am Sonntag in uns begründet wird, das soll sich an den Werktagen entfalten. Nicht nur der Sonntag soll ein Tag des Herrn sein, alle Tage unseres Lebens sollen Tage des Herrn werden. Jede Ehe, jede Familie soll ein Fest des Herrn werden, ein Fest der Freude und der Liebe. Und alle unsere Werkstage sollen Tage werden, an denen es heißt: Das ist der Tag, den Gott gemacht hat. Die Feiertage sollen das Licht der Werkstage sein.

Damit sie das können, damit das Äußere nicht versandet, damit die Sichtbarkeit nicht untergeht, hat Gott den Sonntag ausgezeichnet durch die Feier des eucharistischen Opfers. Hier bleiben wir in Verbindung mit dem Quellgrund Gottes. In der eucharistischen Opferfeier sind wir verbunden mit unserem Gott und Herrn, denn die eucharistische Opferfeier ist ja die Vergegenwärtigung der Heilstat Christi. In der Heilstat Christi wird die Menschheit zu Gott zurückgeführt, und wer sich in der Opferfeier der heiligen Messe an diese Heilstat Christi anschließt, den nimmt Christus mit zum Vater. Hier bleiben wir in Verbindung mit dem göttlichen Quellgrund. Die Opferfeier der heiligen Messe ist die Brücke, auf der Gott in unsere Nähe kommt und auf der wir in die lebensspendende Nähe Gottes

schreiten. Die Opferfeier ist das Kommen Gottes zu uns, nämlich in seinem Sohn Jesus Christus auf unseren Altären, und sie ist unser Kommen zu Gott, indem wir uns mit Christus einschließen und zusammenschließen und von ihm zum Vater zurückgeführt werden. Die eucharistische Opferfeier ist die Strömung, die vom Herzen Gottes ausgeht, die sich auf die Menschheit gleichsam stürzt und die sich die Menschheit aneignet und sie zurückführt zu Gott. Wer sich von dieser Strömung ausschließt, indem er die Sonntagsmesse versäumt, der schließt sich vom Leben aus. Wer die Feiertage nicht einhält, der entfernt sich von dem Lebensstrom, der vom Herzen Gottes ausgeht und zum Herzen Gottes zurückführt. Wer die Feiertage mißachtet, wer das Sonntagsgebot übertritt, wer die heilige Messe dauernd und leichtfertig versäumt, dessen Seele stirbt den Tod, den Tod des Geistes, den Tod aller Schönheit, aller Freude und aller Liebe.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die Zehn Gebote (7)

(4. Über die Bedeutung von Vater und Mutter für die Kinder)

11.08.2002

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen. Geliebte im Herrn!

Auf dem Sinai hat Gott dem Moses zwei Tafeln übergeben. Auf der ersten Tafel standen die Gebote Gottes, die sich auf Gott selbst richten. Auf der zweiten Tafel standen die Gebote Gottes, die sich auf die Menschen richten. Die erste Tafel gilt der Gottesgemeinschaft, die zweite Tafel gilt der Menschengemeinschaft; beides gehört zusammen. Man kann nicht zu Gott kommen, wenn man nicht über die Menschen geht. Es gibt keine Verbindung mit Gott, wenn wir nicht in rechter Weise mit den Menschen zusammenleben. Wer ein Liebhaber Gottes sein will, der muß die Menschen lieben. Wer auch nur einen Menschen richtig liebt, der ist schon ein Liebhaber Gottes, und wer ein Gotteskind ist, der ist auch ein Menschenfreund.

Unter den Gemeinschaften, von denen auf der zweiten Tafel der Sinai-Gebote die Rede ist, ist die erste die Familiengemeinschaft. Das Gebot lautet: „Du sollst Vater und Mutter ehren!“ In die Familiengemeinschaft kann man von zwei Seiten hineinschauen, nämlich von seiten der Eltern auf die Kinder und von seiten der Kinder auf die Eltern. Wir wollen heute den Blick von den Kindern auf die Eltern richten. Wir wollen fragen: Was bedeuten die Eltern, was bedeuten Vater und Mutter für die Kinder?

Wenn wir von unseren Eltern sprechen, dann werden in den einen heiße Ströme des Dankes aufbrechen, ein Heimweh und ein seliges Erinnern. Aber es gibt auch Menschen, nicht wenige Menschen, die mit Wehmut an ihre Eltern denken, die wenig oder keine Elternliebe empfangen haben, die niemals den seligen Namen Vater und Mutter mit Freude und Dankbarkeit ausgesprochen haben. Aber für sie alle, für die erste und für die zweite Gruppe, ist das vierte Gebot von großer lebensentscheidender, seligkeitsentscheidender Wichtigkeit: „Du sollst Vater und Mutter ehren!“ Vater und Mutter sind Namen von schenkenden Menschen. Wir empfangen von den Eltern. Wir empfangen fast alles, was wir besitzen, von den Eltern, das körperliche Leben, das seelische Leben und das geistige Leben.

Wir empfangen von den Eltern das körperliche Leben; sie sind unsere Erzeuger. Aber mit der Erzeugung ist es ja nicht getan; es muß auch das erzeugte Leben bewahrt werden, es muß geschützt werden, es muß genährt und gefördert werden. Je höher ein Wesen steht, um so zerbrechlicher ist es auch, und niemand steht höher als der Mensch. Deswegen braucht er auch die meiste Sorge und die meiste Pflege. Jedes Leben ist darauf angewiesen, daß es vor Gefahren bewahrt wird, daß ihm Schutz geschenkt wird, daß ihm Förderung zuteil wird. Aber niemand braucht mehr Mittel, mehr Schutz, mehr Bewahrung als der Mensch, denn niemand ist gefährdeter als das Menschenkind. Was ein Menschenkind braucht, was es nötig hat, wessen es bedarf, das weiß eigentlich nur ein Mensch genau, das ist die Mutter. Die Mutter allein ist imstande zu wissen, was ein Menschenkind nötig hat. Man kann Kinder nicht aufziehen wie vielleicht junge Tiere, die alle in der gleichen Weise behandelt werden, sondern jedes Kind ist ein Individuum und braucht eine individuelle Pflege. Das zu wissen ist allein die Mutter imstande.

Die Eltern geben den Kindern das körperliche Leben, sie geben ihm die Bedingungen, die Bestimmungen des körperlichen Lebens, sie vermitteln ihm die Anlagen, die Grundlagen der körperlichen Gesundheit, auch die Grundlagen des Charakters, soweit diese mit dem Körper verbunden sind, und das sind sie in weitem Maße. Alles, was die Eltern selbst empfangen haben von ihren Vorfahren und was sie sich im Laufe des Lebens errungen haben an Heiligkeit, an Selbstüberwindung, an Zucht und an Gediegenheit des Charakters, das vermitteln sie, wenn auch in kleinsten Spuren, dem Menschenkind weiter. Wir leben von dem Kapital, das unsere Eltern erdarbt und erschafft haben. Wir leben

aber auch von dem geistigen Kapital, von der Selbstlosigkeit, von der Selbstverantwortung, von der inneren Freiheit und von der charakterlichen Treue, von der sittlichen Haltung unserer Eltern. Das alles wird uns in irgendeiner Weise über die Pflege unseres körperlichen Lebens durch die Eltern vermittelt.

Die Eltern beeinflussen aber auch unser seelisches Leben. Gewiß, die Seele, die geistige Potenz in uns, die Kraft, die niemals stirbt, die Seele wird in dem Augenblick der Zeugung von Gott eingeschaffen. Die Seele wird nicht von den Eltern den Kindern übertragen, sondern sie wird von Gott geschaffen. Aber was das Zusammen von Körper und Geist, das Zusammen von Leib und Seele betrifft, da ist ein Einfluß von seiten der Eltern zu beobachten. Wie sich Leib und Seele miteinander vertragen, wie sie miteinander wachsen und sich fördern, das hängt zum erheblichen Teil von den Eltern ab. Das hängt nämlich ab von der Luft und von der Atmosphäre, die in einem Elternhaus herrschen. Kinder brauchen körperliche Nahrung; sie brauchen Milch, sie brauchen Speise, sie brauchen Ruhe, sie brauchen Bewegungsfähigkeit. Auch die Seele braucht Nahrung, und diese Nahrung müssen die Eltern ihm geben, dem Kind. Das ist die Geborgenheit, das ist die Liebe, das ist die Heimat, die sie ihm im Elternhaus verschaffen. Ohne Vater- und Mutterliebe entbehrt ein Kind Unersetzliches. Dann bleiben ihm ganze Lebensbereiche verschlossen; dann lernt er nicht als Kind, was es heißt, ein Gemütsleben zu besitzen, ein Herzensleben, ein Gefühlsleben; dann lernt es nicht, was es heißt, Takt und feines Empfinden zu besitzen; dann bleiben ihm ganze Bereiche verschlossen, und es geht schlecht ausgerüstet in das Leben hinaus. Die Eltern tragen große Verantwortung, wie gerüstet die Kinder in das Leben hineingehen.

Die Eltern vermitteln uns aber auch das geistige Leben. Was sie an Innerlichkeit und Idealismus, an sittlicher Treue und an religiöser Haltung besitzen, das übergeben sie dem Kind, nicht in systematischer Weise wie in einem Lehrsaal, sondern infolge von Fingerzeigen und Hinweisen. Durch Vermittlung der Formen und der Stoffe, mit denen der junge Mensch selber sich das geistige Leben aufbaut, beeinflussen die Eltern das geistige Leben der Kinder. Sie regen sie an, sie bewahren sie, sie führen sie, sie weisen sie hin, und selig die Kinder, die zum erstenmal aus Vatermund oder aus Muttermund Hinweise auf Gott, auf das Jesuskind, auf die heilige Mutter Maria empfangen haben! Selig die Kinder, die sich auf eine religiöse Erziehung im Elternhaus berufen können! Die Eltern sind die ersten und wichtigsten Förderer des geistigen Lebens des Kindes. Sie sollen es unterrichten und unterweisen, sie wollen es führen, damit es sich selbst eine geistige Welt erschafft. Aber nicht vom Wissen allein und noch viel weniger von Begriffen lebt der Mensch, sondern von der Tat und vom Willen. Und darum ist die Ausbildung des Willens mindestens ebenso wichtig wie die Ausbildung des Wissens. Die Eltern sind auch auf diesem Gebiete die ersten und wichtigsten Bildner des Menschenkindes. An ihnen soll der junge Mensch lernen, was es heißt, nicht den eigenen Einfällen folgen, sondern sich vor dem beugen, was Pflicht, was Notwendigkeit, was Gesetz ist. Die Eltern sind die Träger, die ersten Träger der Autorität. An ihnen muß das Kind lernen, was es heißt, sich Notwendigkeiten zu beugen. Es kommt nicht auf das eigene Belieben, nicht auf die Willkür, nicht auf die Laune, nicht auf die Leidenschaft an, sondern es kommt auf das an, was notwendig, was wirklich, was im höchsten Sinne bewegend ist. Die Kinder müssen lernen, und sie müssen es an den Eltern lernen, geradlinig und unbedingt zu gehorchen, zu gehorchen auch ohne eigene Prüfung und auch ohne eigenes Gutdünken.

Die Leistung des Gehorsams kann nicht vom Hochstand der Eltern abhängig gemacht werden. Gewiß, wenn wir selbstlose, kluge, treue, gottgehörige Eltern hatten, dann wurde uns der Gehorsam erleichtert. Aber auch bei dem das nicht der Fall ist, der darf nicht davor zurückschrecken, Gehorsam zu leisten. Der Gehorsam kann nicht von der hohen Begabung, vom sittlichen Hochstand, von der Unfehlbarkeit der Eltern abhängig gemacht werden. Das Kind muß lernen zu gehorchen, auch wenn die Eltern keine begnadeten Erzieher sind, auch wenn die Eltern ihrer hohen Aufgabe nicht allerwegs gewachsen sind. Das Kind muß lernen zu gehorchen. Und wehe dem, der es nicht in frühester Kindheit gelernt hat!

Freilich hat der Gehorsam seine Grenzen. Es gibt eine untere Grenze und eine obere Grenze. Die untere Grenze ist da gelegen, wo es sich um geistig oder sittlich unfähige oder minderwertige Eltern handelt. Hier kann der Gehorsam, die Gehorsamspflicht sich vermindern, ja sogar erlöschen. Einem

verbrecherischen Vaterwillen darf man nicht gehorchen. Aber die untere Grenze umfaßt auch noch ein Weiteres, nämlich die anderen Autoritäten. Die Eltern sind nicht die einzigen Träger der Autorität. Neben ihnen stehen andere Träger, nämlich der Staat und die Kirche. Auch wenn die Eltern in ihrem Bereich die ersten und ursprünglichen Autoritätsträger sind, so gibt es doch auch andere Notwendigkeiten. Im bürgerlichen Bereich ist es der Staat, im religiösen Bereich ist es die Kirche, und ihnen müssen sich auch die Eltern beugen.

Neben dieser unteren Grenze gibt es eine obere Grenze. Die Kinder wachsen heran, und mit wachsendem Alter und mit zunehmender Reife wird auch ihre Selbständigkeit größer. Sie werden immer mehr aus dem strikten Autoritätsverhältnis entlassen. Sie wachsen heraus. Sie sollen nicht herausbrechen, gewaltsam, gewalttätig, sie sollen herauswachsen. Die elterliche Autorität soll nicht verneint werden, sie soll sich wandeln. Dieser Wandel muß von der fast physischen Gewalt über das Kind zu einer helfenden, einer freundschaftlichen, einer kameradschaftlichen Führung werden. Ja, das sollen die Eltern dem Kinde werden: Freunde und Kameraden. Und es liegt auch an den Kindern, ob wir es den Eltern leicht machen, zu unseren Freunden und Kameraden zu werden.

Wenn es sich so wandelt, das Verhältnis von Eltern und Kindern, dann hört die Autorität und die Autoritätsausübung niemals auf. Sie erreicht ihren Gipfel in einem Vertrauensverhältnis, das bis zum Tode der Eltern bestehen bleibt. Ja, es kann sogar sein, daß sich das Autoritätsverhältnis umkehrt. Einst haben die Eltern das Kind auf dem Schoß getragen und an die Brust gedrückt. Wenn aber die Eltern hilflos, krank und siech werden, dann kann es sein, daß die Kinder die Eltern auf ihren Händen tragen müssen, daß sie sie an ihre Brust nehmen müssen, daß sie in Fürsorge und Betreuung sich den Eltern zuwenden müssen. Das ist dann auch höchste Erfüllung des vierten Gebotes. Das vierte Gebot heißt: „Du sollst deine Eltern ehren!“ Das besagt: Du sollst ihnen Gehorsam leisten, und du sollst ihnen untertänig sein. Aber auch: Du sollst dich ihrer annehmen und sollst für sie besorgt sein. So ehrt man Eltern.

Diese Sorge für hilflos gewordene Eltern gilt für jedes Kind, auch für diejenigen Kinder, die niemals in ihrem Leben echte Elternliebe erfahren haben, die dunkle und schwere Erinnerungen mit sich schleppen an ihre Eltern. Auch für sie gilt diese Pflicht der heiligen Fürsorge. Ehrfurcht und Liebe muß auch den Eltern, die versagt haben, die den Elternnamen nicht zu Recht trugen, zugewendet werden.

Vor einiger Zeit hat einmal ein Lehrer die Kinder in der Schule gefragt: „Kann man denn einen Vater, der im Gefängnis sitzt, auch noch ehren?“ Darauf antwortete ein Kind, die Tochter eines Arbeiters: „Ja, sonst wird er ja ganz verstockt.“ Wie recht hat dieses Kind! Man muß auch einen Vater, der im Gefängnis sitzt, noch ehren. Er bleibt der Vater, und das Kind bleibt ihm zu Gehorsam, zu Ehrfurcht im Rahmen des göttlichen Gesetzes verpflichtet. Wenn aus Menschen, die niemals den Vater- oder Mutternamen mit Liebe und mit Freude gesprochen haben, wenn aus solchen Menschen doch noch reife und starke Menschen geworden sind, dann wird in ihnen auch die Güte, die reife Güte, aufstehen, das Verstehen und Erbarmen mit diesen Eltern. Sie werden dann auf die Höhe des vierten Gebotes steigen, nicht bloß Martyrer des vierten Gebotes sein, sondern seine Erfüller. Gerade solche Menschen, die Leidvolles in ihrer Kindheit erlebt haben, gerade solche Menschen werden wissen, was es ist, wenn man betet: Vater unser, der du bist in deinem Himmel, geheiligt werde dein Name. Dein Name, der Vatername, sei und bleibe ein heiliger Name!

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Maria, vollendet und gekrönt

15.08.2002

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zur Feier der Aufnahme Mariens in den Himmel Versammelte! „Den König, der Könige, dessen jungfräuliche Mutter heute in den Himmel aufgenommen wurde, kommt, laßt ihn uns anbeten!“ So eröffnet der Priester das nächtliche Stundengebet am Festtag der Aufnahme Mariens in den Himmel. „Den König, der Könige, dessen jungfräuliche Mutter heute in den Himmel aufgenommen wurde, kommt, laßt ihn uns anbeten!“ Heute ist ein Tag, an dem die Anbetung Gottes besonders sinnvoll und besonders ergreifend ist, denn heute ist der Ehrentag Mariens und ein Ehrentag für alle Marienverehrer. Der Tag der Aufnahme Mariens in den Himmel ist ein Ehrentag für Maria, denn erstens: Sie hat bestanden und zweitens: Sie wird gekrönt.

Das erste, was wir heute aussagen müssen, ist, daß Maria ihren irdischen Lauf vollendet hat. Sie hat die Prüfungen dieses Lebens bestanden. Als der Engel zum erstenmal sie anredete und ihr die Botschaft brachte, hat sie ihr Fiat gesprochen: Es geschehe so, wie Gott es will; ich bin die Magd des Herrn. Und dieses Fiat, dieses Wort der Ergebenheit und des Gehorsams hat sie nie mehr zurückgenommen in ihrem ganzen Leben. Immer hat sie gewußt: Ich bin die Magd des Herrn. Sie hat ihr Leben mit dem Erlöserleben untrennbar verknüpft, und wir wissen oder ahnen, was Gott denen zumutet, die ihr Leben mit dem seinen, mit dem Leben seines Sohnes verknüpfen.

Maria brachte in dunkler Nacht ihr Kind zur Welt, in der Fremde, außerhalb der Herberge, wo kein Platz für sie war. Alles hat Platz in der Welt, nur wenn Gott in diese Welt eintritt, da hat er keinen Platz. Und das muß das Herz dieser Mutter ergriffen und geschmerzt haben. Und dann ging es weiter mit der Opferung im Tempel, wo sie schon ahnte, daß sie das Kind, das sie eben empfangen hatte, wieder weggeben mußte. Dann kam die Flucht nach Ägypten. Man stellt dem Kind nach, man setzt ihm nach, dem menschengewordenen Gotte, man will ihn umbringen. Und selbst das ist ihnen gelungen. Sie haben Gott ermordet. Was muß Maria empfunden haben in den dunklen Stunden auf Golgotha! Da muß ihr gekommen sein, daß sie nichts anderes getan hat, als einen Gekreuzigten zu gebären. Maria hat einen Gekreuzigten geboren; das war ihre Aufgabe. Aber sie hat nicht gewankt unter dem Kreuz, und sie ist nicht gewichen vom Kreuze. Sie hat bestanden, sie hat den Lauf ihres Lebens getreu dem Wort „Ich bin eine Magd des Herrn“ vollendet. Und deswegen können wir heute jubelnd bekennen: „Den König, der Könige, dessen jungfräuliche Mutter heute in den Himmel aufgenommen ist, kommt, laßt ihn uns anbeten!“

Weil sie bestanden hat, ist sie gekrönt worden. Wir sprechen, wenn immer wir von Gott und von göttlichen Dingen reden, wie Menschen. Wir können nicht anders reden als Menschen; wir haben nur menschliche Begriffe, nur menschliche Bilder, nur menschliche Vorstellungen. Wir wissen, daß sie die Wirklichkeit nicht erschöpfen, aber wir sind auch überzeugt, daß sie die Wirklichkeit treffen. Wenn wir also von der Krönung Mariens sprechen, dann ist das ein Bild. Krönung bedeutet das Aufsetzen einer Krone. Ohne Bild gesprochen, müßte man sagen: Maria hat den Glanz und die Seligkeit der Erst- und Vollerlösten empfangen. Sie ist die Königin geworden, erhaben über alle Engel und Heiligen, die Königin der Patriarchen, die Königin der Propheten, die Königin der Martyrer, die Königin der Bekenner, die Königin der Jungfrauen, die Königin aller Heiligen. Sie ist gekrönt, und das ist ein Grund, warum wir heute voll des Jubels beten: „Den König, der Könige, der seine jungfräuliche Mutter heute in den Himmel aufgenommen hat, kommt, laßt ihn uns anbeten!“ Das Fest der Aufnahme Mariens in den Himmel ist ein Ehrentag für Maria.

Es ist aber auch ein Freudentag für alle Marienverehrer. Denn eine von uns ist in den Himmel aufgenommen worden, eine aus dem Menschengeschlechte, aus der dumpfen Masse der Menschen hat die höchste Herrlichkeit erreicht. Man kann ja manchmal, wenn man die Menschen anschaut, wenn man die Menschen erlebt und wenn man Erfahrungen mit den Menschen macht, zu der – falschen – Meinung kommen, daß Gott sich mit seiner Schöpfung keine Ehre eingelegt hat. Zu viel ist, was gegen Gottes Willen aufsteht, was seine Herrlichkeit trübt, was den Namen Gottes nicht ehrt, sondern lästert, und zwar geht das auf das Konto der Menschen. Aber hier ist einmal eine, die das Ideal, das Gott sich gesetzt hat, verwirklicht hat. Hier ist eine, die das Bild, das Gott vom Menschen vor-schwebt, völlig verwirklicht hat. Eine von uns hat dem Entwurf Gottes vom Menschen entsprochen. Und deswegen sind wir mitgeehrt, denn wenn Maria geehrt wird als eine von uns, dann fällt auch ein kleiner Strahl dieser Ehrung auf uns, die wir zu ihr gehören, die wir zu ihr gehören als Geschöpfe, aber auch natürlich als Marienverehrer. Das ist ein Grund, warum wir heute jubelnd bekennen: „Den König der Könige, dessen jungfräuliche Mutter heute in den Himmel aufgenommen wurde, kommt, laßt ihn uns anbeten!“

Aber auch noch ein zweiter Grund ist es, weswegen die Aufnahme Mariens in den Himmel ein Freuden- und Ehrentag auch für uns ist; denn Maria ist im Himmel als unser Vorbild, und sie wurde aufgenommen uns zum Vorteil. Maria ist im Himmel unser Vorbild. Was ihr widerfuhr, das soll uns geschehen. Sie ist uns nur vorangegangen, aber wir sollen ihr nachfolgen. Sie ist die Erst- und Vollerlöste, aber eine unabsehbare Schar soll ihr auf diesem Wege nachfolgen zur vollen Erlösung. Ich bitte Sie, meine Christen, nicht daran zu zweifeln, daß der Mensch, wenn er stirbt, ein unzerstörbares Prinzip in sich trägt, das wir Seele nennen. Es gibt eine Seele; sie ist nicht identisch mit den Bewußtseinsvorgängen im Menschen, sie ist nicht unweigerlich an das Gehirn geknüpft, sondern es gibt eine Seele, die, wenn der Leib stirbt, weiterlebt. Aber gleichzeitig müssen wir dazu sagen, dieses Weiterleben ist unvollkommen. Es ist kein vollmenschliches Leben, denn zum vollmenschlichen Leben gehört eben der Leib. Und so ist das Reich der Seelen in einem Wartezustand, und dieser Wartezustand richtet sich in Sehnsucht auf Maria, denn alle diese Seelen, die in die Ewigkeit eingegangen sind, wollen so werden, wie Maria ist, Vollerlöste, die also mit einem verklärten Leib wieder zur Vollmenschlichkeit berufen sind.

Maria ist unser Vorbild, aber sie ist auch zu unserem Vorteil in die Ewigkeit eingegangen; denn sie wurde uns im Himmel gegeben als die große Fürbitterin, als die Allmacht auf den Knien. Maria ist uns gegeben als die Patronin, zu der wir rufen können, zu der unser Flehen geht, an die wir unser unstillbares Weinen richten. „Maria, hilf! Maria, hilf“, so tönt es aus allen Enden und Ecken der Erde. „Es ist noch nie erhört worden, daß jemand, der zu dir seine Zuflucht genommen, deine Hilfe angerufen, um deine Fürsprache gefleht, von dir sei verlassen worden.“ Das ist noch nie erhört worden. Denn wenn es so wäre, daß das Flehen zu Maria unnütz ist, dann wäre dieses Flehen längst verstummt. Maria hilft, weil sie von Gott zur himmlischen Helferin für uns eingesetzt ist, und das ist auch ein Grund, warum wir heute jubelnd bekennen: „Den König der Könige, der seine jungfräuliche Mutter heute in den Himmel aufgenommen hat, kommt, laßt ihn uns anbeten!“

Am 3. August des Jahres 1492 stach Christoph Kolumbus mit seinem Schiff in See, um Amerika zu entdecken. Am 11. Oktober abends um 10 Uhr riefen seine Matrosen begeistert und befreit: „Licht! Licht! Land! Land!“ An diesem Tage landete das Schiff auf einer Insel, und das Schiff, das Kolumbus zu dieser Insel trug, hieß „Santa Maria“, heilige Maria. Und die Insel, die er fand, nannte er „San Salvador“, heiliger Erlöser. Da wissen wir, und da sehen wir, wie wir es ihm nachmachen müssen, meine lieben Freunde. Wir müssen mit dem Schiff, das Maria heißt, zum heiligen Erlöser aufbrechen, und wir sind gewiß: Wenn wir in diesem Schiff sind, dann finden wir auch unseren Erlöser, unseren Heiland Jesus Christus. Ihn und seinen himmlischen Vater, den König der Könige, ihn wollen wir anbeten, weil er seine himmlische, jungfräuliche Mutter heute in die Himmel aufgenommen hat. Es freuen sich die Engel, und es jubelt die Erde.

Alleluja! Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die Zehn Gebote (8)

(4. Über die Erziehungsaufgabe der Eltern)

18.08.2002

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.  
Geliebte im Herrn!

Am vergangenen Sonntag hatten wir das 4. Gebot betrachtet, und zwar aus dem Blickwinkel der Kinder. Wir hatten mit Kinderaugen auf die Eltern geschaut. Heute wollen wir die umgekehrte Blickrichtung wählen; wir wollen mit den Augen der Eltern auf die Kinder schauen.

Weit müssen unsere Blicke gehen, wenn wir die Eltern suchen, vielleicht an ein Grab auf einem Friedhof und in das Jenseits hinein, vielleicht auch über eine weite Entfernung der Entfremdung und des Mißtrauens und der Enttäuschung. Es kann sein, daß alles bisherige Glück unseres Lebens und alles bisherige Leid unseres Lebens eingeschlossen liegt in den zwei Worten Vater und Mutter. Wenn wir an unsere Kinder denken, dann wird es in manchen Herzen froh werden; wir denken gern an manche Kinder. Aber es wird auch in vielen die bange Sorge aufstehen, die Qual von Selbstvorwürfen und die Bitterkeit von Erfahrungen. Wie mancher Vater, wie manche Mutter hat schon zu mir gesagt: Ich verstehe mein Kind nicht mehr. Mein Kind versteht mich nicht, und: Ich bin gescheitert an meinen Kindern! Ich habe alles getan; ich habe gearbeitet, gedarbt, gebetet, geweint, geduldet, aber es ist alles umsonst gewesen.

Wenn wir wissen wollen, wie wir über unsere Kinder denken müssen, dann müssen wir die Gedanken Gottes über unseren Kindern erforschen. Was denkt Gott von unseren Kindern? Was denkt Gott von der Aufgabe, die wir gegenüber den Kindern haben? Am glücklichsten und am erfolgreichsten sind immer noch die Eltern, die von Gott her zu ihren Kindern kommen, die mit einem göttlichen Auftrag zu den Kindern gehen. Was will Gott, daß wir den Kindern tun sollen? Die Kinder, die Gott uns gegeben hat, seien es die leiblichen, seien es die geistigen Kinder, sind eine Aufgabe. Eine Aufgabe hat uns Gott damit übertragen. Die Kinder sind kein Genußmittel, daß man sich an ihrer Drolligkeit erfreuen kann. Die Kinder sind kein Spielzeug, mit dem man sich die Zeit vertreibt. Die Kinder sind auch kein Eigentum, das immer bei uns bleibt, das wir behalten können und mit dem wir machen können, was wir wollen. Die Kinder sind auch keine billige Arbeitskraft. Die Kinder sind eine Aufgabe. Gott hat uns die Kinder als eine Aufgabe gegeben, genauer gesagt: als eine Erziehungsaufgabe. Daß wir die Kinder aufziehen durch Nahrung, Kleidung, Wohnung, Pflege, das ist ja selbstverständlich. Das ist eigentlich der Erwähnung in unseren Breiten kaum bedürftig. Aber daß wir sie erziehen sollen, darüber muß wohl gesprochen werden. Wir sollen die Kinder erziehen, und da erhebt sich die Frage: Ja, kann man denn überhaupt erziehen? Läßt sich überhaupt etwas machen mit den Menschen? Wir dürfen keine übertriebenen Vorstellungen von Erziehung haben. Selbstverständlich kann man die Erbanlagen nicht ändern. Die Grundlagen des Charakters und des Willens und des Verstandes liegen fest. Man kann auch keine Entwicklungsstufen überspringen. Erziehung heißt auch nicht, daß die Kinder alle Urteile, Anschauungen und Ansichten übernehmen müssen, die wir haben. Sie müssen nicht unserer Geschmacksrichtung folgen. Was heißt dann Erziehung? Erziehung heißt die naturgegebenen Fähigkeiten des Kindes unterstützen und bei ihrer Entwicklung helfen und die naturgegebenen Schwächen des Kindes nach Möglichkeit auszugleichen versuchen. Das ist Erziehung: Die naturgegebenen Fähigkeiten unterstützen und die naturhaften Schwächen überwinden.

Um zur Erziehungsarbeit fähig zu sein, müssen die Erzieher, müssen die Eltern selbstlos sein. Selbstlosigkeit ist die wichtigste Eigenschaft eines Erziehers; nichts für sich haben wollen, sondern alles für die Zöglinge tun wollen. Nichts für sich erwerben wollen, sondern alles denen geben, für die

wir aufgestellt sind als Erzieher. Also nicht die eigene Laune, die eigene Gereiztheit, die eigene Sehnsucht, die eigene Klage im Verhältnis zu unseren Zöglingen laut werden lassen, sondern immer nur das Wohl des Kindes, den Fortschritt des Kindes, die Entwicklung des Kindes, das Schicksal des Kindes, daß es dem Kinde gut geht, hienieden und in der Ewigkeit – das ist die Erziehungsaufgabe, die uns gestellt ist.

Die erste dieser zweiseitigen Aufgabe ist, das Gute im Kind zu unterstützen und zu entwickeln. Jedes Kind hat gute Anlagen, hat gute Talente. Wir müssen seine Begabung erkennen und sie fördern, dürfen nicht seine Begabung ersetzen wollen durch etwas, was uns besser paßt. Wir müssen auch seine Neigungen, soweit sie gut und brauchbar sind, fördern, auch wenn sie uns nicht gefallen. Wenn die Neigungen gut und brauchbar sind, dann müssen wir sie gelten lassen. Wir dürfen nicht die Kinder in etwas hineinzwängen, wofür sie nicht geschaffen sind. Es gibt törichte Eltern, die ihre Kinder unbedingt zum Studium zwingen wollen, auch wenn sie eine praktische Begabung haben. Das heißt nicht erziehen, sondern das heißt Menschen verbiegen. Wenn wir das Gute, was in den Kindern ist, anerkennen und unterstützen, dann dürfen wir auch nicht fortwährend auf sie einreden. Es wird in manchen Familien viel zu viel auf die Kinder eingeredet. Man muß den Kindern auch eine gewisse Freiheit lassen. Sie müssen sich entwickeln dürfen, sie müssen spielen dürfen, sie müssen schreien dürfen. Das sind alles notwendige Entwicklungsstadien, die muß man hinnehmen.

Wir sind auch nicht die einzigen Erzieher. Die Eltern sind nicht die einzigen Erzieher ihrer Kinder. Die Eltern haben Miterzieher, an erster Stelle die Geschwister. Die Geschwister sind manchmal geschicktere Erzieher als die Eltern. So manches Einzelkind ist arm dran gewesen, weil es diese Miterzieher nicht gehabt hat. Ein älterer Bruder, eine ehrfurchtgebietende Schwester vermag viel an jüngeren Kindern zu erziehen und zu erreichen. Miterzieher sind auch die Spielkameraden und Schulfreunde. Gewiß, wir müssen mit einer gewissen Sorge sehen, wenn unsere Kinder auf die Spielplätze gehen und auf die Straße, was sie da hören und sehen, was sie da lernen. Aber diese Sorge darf nicht davon abhalten, daß wir die Kinder zu den Spielkameraden gehen lassen. Sie davon fernzuhalten wäre noch viel schlimmer und viel verhängnisvoller.

Miterzieher sind auch Schule und Kirche. Wir dürfen diese Miterzieher nicht konterkarieren, indem wir unangebrachte Kritik üben, indem wir ein widerspenstiges Beispiel geben oder indem wir Widerspruch gegen das einlegen, was Lehrer und Priester aufgebaut haben. Wenn sich die Erzieher nicht einig sind, werden die Kinder bald alle verachten.

Die zweite dieser zweiseitigen Aufgabe ist, das Niedere im Kinde zu besiegen, das Fehlende zu schaffen, das Widerspenstige auszugleichen. Jedes Kind hat auch schlechte Anlagen, es hat auch niedere Neigungen: Egosimus, Grausamkeit, Trägheit, Launenhaftigkeit, Bequemlichkeit, Rechthaberei, Sinnlichkeit, Minderwertigkeitsgefühle, Angst, das alles muß vom Erzieher gesehen und zu überwinden gesucht werden. Alle Kinder haben Fehler, nicht bloß die Kinder der Nachbarn und der Kollegen, alle Kinder haben böse Neigungen, und wir müssen versuchen, ihnen zu wehren. Wenn wir solche Neigungen feststellen, ist das kein Anlaß zu verzagen oder zu verzweifeln, es ist ein Anlaß zu arbeiten. Jede Hemmung läßt sich überwinden durch eigene Arbeit, mit der Hilfe Gottes und mit der Hilfe guter Menschen. An keinem brauchen wir zu verzweifeln, sondern bei allen heißt es, durch Arbeit das überwinden, was aus dem Wege geraten ist. Bei dieser Arbeit gibt es drei Hilfen, 1. die Autorität, 2. das Beispiel und 3. das Vertrauen.

Die erste Hilfe bei der Erziehung ist die Autorität. Die Kinder haben in den Eltern Autoritäten zu erblicken, und die Eltern haben sich zu verhalten, wie sich Autoritäten nun einmal verhalten müssen. Sie haben eine Führungsaufgabe. Erziehen heißt nicht schwächliches Hingehenlassen, erziehen heißt führen. Selbstverständlich müssen Kinder spielen, aber sie müssen auch lernen zu arbeiten. Die Erziehungsaufgabe wird nicht durch Schlagen erfüllt. Es mag sein, daß ganz ohne körperliche Züchtigung eine Erziehung, jedenfalls in frühen Jahren, nicht möglich ist. Aber ein eigentliches Erziehungsmittel ist die Gewalt nicht, sondern das eigentliche Erziehungsmittel ist die Kraft der Persönlichkeit des Erziehers, ist seine Unbeugsamkeit im Durchsetzen des Rechten. Diese Führungsaufgabe erfüllen wir, wenn wir die Kinder zur Arbeit erziehen. Arbeit ist nicht irgendwelche Beschäftigung; Arbeit ist zielstrebige und zweckbestimmte Beschäftigung. Arbeit ist durch Zwecke, also durch Mittel, durch

Aufwand von Kraft und Zeit bestimmt. Wehe dem Kind, das nicht arbeiten gelernt hat! Wehe dem Kind, das nicht durch geduldiges Ausharren und ständige Tätigkeit gelernt hat, ein gestecktes notwendiges Ziel zu erreichen!

Freilich müssen wir den Kindern Ziele setzen, die sie erreichen können. Aber die sie erreichen können, die müssen sie auch erreichen. Da müssen wir unsere ganze Unerbittlichkeit, ja, wenn notwendig, unsere Härte einsetzen, daß sie diese Ziele erreichen. Das Kind darf nicht von Einfällen, von Launen, von Willkür bestimmt werden. Es muß lernen, der Arbeit als der Pflicht zu gehorchen. Kein Mensch wird je etwas leisten und werden, der nicht gelernt hat, intensiv zu arbeiten und der Pflicht zu folgen. Das muß im frühesten Alter einsetzen.

Unsere Forderungen an die Kinder werden dann anerkannt werden, wenn sie sinnvoll und wertvoll sind. Die Kinder müssen Einsicht gewinnen in die Notwendigkeit, in die Werthaftigkeit unserer Befehle und unserer Weisungen. Diese Einsicht gewinnen sie am leichtesten, wenn sie unsere Persönlichkeit als wertvoll und als sinnvoll erkennen. Kinder sind scharfe Beobachter. Sie durchschauen die Eltern, und sie wissen, was in ihnen ist. Sie wissen, ob sie echt sind oder nicht. Sie wissen, ob sie nur so tun oder ob sie wirklich so sind, und ob sie sie deswegen ehren und achten und auch annehmen, oder ob sie sie ablehnen und verwerfen müssen. Es kommt also darauf an, daß wir unser Beispiel den Kindern bieten. Worte verfliegen, das Beispiel bleibt im Gedächtnis haften. Deswegen, meine lieben Freunde, ist es am schönsten, wenn Kinder sagen: Ich möchte so werden, wie der Vater ist. Ich möchte so werden, wie die Mutter ist. Wenn die Kinder das sagen können - gesegnet seien diese Eltern!

Das wichtigste Erziehungsmittel freilich ist das Vertrauen. Wenn die Kinder Vertrauen haben in die Sachlichkeit, in die Ehrlichkeit, in die selbstlose Liebe der Eltern, dann werden sie ihnen auch folgen auf ihren Wegen. Vertrauen in die Ehrlichkeit, in die Sachlichkeit, in die selbstlose Liebe. Vertrauen ist eine Gabe und eine Gnade. Aber man kann es sich erwerben, und man kann sich seiner unwert machen. Wir machen uns des Vertrauens unwert, wenn wir die Kinder beschämen vor anderen, wenn wir sie herabsetzen trotz ihres guten Willens. Das Vertrauen geht verloren oder kann gar nicht wachsen, wenn Kinder ungerecht und parteiisch behandelt werden, wenn sie von launenhafter Willkür und von leidenschaftlicher Aufgeregtheit bestimmt werden. Da kann kein Vertrauen wachsen. Eltern müssen stets beherrscht sein und an das Wohl ihrer Kinder denken. Sie können nicht alles gewähren, das müssen die Kinder verstehen, aber sie können alles verzeihen und alles vergeben. Vertrauen kann man sich erwerben, indem man selbst Vertrauen schenkt. Nur der wird Vertrauen finden, der selber Vertrauen gibt, der den Zöglingen etwas anvertraut, der sie wachsen läßt, sofern diese Wachstumsperioden einwandfrei sind, der nicht fortwährend an ihnen herummäkelt und etwas anderes will, als die Kinder wollen, wenn sie berechtigt etwas wollen. Überwachung muß sein, aber sie darf nicht zum Spionieren werden. Man muß dem Kinde seine kleinen Schubladen lassen, wo es seine Geheimnisse birgt. Vorsicht muß sein, aber sie darf nicht zum Mißtrauen werden. Wir müssen den Kindern mit einem Vorschub an Vertrauen entgegenkommen, und wenn das Kind uns etwas anvertraut, dann dürfen wir nicht hochmütig oder hart sein, sondern dann müssen wir das ernst nehmen und gar nicht einmal uns erstaunt zeigen, es hüten wie ein Beichtgeheimnis. Dann erwerben wir uns das Vertrauen unserer Kinder. Und dieses Vertrauen, meine lieben Freunde, das soll wachsen. Es soll wachsen, solange die Eltern leben. Die Eltern haben sich als gute Erzieher erwiesen, zu denen die Kinder auch im Erwachsenenalter noch kommen können, um ihnen alles zu sagen, was sie bewegt und bedrückt und beschämt. Der Weg, den man mit einem vertrauten Menschen, den man mit einem Menschen geht, dem man vertrauen kann, der Weg ist immer ein guter Weg, denn der Mensch, mit dem man diesen Weg geht, ist ein guter Mensch.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die Zehn Gebote (9)

(5. Über die Herrschaft des Rechtes im Gesetz)

25.08.2002

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.  
Geliebte im Herrn!

Die Familie ist die Urgemeinschaft und das Urbild jeder Gemeinschaft. Sie ist ja bestimmt durch das gegenseitige Schenken und Empfangen. Ein Strom geht von den Eltern zu den Kindern und von den Kindern zu den Eltern, ein Strom des Schenkens und des Empfangens.

Aber die Familie ist nicht die einzige Gemeinschaft. Der Mensch ist auf Gemeinschaft angelegt, kann nur leben in der Gemeinschaft, kann sich nur behaupten in der Gemeinschaft. Es muß auch andere Gemeinschaften geben, und die müssen ebenso durch das Schenken und Empfangen bestimmt sein. Wo das Schenken und Empfangen ausfällt, da setzt der Kampf ein, der Kampf des einen gegen den anderen, der Kampf aller gegen alle. Die Menschen stehen sich ja gegenseitig im Wege. Es gibt Spannungen; sie sind Konkurrenten im Lebenswillen, im Genußwillen, im Besitzwillen, und diese Konkurrenz wird im Tierreich mit brutaler Gewalt ausgetragen. Im Tierreich siegt immer der Stärkere. Nicht so bei den Menschen. Dem Menschen ist aufgegeben, den brutalen Kampf ums Dasein abzulösen durch die Herrschaft des Rechtes. Unter den Menschen soll nicht die pure Gewalt den Sieg davontragen, sondern unter den Menschen sollen Recht und Gerechtigkeit das Verhalten zueinander bestimmen.

Die Grundlegung des Rechtes geht auf Gott selbst zurück. Er hat den Grundpfeiler des Rechtes eingerammt, als er auf die Tafeln vom Sinai schreiben ließ: „Du sollst nicht töten!“ Durch dieses Gebot hat Gott den Menschen als etwas Heiliges, als etwas Unverletzliches erklärt. Er selbst hat sich das Leben des Menschen vorbehalten. Er selbst schützt das Leben des Menschen, er stellt sich vor das Leben des Menschen, und wer den Menschen angreift, muß erst Gott angreifen. Er muß erst eine göttliche Ordnung zerstören, bevor er den Menschen, das eigene Leben oder das Leben des anderen, angreifen kann. Mit dem Gebot „Du sollst nicht töten!“ ist nicht nur der Totschlag und der Mord verboten, sondern das Leben insgesamt, auch die Erhaltung und die Entfaltung des Lebens ist unter den Schutz Gottes gestellt. Das äußere und das innere Leben, die Tätigkeit des Menschen, alles das fällt unter das heilige Gesetz: „Du sollst nicht töten!“ An die Stelle des brutalen Gewaltkampfes soll die Herrschaft des Rechtes treten. Diese Herrschaft des Rechtes kann man in drei Sätzen aussprechen, nämlich

1. Du sollst an das Recht glauben,
2. du sollst das Recht schützen, und
3. du sollst das Recht schaffen.

Der erste Satz lautet: Du sollst an das Recht glauben! Gott hat in unsere Seele einen Sinn für Gerechtigkeit und einen Abscheu gegen das Unrecht eingesenkt. Es ist im Menschen ein Instinkt, ein gottgegebener Instinkt für das Recht, der freilich entfaltet und ausgebaut werden muß. Aber es gehört zu der Mitgift der menschlichen Natur, daß er das Rechte wollen und das Üble vermeiden soll. Wenn man ein Kind tödlich verletzen will, dann muß man ihm Unrecht tun. Kinder haben ein ganz feines Gespür für das, was recht und gerecht ist. Und wer Recht und Gerechtigkeit verletzt, der trifft ein Kind tödlich. Du sollst an das Recht glauben! Das heißt: Du sollst nicht an die Gewalt und an die Macht glauben, sondern an die Vernunft und an den Ausgleich, den das Recht verschafft. Die Gewalt sucht stets das Ihre, das Recht sucht jedem das Seine zu geben. Der Grundsatz „suum cuique“, einem jeden das Seine zu geben, einem jeden das, was ihm gebührt, was ihm zukommt, was ihm zusteht, zu

geben, ist ein eherner Grundsatz des Rechtes und dient der Überwindung der Gewalt, der Selbstsucht, der Laune und der Willkür. Du sollst an das Recht glauben! Das heißt auch: Du sollst an den Sieg des Rechtes glauben. Dieser Glaube ist nicht leicht; denn in unserer Welt, wo sich die Dinge hart drängen, scheint oft das Unrecht zu siegen. Da scheint der Gewalttätige der Überlegene zu sein. Aber das ist nur in der äußeren Welt, nur in der Sinnenwelt der Fall. In der inneren Welt, in der Welt, wo Gott lebt, ist derjenige, der der Gewalt unterliegt, weil er für das Recht eintritt, der Sieger.

Im Jahre 1085 starb in Süditalien, in Salerno, der große Papst Gregor VII. Er starb in der Verbannung. Er mußte weichen, weil der deutsche König Heinrich IV. mit seinen Heerscharen ihn vertrieben hatte. Das letzte Wort dieses Papstes war: „Ich habe das Unrecht gehaßt und die Gerechtigkeit geliebt. Darum sterbe ich in der Verbannung.“ Wahrhaftig, ein Sieger! Ein Sieger trotz des Verlustes seiner Residenzstadt, trotz des Sterbens in der Verbannung. Das göttliche Recht ist das Fundament unseres Lebens. Lieber Unrecht leiden als Unrecht tun, so hat es uns der Herr gelehrt. Derjenige, der dich auf die rechte Wange schlägt, dem reiche auch noch die linke hin, ehe du zum ungerechten Schlagen ausholst. Derjenige, der dir den Mantel nimmt, dem laß auch noch den Rock, bevor du dir mit Gewalt zurückholst, was dir genommen wurde. Das göttlich gesetzte Recht ist das Fundament unseres Zusammenlebens, die Grundlage des Fortschritts und aller wahren Kultur. Wer auf diesen Felsen baut, der hat wahrhaftig gut gebaut. Da kommen die Stürme, da rauscht der Regen; das Haus fällt nicht ein, weil es auf den Felsen gebaut ist.

Der zweite Satz lautet: Du sollst das Recht schützen! Das Recht ist auf Erden eine gebrechliche, eine zerbrechliche Angelegenheit. Es ist zart und erhaben und deswegen auch so gefährdet. Es muß geschützt werden. Du mußt das Recht schützen. Du mußt es schützen vor dir selber, nämlich vor der Selbstsucht, dem Eigennutz, der Laune, der Willkür, vor der Begierde. Davor mußt du das Recht schützen. Dieser Schutz geschieht, indem wir uns immer mehr vom Recht und von der Gerechtigkeit leiten lassen, indem wir durchdrungen werden vom Recht und der Gerechtigkeit, indem wir den Glauben an das Recht in unser Leben überführen und danach handeln. Wir schützen das Recht, wenn wir uns vom Recht in allen unseren Handlungen leiten lassen und das Unrecht meiden.

Das Recht muß freilich auch geschützt werden vor anderen. Es muß geschützt werden vor den Gewalttaten anderer. Wir müssen die Menschen zur Gerechtigkeit und zum Recht erziehen. Diese Erziehung zum Recht geschieht, indem man die Menschen die wehtuenden Folgen der Rechtsverletzung spüren läßt. Es muß ein Strafrecht geben. Der Mensch muß inne werden, daß die Verletzung des Rechtes geahndet wird. Nicht um sich zu rächen, wohl aber um die Menschen zu erziehen, daß sie sich rechtmäßig und gerecht verhalten. In der Mainzer Kirchenzeitung hält sich ein Leserbriefschreiber auf, daß der oberste Hüter des Glaubens in unserer Kirche, der Kardinal Ratzinger, den abgefallenen Bischof, der es wagte, Frauen eine Weihe zu spenden, d. h. eine Weihe zu mimen, eine Weihe vorzutäuschen, mit der Exkommunikation belegt hat. Er hält sich darüber auf und klagt über Ungerechtigkeit. Meine lieben Freunde, was der Kardinal Ratzinger getan hat, das ist Dienst am Recht, das ist Ausübung der Gerechtigkeit. Wer so mit dem Sakrament umgeht wie dieser abgefallene Bischof, der muß an den wehtuenden Folgen spüren, was er angerichtet hat. Man kann mit Sakramenten nicht verfahren wie mit Spielen. Es ist nicht möglich, daß man einen Säugling von seinen Sünden losspricht, denn ein Säugling hat keine persönlichen Sünden. Ein Säugling kann nicht das Bußsakrament empfangen; es wäre ein Mißbrauch des Bußsakramentes, einem Säugling die sakramentale Lossprechung zu geben. Er ist, um es deutlich zu sagen, ein untaugliches Subjekt für den Empfang der sakramentalen Lossprechung. Man kann nicht einen Toten taufen. Ein Toter ist unfähig, ein Sakrament zu empfangen. Auch das erste und wichtigste und grundlegende Sakrament, die Taufe, kann er nicht empfangen. Er ist ein untaugliches Subjekt. Ähnlich-unähnlich ist es auch mit der Spendung von Weihen. Frauen sind untaugliche Subjekte, um die Weihen zu empfangen. Dieser Zusammenhang ist nicht schwer einzusehen. Der Logos, die zweite Person in Gott, unser Messias Jesus Christus, ist als Mann erschienen. Er hat in seine nächste Nachfolge und zu seinen Diensten Männer erkoren. Er hat eine theologische Anthropologie begründet, und die heißt: Zu seinen Dienern und zu den Verwaltern seiner Geheimnisse sind nur Männer geeignet und tauglich. Wer dieses Gesetz nicht beachtet, der tut unrecht.

Das Recht muß geschützt werden vor den Unmündigen, vor den Schwachen und vor den Böswilligen. An der Strafe muß der Mensch inne werden, was es heißt, für die Folgen seiner Taten einzustehen. Freilich muß die Schwere der Strafe auch der Größe des Rechtsbruches entsprechen, und eine Strafe wie die Exkommunikation, die ja den Ausschluß aus dem tätigen Leben der Kirche bedeutet, ist angemessen für den, der Sakramente veruntreut und mit Sakramenten Mißbrauch treibt. Dem Recht haftet eine gewisse Erzwingbarkeit an. Das heißt: Was das Recht gebietet, muß von dem, der ihm nicht nachkommen will, erzwungen werden. Erzwingbarkeit ist eine notwendige Eigenschaft des Rechts. Es ist nicht dem freien Spiel der Partner überlassen, sondern die Gemeinschaft muß das Recht durchsetzen; es muß erzwungen werden, weil das notwendig ist für das menschenwürdige Leben des Einzelnen und der Gemeinschaft. Zu der Erzwingbarkeit des Rechtes gehört auch das, was wir Notwehr nennen. Notwehr ist nicht Abgehen vom Recht und Übergehen zur Gewalt, sondern Notwehr ist Anwendung des Rechtes bei einem ungerechtfertigten Angriff. Wenn das Leben, die Existenz des Einzelnen oder eines Volkes bedroht wird, dann hat der Einzelne, dann hat das Volk das Recht der Notwehr. Man kann zu den Waffen greifen, um sich gegen einen Angriff auf seine Existenz zu wehren. Das Recht müssen wir schützen. Wir müssen es schirmen, denn es ist die Grundlage unseres menschlichen Zusammenlebens.

Das Recht müssen wir aber auch schaffen. Gott hat die Anlage zum Recht in unsere Seelen eingesenkt, und er hat in seiner Gesetzgebung die Umriss des Rechtes festgelegt. Aber die Anlage muß entwickelt werden. Es muß eine Rechtserziehung stattfinden. Der Mensch muß das Rechtsbewußtsein ausbilden; er muß sich dazu erziehen, dem Recht zu gehorchen, auch wenn es gegen seine Wünsche und seine Launen geht. Und er muß sich dazu erziehen, dem Unrecht zu wehren, auch wenn die Verführung und die Verlockung für das Unrecht zu sprechen scheinen. Wir müssen das Recht schaffen, das heißt auch, daß wir die Umriss des Rechtes, die Gott gegeben hat, ausbilden müssen. Umriss des Rechtes sind etwa in den Zehn Geboten niedergelegt. „Du sollst nicht töten!“ Aber was heißt das im einzelnen? Wie muß das im einzelnen ausgelegt werden? Daß dieses Gebot auch das verkümmerte, auch das scheinbar nutzlose Leben umfaßt, das muß die Gesetzgebung festlegen. Daß das Gebot „Du sollst nicht töten!“ auch das Kind im Mutterschoß umfaßt, das muß die Gesetzgebung herausstellen, und wehe dem Gesetzgeber, der diese Linien, die von Gott vorgezeichnet sind, nicht auszieht! Wehe dem Gesetzgeber! „Du sollst nicht töten!“ heißt die körperliche Unversehrtheit des Menschen schützen, aber auch seine geistige Würde wahren. Der Gesetzgeber, der sich immer mehr zurückzieht von der Ordnung der geschlechtlichen Sittlichkeit, der verfehlt seine Aufgabe. Die rot-grüne Regierung hat hier versagt. Unser Einwand gegen sie ist nicht so sehr, daß sie wirtschaftlich nicht auf die Höhe gekommen ist, unser Einwand ist, daß sie die sittlichen Werte nicht hinreichend schützt!

Der Gesetzgeber muß das Recht schaffen. Er muß die Religion schützen. Auch darin hat der Gesetzgeber versagt. Jeder Muslime und jeder Jude kann in Deutschland auf sein Recht pochen, kann den Schutz des Rechtes anrufen, aber ein Katholik ist beinahe rechtlos. So ist die Lage. Wir müssen endlich dazu kommen, daß auch die religiösen Empfindungen, die religiösen Äußerungen des Christen und des Katholiken geschützt werden, daß das Recht auch für uns geschaffen wird, nicht nur für andere. Das Recht schaffen heißt die Gewalt, den Rechtsbruch immer mehr zurückdrängen und das Recht auf allen Gebieten des Lebens zur Herrschaft bringen, den Willen zum Recht stärken und die Gesinnung der Rechtsbeugung, des Hasses, der Abneigung immer mehr zurückdrängen, überwinden, ja ausrotten. Es muß als unanständig gelten, wenn man zum Unrecht seine Zuflucht nimmt, um sich im Lebenskampf zu behaupten.

Der von Gott begründete sittliche Wille muß in uns und in der Öffentlichkeit zur Herrschaft kommen. Nun ist freilich die Rechtsordnung nicht das Höchste. Über der Rechtsordnung, von ihr geleitet, soll die Sittenordnung herrschen. Es gibt eine Überbietung des Rechtes, und diese Überbietung geschieht durch die Liebe. Die Liebe bedarf des Schutzes des Rechtes. Ohne Recht, ohne den Rechtsboden ist die Liebe schutzlos. Aber die Liebe kann das Recht überbieten, indem sie darüber hinausgeht. Die Liebe muß zunächst einmal alles erfüllen, was das Recht gebietet. Sie kann sich nicht davon dispensieren, dem Recht seine Achtung zu bezeugen. Aber die Liebe kann über das Recht hinausgehen. Sie kann die relative Starrheit des Rechtes lösen, und sie kann in der Überbietung des

Rechtes den Menschen trösten und erheben. Der Weg des Menschen geht vom Kampf ums Dasein, vom Instinkt des Gewalttätigen zu den Inspirationen des Rechtes und der Liebe. Im Buch der Psalmen steht ein schönes Wort: „Im Reiche dieses Königs hat man das Recht lieb.“ Ja, wahrhaftig, im Reiche des Königs Christus hat man das Recht lieb. Denn Gott ist ein Gerechter und ein Liebhaber der Gerechtigkeit. Immer wieder beten wir in den Psalmen: „Gott ist gerecht und wünscht und verwirklicht die Gerechtigkeit.“ Unsere Aufgabe ist es, uns dem Recht einzuordnen, dem Recht Raum zu geben in unseren Herzen, Raum zu geben in unseren Handlungen, gerecht und nüchtern in dieser Welt zu leben, damit auch wir am Ende unserer irdischen Laufbahn mit Gregor VII. sagen können: „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und das Unrecht gehaßt.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die Zehn Gebote (10)

(5. Über die göttliche und die menschliche Dimension des Staates)

01.09.2002

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.  
Geliebte im Herrn!

Es war eine weltgeschichtliche Stunde, als Jesus, der Gottessohn, das Wort sprach: "Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, gebt aber auch Gott, was Gottes ist." In dieser Stunde hat Jesus das Recht des Kaisers, anders ausgedrückt: das Recht des Staates, der sich eben damals im Kaiser verkörperte, anerkannt. Die Staatenbildung und das Staatenwesen, das staatliche Recht und die staatliche Autorität stammt von Gott. Aber es ist nicht das einzige Recht. Das staatliche Recht muß sich messen lassen am göttlichen Recht. "Gebt auch Gott, was Gottes ist!" Und Gott steht über dem Kaiser und über dem Staat. Indem Christus das Recht des Staates anerkannt hat, hat er auch die Aufgabe, den Staat zu bauen, den Menschen zugewiesen. Die Grundlagen des Staates stammen von Gott, aber der Aufbau ist den Menschen überlassen. Und so können wir heute zwei Punkte unterscheiden, nämlich das Göttliche am Staate und das Menschliche am Staate.

Göttlich ist der Staat als Einrichtung. Es muß Staaten geben. Der Mensch ist so geschaffen, daß er sich vergemeinschaften muß und daß diese Vergemeinschaftung eine Autorität braucht und daß dieser Autorität gehorcht werden muß. Das hat Gott so angeordnet. Der Mensch ist, auf sich allein gestellt, nicht fähig, sich voll und ganz zu verwirklichen; er bedarf der Gemeinschaft. Die Lebensnotwendigkeiten sind so gewaltig, daß der Einzelne zugrunde gehen würde, wenn er sich nicht in einen Verbund einfügen würde. Und so ergibt sich auch das Streben der Menschen nach Gemeinschaft, das von Gott eingesenkt ist. Die mangelnde Autarkie des Menschen, die mangelnde Selbstgenügsamkeit des Menschen, verweist auf das Verbundensein im Staatswesen hin. Aber auch noch etwas anderes zeigt, daß der Staat notwendig ist, nämlich der Antagonismus der Menschen, die Tatsache, daß die Menschen einander feind sein können, daß sie sich gegenseitig bekämpfen. Da muß eine richtende Instanz, eine neutrale richtende Instanz vorhanden sein, welche diesen Antagonismus bezwingt, welche das Recht schafft, die für Gerechtigkeit sorgt. Der Staat ist dazu da, um vor Übergriffen des einen gegen den anderen zu schützen.

Die Staatszwecke, nämlich das Recht zu schützen und zu wahren und die Wohlfahrt und das Wohl des Volkes zu besorgen, diese Staatszwecke kommen von Gott. Gott will, daß Staaten bestehen; Gott will, daß Staaten die Staatszwecke bewirken, und so sprechen wir mit Recht vom Rechtsstaat, der eben das Recht begründet, das Recht wahrt und das Recht durchsetzt gegen die Rechtsbrecher im Strafrecht.

Das Christentum war von Anfang an eine staatsbejahende Religion. Es hat allen Romantizismus abgewiesen, der meinte, man könne auf Liebe und auf Freiheit allein eine Ordnung aufbauen. Das Kirchenrecht hat immer als Bestandteil der Rechtsordnung darauf bestanden, daß die Christen dem Staat den erforderlichen Gehorsam erweisen. Der Anarchismus ist eine Irrlehre. Der Staat hat sein Recht von Gott, und die Kirche hat dieses Recht stets anerkannt, nicht nur in guten Zeiten, auch in bösen. Die Kirche hat auch den Staat geachtet, an dessen Spitze ein Nero oder ein Diokletian stand. Die Kirche hat auch die modernen profanen Staaten, die sich aus dem Römischen Reich Deutscher Nation gelöst hatten, anerkannt, obwohl sie der Kirche nicht freundlich gegenübergestanden sind. Die Kirche bejaht den Staat. Sie ist überzeugt, daß der Staat Dauer haben wird. Solange es Menschen gibt, wird es Staaten geben. Die Legende vom Absterben des Staates, die uns der Bolschewismus weisma-

chen wollte, ist längst als absurd erwiesen. Die Kirche bejaht auch die Souveränität des Staates, d.h. der Staat ist die höchste Macht in seinem Bereich, freilich untergeordnet unter das Gesetz Gottes.

Wir halten fest: Der Staat, die Staatsordnung, das Staatswesen ist von Gott gewollt. Der Mensch ist verpflichtet, Staaten zu bauen und im Staatswesen seinen Beitrag zu leisten.

Da kommen wir gleich zu dem zweiten Punkt, zu dem Menschlichen im Staate. Wir wissen aus der Geschichte, daß es eine große Vielfalt, eine bedeutende Mannigfaltigkeit von Staatswesen gegeben hat. Vom Despotismus des Anfangs über die Demokratie zur Monarchie und zur Republik gibt es eine fast unübersehbare Vielfalt von Staatswesen. Sie alle sind von gleichem Recht, wenn auch von unterschiedlichem Wert. Wir Christen sind nicht festgelegt auf eine bestimmte Staatsform. Es ist nicht wahr, wenn behauptet wird, Christen müßten für die parlamentarische Demokratie sein. Das ist eine Frage der Zweckmäßigkeit. Christen können auch in jedem anderen Staatswesen sich geborgen fühlen, das die Rechte Gottes und der Menschen beachtet und das für das Wohl und die Wohlfahrt der Menschen tätig ist. Wir sind nicht verpflichtet, im Gewissen verpflichtet, von Gott her verpflichtet auf die parlamentarische Demokratie als die einzig mögliche Staatsform. Auch sie hat ihre Schwächen. Mehrheiten in der parlamentarischen Demokratie können genauso rücksichtslos und diktatorisch sein wie Despoten und Diktatoren.

Entscheidend für ein Staatswesen ist, ob der Staat die wesentlichen Staatszwecke erfüllt, ob er das Gemeinwohl besorgt, ob er für den Frieden unter den Menschen tätig ist, ob er das Recht achtet und das Recht schützt. Diese Erfüllung der Staatsaufgaben aber hängt von den Menschen ab, welche den Staat bauen. Die Menschen sind entscheidend, welche Menschen am Aufbau des Staates arbeiten und mit welcher Gesinnung sie am Aufbau des Staates arbeiten, das ist entscheidend. Wenn die Besten sich dem Staat versagen, dann werden die Unedlen den Staat beherrschen. Es müssen also die Menschen mitarbeiten am Staat, sie müssen sich einbringen in das Staatswesen. Sie müssen, so bescheiden ihr Anteil auch sein mag, sie müssen im Staatswesen ihre tätige Mitarbeit bewähren.

Welche Menschen den Staat bauen, darauf kommt es an. Heute ist eine Irrlehre weit verbreitet, die sagt: Wie einer im Privatleben ist, das ist völlig unbeachtlich. Hauptsache, daß er im öffentlichen Leben sich an die Gesetze hält. Diese Meinung ist total verkehrt. Der Mensch läßt sich nicht teilen. Der Mensch ist eine einzige und ungeteilte Persönlichkeit; es gibt nicht zwei Persönlichkeiten, eine private und eine öffentliche. Wie der Mensch im Privaten ist, so wird er sich auch in der Öffentlichkeit bewähren oder in der Öffentlichkeit versagen. In dieser Hinsicht halte ich es mit Maximilian Robbespière, dem großen französischen Revolutionär. Er hat den schönen Ausspruch getan: "Ich glaube nicht, daß ein schlechter Mensch ein guter Politiker sein kann." Das glaube ich auch nicht. Ich glaube nicht, daß ein schlechter Mensch ein guter Politiker sein kann. Sondern: Es muß ein guter Mensch sein, der gute Politik machen will, sonst wird er seine Verlogenheit, seine Betrügerei auch in der Politik fortsetzen, sonst wird er das, was er im privaten Bereich gelernt hat, in der Politik umsetzen. Es kommt also entscheidend darauf an, daß gute Menschen eine gute Politik machen.

Der Staat ist auch immer der Gefahr der Entartung ausgesetzt. Die besten Dinge auf Erden sind am zerbrechlichsten; die besten Dinge sind am gefährdetsten, und das gilt auch für den Staat. Der Staat ist gefährdet. Es besteht die Gefahr, daß er der Entartung verfällt. Es gibt verschiedene Formen der Entartung. Der Staat entartet, der sich als höchstes und letztes Ziel ausgibt. Der Staat ist ein Mittel, nicht ein Ziel. Er ist ein Mittel, ein Ziel zu erreichen, nämlich die Wohlfahrt und den Frieden im Volke und die ewige Seligkeit im Jenseits. Wer den Staat zum letzten Ziel macht, wer den Staat über Gott erhebt, der treibt den Staat in die Entartung.

Eine zweite Form der Entartung ist die Absage an die Moral. Der Staat muß moralisch sein. Seine Gesetze müssen mit der Sittlichkeit übereinstimmen. Er kann nicht die Sittlichkeit übergehen; er muß sich an die Sittlichkeit halten. Er soll die Sittlichkeit fördern. Seine Gesetze sollen der Sittlichkeit dienen. Gewiß ist die Sittlichkeit, die der Staat in seinen Gesetzen vorschreibt, nicht die höchste. Aber es muß jenes Minimum an Sittlichkeit gewährleistet sein, ohne das ein Staatswesen nicht bestehen kann, ohne das ein Volk nicht heilsam seinen Weg zum Ziele nehmen kann.

Dagegen verfehlt sich der Staat seit Jahrhunderten. Er hält sich nicht mehr an die Moral. Er meint die Moral beiseite schieben zu können um der Übersichtlichkeit willen. Das gilt vor allem auf dem

Gebiete der Geschlechtlichkeit und des Ehelebens. Der Staat, der sich von protestantischen Vorstellungen nährt, hat die Ehescheidung und die Zivilehe eingeführt. Er hat damit der Kirche etwas entzogen, was ihr zukommt, nämlich die Ordnung der Ehe festzulegen, die Eingehung der Ehe, die ein Sakrament ist, zu bestimmen. Der Staat, der sich von der Moral lossagt, gräbt sich sein eigenes Grab.

Eine Entartung des Staates ist es auch, wenn er durch kriegerische Unternehmungen sich zu vergrößern, zu vermehren, in seiner Machtstellung zu behaupten versucht. Der Staat, der andere Staaten überfällt, der Staat, der Ohnmächtige mit seiner Übermacht überfällt, ein solcher Staat entartet. Der Staat ist für die Friedenswahrung bestimmt und nicht für den Kampf und den Krieg, den er unprovokiert herausfordert.

Eine Entartung des Staates ist es auch, wenn er im Inneren den Menschen entrechtet. Viele Staaten haben die Rechte der Staatsbürger unzulässig beschnitten. Wir brauchen nicht nur nach Afrika zu schauen; das ist auch in europäischen Staaten immer wieder geschehen. Der Staat etwa der Französischen Revolution hat die Rechte seiner Bürger zwar proklamiert, in der Tat aber sie in erheblichem Umfang unterdrückt. Und vor allem vergeht sich der Staat immer wieder gegen die Rechte der Kirche. Er weiß, da ist eine Macht, die kündigt mit göttlichem Auftrag die Sittlichkeit und die Gebote. Diese Macht ist ihm lästig, und so sucht er sie zu unterdrücken und aus dem öffentlichen Leben auszuschalten. Solange es Staaten gibt, haben sie versucht, der Kirche Abbruch zu tun. In wenigen Fällen hat die Kirche Förderung und Verständnis gefunden, in viel mehr Fällen Unwillen und Hemmung. Wenn es nämlich darauf ankommt, sagt sich die Kirche von allem Opportunismus los und erhebt ihre Stimme zu dem von Johannes dem Täufer geprägten Diktum: "Es ist dir nicht erlaubt!"

Auf absehbare Zeit, und ich meine für immer wird es keine Institution geben, die mit solcher Kraft und mit solcher Entschiedenheit sich gegen öffentliches Unrecht, gegen Staatsunrecht, gegen Staatsunwesen sich wendet wie die katholische Kirche. Der Protestantismus verdankt seine Entstehung dem Bündnis mit den irdischen Mächten. Dieser Haltung der Anlehnung an den Staat ist er stets treu geblieben. Die Orthodoxen sind bis zur Selbstpreisgabe opportunistisch. Sie haben sich mit Stalin arrangiert, und sie haben mit den Zaren sich in eine Symbiose begeben. Nicht so die katholische Kirche. Die katholische Kirche wurde immer von totalitären Staatswesen als ihr oberster und unerbittlicher Feind empfunden, weil sie sich nicht beugt, weil sie im göttlichen Auftrag dem Staate zuruft: "Es ist dir nicht erlaubt!"

Dennoch sind die Christen, die überzeugten Christen, die praktizierenden Christen die besten Staatsbürger. Sie wissen sich an die staatliche Aufgabe gebunden. Sie wissen sich zu Mitarbeitern im Staat aufgerufen. Sie wissen vor allem, daß gute Menschen auch gute Staatsbürger sind. Wenn die Menschen im privaten, im sittlichen Leben sich bewähren, dann werden sie auch im staatlichen Leben sich als treue Staatsbürger beweisen, indem sie die Steuern entrichten, indem sie sich in den Gemeinwesen betätigen, indem sie dem Staate geben, was des Staates ist.

Meine lieben Freunde, der römische Staat hat jahrhundertlang die Christen verfolgt. Zur Verteidigung der Christen hat im Jahre 150 ein Christ eine Verteidigungsschrift geschrieben an die Machthaber der römischen Reiches. In dieser Verteidigungsschrift heißt es: "Ihr (nämlich ihr Heiden, ihr Träger des Staates) habt in der ganzen Welt keine besseren Helfer und Verbündeten zur Aufrechterhaltung der Ordnung als uns (uns Christen). Wir lehren zum Beispiel, daß ein Betrüger, Wucherer, Meuchelmörder Gott ebensowenig verborgen bleibt wie ein Tugendhafter und daß jeder ewige Strafe oder ewiges Heil zu gewärtigen hat nach dem Verdienst seiner Taten. Wenn die Menschen insgesamt sich dieser Überzeugung anschließen, würde niemand mehr für die kurze Lebenszeit sich dem Laster hingeben, sondern würde sich Mühe geben, Gottes Lohn zu erhalten und von seinen Strafen verschont zu bleiben." So schreibt im Jahre 150 Justin der Martyrer an den römischen Kaiser.

Wahrhaftig, wir haben gegenüber dem Staat zwei Aufgaben, einmal uns als Christen in unserem Leben zu bewähren, daß wir den Geboten nachleben, daß wir die Sitten hochhalten, daß wir moralisch einwandfrei unser Leben führen. Und zum anderen, daß wir uns am Staatsleben beteiligen je nach unseren Fähigkeiten. Es wird Menschen geben, die können nicht mehr tun als den Stimmzettel ausfüllen. Aber es gibt auch andere, die mehr tun können. Man kann sich einer Partei anschließen, denn anders als in einer Partei kann in einem Parteienstaat das staatliche Leben nicht organisiert werden.

Man kann in ein Gemeindepapament gehen. Man kann Zeitschriften, die für bestimmte religiöse und sittliche Werte werben, unterstützen. Man kann Parteien, denen man noch trauen darf, mit Geldspenden helfen. Das sind Möglichkeiten, um im Staatsleben sich einzubringen. Aber noch einmal: Über allem muß stehen das Gesetz Gottes, die Zehn Gebote. Wenn die Zehn Gebote nicht mehr gelten, können zehntausend Staatsgesetze die Ordnung nicht aufrechterhalten.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die Zehn Gebote (11)

(5. Über den Schutz des Volkes durch das Recht)

08.09.2002

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.  
Geliebte im Herrn!

Wir hatten bei der Betrachtung des 5. Gebotes erkannt, daß Gott sich schützend vor jedes Leben stellt. Wer einen Menschen angreift, der greift zuerst Gott selbst an. Um die Gewalt zu bändigen, hat Gott das Recht aufgestellt. Das Recht ist die Schutzmacht für den Schwachen. Das Recht wird verwaltet vom Staat. Der Staat ist bestimmt, dem Recht zum Siege zu verhelfen. Der Staat aber ist das organisierte Volk. Durch diese Zusammenhänge erkennen wir, daß Gott sich nicht nur vor den einzelnen Menschen schützend stellt, sondern auch vor den Staat und vor das Volk. Ja, man muß sagen, die letzte Erfüllung und der tiefste Sinn des 5. Gebotes ist der Schutz des Volkes. Gott selbst hat das Wort vom Volk geheiligt. Er hat seine Propheten zum auserwählten Volk gesandt, und was sie an Schönem und Schrecklichem dem Volke gesagt haben, ist ein glänzendes Zeugnis für die wahre Liebe zum Volke. Auch Paulus war ein Liebhaber seines Volkes. Er hat die Bereitschaft erklärt, selbst verloren zu sein, wenn er damit sein Volk retten könnte. Er hat um sein Volk gebangt und geweint und gelitten. Der Sohn Gottes wollte aus einem bestimmten Volke stammen, als er auf Erden erschien. Er hat sich zu diesem Volke gesandt gewußt, er hat um dieses Volk geweint und in Freude und Entzücken, aber auch in Vorwurf und Klage sich diesem Volke zugewandt.

So müssen wir heute von unserem Volke sprechen, von unserem deutschen Volke und von den Völkern, die auf dieser weiten Erde verbreitet sind. Ein Volk ist eine Gemeinschaft; wir sprechen ja gern von der Volksgemeinschaft, und das ist recht so. Aber diese Gemeinschaft ist nichts Künstliches, sondern sie setzt eine Gemeinsamkeit voraus. Die Gemeinsamkeit, die das Volk zusammenbindet, ist etwas Naturgegebenes; es ist eine Gemeinsamkeit des Blutes, eine Gemeinsamkeit des Weges und eine Gemeinsamkeit des Werkes.

Das Volk ist eine Blutsgemeinschaft, d.h. hier sind Menschen verbunden durch gemeinsame Abstammung. Das Volk ist so etwas wie eine erweiterte Familie, wie eine große Familie, und die gemeinsame Blut, die gemeinsame Abstammung haben, gehören zusammen. Die Zusammengehörigkeit des Volkes läßt sich vergleichen mit der zwischen zwei Freunden, die lange miteinander gewandert sind und die eben jetzt zusammengehören. Die Gemeinsamkeit des Blutes geht freilich darüber hinaus. Sie gibt dem Menschen etwas mit, was in seinem Körper und in seinem Geist sich deutlich zeigt. Die gemeinsamen Abstammung sind, haben gemeinsame Körpermerkmale. Darüber hinaus sind sie verbunden durch gemeinsames Empfinden und gemeinsames Fühlen. Ihr Freuen und ihr Sich-Betrüben ist gemeinsam. Ja, die durch gemeinsame Abstammung geprägt sind, sind auch in ihrer Denkungsart verwandt. Es gibt gemeinsame Eigenschaften des Denkens und des Fühlens in einem Volke. Ein sprechender Ausdruck für die Gemeinsamkeit des Volkes ist die Sprache, die gemeinsame Sprache, die Volkssprache oder, wie wir sagen: die Muttersprache. Es ist jene Sprache, in der sich die Volksgenossen am besten verstehen und verständigen können. Es ist die Sprache, in der sie die ersten Wahrheiten über Gott und das ewige Leben vernehmen sollen. Die Kirche hat immer darauf bestanden, daß der Religionsunterricht in der Muttersprache erteilt wird, weil durch diese Sprache die Herzen angerührt werden, weil durch diese Sprache etwas in den Seelen verankert wird, was nie mehr daraus entfernt werden soll.

Durch die gemeinsame Sprache haben wir unsere Gedanken, Ideen, Vorstellungen gelernt. Wir sind deswegen der früheren Generation verpflichtet, die uns einen Fundus von geistigen Errungen-

schaften vermittelt und überliefert hat. Wir müssen unserem Volke dankbar sein, daß wir in ihm leben dürfen und was wir von ihm empfangen haben und immer noch empfangen. Die Gemeinsamkeit der Herkunft, die Gemeinsamkeit der Abstammung verbindet uns miteinander zu einem gemeinsamen Volke.

Die zweite Wurzel dieser Gemeinsamkeit ist der gemeinsame Weg. Wenn zwei Menschen sich am Traualtar das Jawort geben, dann verbinden sie sich zu einem gemeinsamen Weg. Aber dieses Jawort, das ja recht flüchtig ist, muß erst in einem jahrelangen Schaffen und Tragen, Wandeln und Weinen zur Unzerstörbarkeit der Ehe ausgebaut werden. Was da am Altare versichert worden ist, das muß durch die Gemeinsamkeit des Weges bestätigt werden. Die da verbunden sind, müssen gemeinsam das Leben bewältigen. Ähnlich ist es mit dem Volke. Aber hier geht der Weg nicht bloß durch Jahrzehnte, hier geht der Weg durch Jahrhunderte. Ein Volk ist eine Gemeinschaft von Menschen, die eine gemeinsame Geschichte hat, eine gemeinsame Tradition, ein gemeinsames Schicksal. Ja, das ist es. Das gemeinsame Blut bedeutet sehr oft auch gemeinsam vergossenes Blut. Zu dieser Geschichte müssen wir uns bekennen. Man kann nicht austreten aus dem Volke wegen irgendwelcher Untaten, die geschehen sind. Nein, meine lieben Freunde, man muß sich zu der ganzen Geschichte dieses Volkes bekennen, und auch in Zeiten, in denen Unrecht getan wurde, in denen Unrecht zu überwiegen schien, auch in diesen Zeiten war es unser Volk und blieb es unser Volk, und auch in dieser Zeit ist viel Rechtes geschehen, ist viel Liebe, ist viel Heldenmut bewiesen worden. Ich kann das Wort nicht hören: „Ich schäme mich für mein Volk.“ Das Wort kann ich nicht hören. Für unser Volk brauchen wir uns nicht zu schämen. Es hat Menschen gegeben, die sich schämen müssen wegen der Untaten, die sie vollbracht haben. Aber wegen unseres Volkes und für unser Volk brauchen wir keine Scham zu empfinden.

Ein Volk hat einen gemeinsamen Weg in der Vergangenheit, aber auch in der Zukunft. Wir müssen weiter mit unserem Volke gehen; wir dürfen uns nicht von ihm trennen. Wir dürfen uns nicht absondern. Das wäre so, als wenn sich jemand in einer Wüste auf einen Seitenweg begeben würde; er würde hoffnungslos zugrunde gehen. Nein, wir müssen mit unserem Volke gehen. Wir haben so viel von ihm empfangen, darum müssen wir ihm auch viel geben. Wir müssen mit gleichem Schritt und Tritt in die Zukunft gehen. Wenn die anderen für uns da sind, müssen wir auch für sie da sein. In einem großen asiatischen Lande hatte der Führer die Parole ausgegeben: „Dem Volke dienen!“ Die Parole ist richtig. Ob die, an welche er sie gerichtet hat, danach gelebt haben, ist eine andere Frage. Aber die Parole ist richtig: Dem Volke dienen! Das muß auch unser Bestreben sein, nicht dem Volke entfliehen, nicht das Volk ausnutzen, nicht sich vom Volke trennen, sondern dem Volke dienen. Es muß uns etwas liegen an dem Volke. Wir kennen es, wir kennen es gut, wir kennen es manchmal nur zu gut, und dennoch: Wir dürfen nicht ausbüxen aus diesem Volke, wir müssen mit ihm gehen, weitergehen, solange es Gott über uns verfügt.

Das dritte Band, das uns mit unserem Volke verbindet, ist das gemeinsame Werk. Gott hat von Ewigkeit ein jedes Volk zu einem Werk bestimmt, zu bestimmten Leistungen, zu bestimmten Aufgaben. Er hat ihm eine Sendung gegeben. Das ist gar keine Frage: Jedes Volk hat eine Sendung. Jedes Volk hat deswegen auch ein Lebensrecht, weil es von Gott gesandt ist, weil es von Gott zu einer Aufgabe bestimmt ist. Diese Sendung muß ein Volk erfüllen. Voraussetzung ist natürlich, daß es diese Sendung erkennt. Wenn wir fragen, welches die Sendung unseres Volkes ist, dann kann man zum Beispiel anführen: Es liegt ja in der Mitte Europas. Darin scheint die Aufgabe beschlossen zu sein, nach Osten wie nach Westen, nach Süden wie nach Norden offen zu sein, Verbindung herzustellen, die Menschen zu verknüpfen, die im Süden und im Norden, die im Osten und im Westen leben. Das scheint, wenn ich nicht irre, eine Aufgabe unseres Volkes zu sein.

Ein Volk bildet ja auch bestimmte Tugenden aus. Als ich ein Knabe war, galt es, das deutsche Volk, als besonders ordnungsliebend, diszipliniert, fleißig. Ordnungsliebe, Disziplin, Fleiß, das waren Eigenschaften, die unserem Volke zugeschrieben wurden. Und es stimmte, es war so. Es sollte so bleiben. Wir sollten diese Eigenschaften, die dazu beitragen, das Werk zu erfüllen, das Gott unserem Volke gegeben hat, hochhalten, in uns ausbilden und die üblen Eigenschaften überwinden. Zu den üblen Eigenschaften des deutschen Volkes gehört seine Uneinigkeit, der Parteigeist, das Trennungs-

denken. Das ist eine üble Eigenschaft, die behindert das Werk, denn Einigkeit macht stark und nicht Uneinigkeit.

Wenn wir einig sein wollen, müssen wir Achtung haben vor jedem Menschen, vor jeder Menschengruppe, vor jeder Gemeinschaft in diesem Volke. Es ist ganz töricht, wenn Menschen eines bestimmten Standes sich über Angehörige eines anderen Standes erheben. Das ist töricht und volksfeindlich, gemeinschaftsfeindlich. Jede Gruppe, jeder Stand, jeder Beruf hat seine Berechtigung, und wir müssen in Ehrfurcht vor einem jeden stehen. In Ehrfurcht müssen wir auch vor einem jeden Volke stehen. Gott hat alle Völker geschaffen, und es ist unrecht, wenn wir über manche Völker wegen bestimmter Eigenschaften den Stab brechen. Es muß Ehrfurcht und Achtung vor jedem Volke in uns sein.

Mir sagte einmal ein Kellner, der weit herumgekommen war in Europa, in England, in Italien, er sagte mir einmal: „Wissen Sie, wenn ich in Sizilien auf der Straße zusammenbreche, da kümmern sich sofort eine Menge Menschen um mich.“ Welch schönes Zeugnis hat er damit den Sizilianern ausgestellt! Er wollte ihre Nächstenliebe, ihre Menschenliebe damit kundtun. Wir singen im Liede: „Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern.“ Ja, das wollen wir sein. Brüderlich wollen wir sein, denn wer nicht brüderlich ist, der hat kein Volk, der hat kein Vaterland. Wenn wir wissen wollen, was unser Volk ist, dann müssen wir sagen: Jeder, dem wir unbedingt und brüderlich zugehören, ist unser Volk, ist das Volk, zu dem wir gehören, für das wir verantwortlich sind und dem wir dienen müssen.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die Zehn Gebote (12)

(6. Über die begehrende Liebe)

06.10.2002

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Vor einigen Wochen haben wir das 4. und das 5. Gebot Gottes betrachtet. Das 4. Gebot schützt die Familiengemeinschaft, das 5. Gebot die Volksgemeinschaft.

Das 6. Gebot schützt die Ehegemeinschaft. Familiengemeinschaft und Volksgemeinschaft sind ja nur Auswirkungen der Ehegemeinschaft. Diese ist die tiefste und innigste, die geheimnisvollste und fruchtbarste Gemeinschaft, die es unter Menschen gibt. Darum hat Gott ein schützendes Gebot vor sie gestellt, und das lautet: „Du sollst die Ehe nicht brechen!“ Weil aber die Ehe etwas so Tiefes und Geheimnisvolles ist, deswegen wird die Ehe nach dem Worte Jesu schon gebrochen durch das unrechte Begehren. Der Sinn des Gebotes ist also positiv: Du sollst die Ehe wahren und pflegen! Du sollst sie hegen und umsorgen mit einer zärtlichen und kostbaren Liebe! Jede kleine Trübung bedingt schon eine Unordnung.

Nun sprechen heute alle Psychologen, Seelsorger und Volksmänner von einer Krise der Ehe. Diese Rede ist berechtigt, denn die Krise ist da. Man verweist auf die wirtschaftlichen, auf die sozialen, auf die psychologischen Verhältnisse und sucht damit die Wurzeln der Krise aufzudecken. Aber das sind nicht die tiefsten Wurzeln der Krise. Denn die Ehe ist eine Liebesangelegenheit, und die Krise der Ehe ist deswegen gekommen, weil die Liebe in vielen erkaltet ist. Die Natur selbst zeigt, daß die Ehe eine Liebesangelegenheit ist. Sie drängt den Mann zur Frau und die Frau zum Manne. Aber weit darüber hinaus liegt das Zeugnis der Offenbarung. Der Herr selbst hat die Ehe als eine Liebesangelegenheit bezeichnet, indem er sie als ein Abbild, als ein Gleichnis der Verbindung Christi mit der Kirche bezeichnete. Die Verbindung Christi mit der Kirche aber ist eine Liebesverbindung, und deswegen mahnt der Apostel Paulus: „Ihr Männer, liebet eure Frauen, so wie Christus die Kirche geliebt hat!“ Die Ehe ist zutiefst eine Liebesangelegenheit. Aber diese eheliche Liebe ist nicht die flüchtige Laune und die flüchtige Lust, die heute oft als Liebe bezeichnet wird, sondern die Liebe der Ehe ist etwas ganz Tiefes und Innerliches, etwas Erhabenes und Großes.

Diese Liebe hat drei Dimensionen, und im Schnittpunkt dieser drei Dimensionen liegt die vollkommene Ehe. Wir können diese drei Dimensionen der ehelichen Liebe bezeichnen als begehrende, als schenkende und als dienende Liebe. Wir müssen also an drei Sonntagen von der ehelichen Liebe sprechen, von der begehrenden, von der schenkenden und von der dienenden Liebe. Heute denken wir nach über die begehrende Liebe.

Die begehrende Liebe ist ein Lusttrieb. Sie geht zwar über das eigene Ich hinaus auf einen anderen Menschen, aber sie zieht den anderen Menschen in sich hinein, um eine Erfüllung für sich selbst zu haben. Sie ist also im tiefsten Wesen egoistisch. Sie benutzt den anderen als Mittel zur eigenen Erfüllung. Das ist an sich etwas Furchtbares, und man muß fragen, ob das überhaupt menschlich und sittlich zu rechtfertigen ist. Dazu kommt, daß die begehrende Liebe etwas Wildes und Unbändiges an sich hat. Es gibt Menschen, entartete oder krankhafte Menschen, bei denen der Geschlechtstrieb alles andere überflutet und alle anderen Seelenkräfte gleichsam erstickt. Auch künstlich kann dieser Trieb zum Wuchern gebracht werden, und wir wissen, daß die Menschen es allezeit verstanden haben, durch Wort und Bild, durch Reden und durch Handeln, durch die gesellschaftlichen Lebensformen die Wucherung dieses Triebes zu befördern.

Der Trieb der begehrenden Liebe ist aber von Gott selbst mit Ordnungslinien ausgestattet worden; denn nach Gottes Willen ist der Trieb, ist die begehrende Liebe, ist das sexuelle Begehren an den Weg zur Erhaltung des Menschengeschlechtes gestellt worden. Die sexuelle Liebe zeigt den Weg zum Kinde. Weil der Weg zum Kinde aber über die Ehe führt, über das dauernde, unauflösliche Zusammensein zweier Menschen, deswegen ist die begehrende Liebe allein zulässig in der gültigen Ehe. Wer die begehrende Liebe aus der Ehe herausreißen wollte, der würde sie ihres Rechtes, ihres Daseinsrechtes, ihres Lebensrechtes berauben. Wer die begehrende Liebe außerhalb der Ehe oder vor der Ehe praktizieren wollte, der würde sie ihrer Würde und ihrer Größe und ihrer Schönheit und ihres Sinnes berauben. Die begehrende Liebe hat einen Lebenswert, nicht einen bloßen Genußwert.

Der Strom des Lebens darf nicht ausgelöscht oder unterbunden werden; er darf nicht abgelenkt oder umgeleitet werden. Der Weg der begehrenden Liebe führt zur Ehe. Jede Unordnung entfernt von der gottgewollten Zielrichtung der ehelichen Liebe. Diese Unordnung ist deswegen so tief, weil eben die geschlechtliche Potenz im Menschen von solcher Kraft und bis in die letzten Tiefen reichend ist. Jede Unordnung ist gefährlich, reißt einen schützenden Damm ein, ruft den Dämon, der häufig nicht zu bannen ist. Meine lieben Freunde, der Weg der geschlechtlichen Unordnung geht meist nur in eine Richtung: abwärts, immer nur abwärts. Der Weg zurück ist von verzweifelter Schwierigkeit.

Nun gibt es Ordnungslinien der Ehe, die Gott vorgezeichnet hat und welche die Kirche verkündet. Diese Ordnungslinien der Ehe lassen sich wiedergeben mit den Worten Einheit der Ehe, also Verbindung eines Mannes mit einer Frau, Unauflöslichkeit der Ehe, also Untrennbarkeit des Ehebandes, und Keuschheit der ehelichen Liebe. Diese Ordnungslinien werden heute mehr denn je angefochten. Die Menschen wollen nicht begreifen, daß das Wohl des Kindes allein in der einen und einheitlichen und unauflöslichen Ehe gesichert ist. Sie stellen immer dringender die Frage: Wie soll ich denn ausharren bei einem Menschen, der mir fremd, der mir gleichgültig, der mir verhaßt worden ist? Furchtbar erhebt sich der Schrei nach Befreiung von einem solchen Joch. Und immer mehr fragen auch: Warum soll denn der Strom der ehelichen Liebe nicht abgeleitet werden, wenn soziale Not, wenn Wohnungsnot, wenn Nahrungsnot den Verzicht auf Kinder erzwingen? Warum soll man nicht die begehrende Liebe herauslösen aus dem Weg zum Kinde? Auf diese Fragen, meine lieben Freunde, müssen wir eine Antwort geben.

Die Verschiebung des Liebesproblems in der Ehe hat ihre Wurzel in einer Übertreibung des Imperativs des begehrenden Eros. Es herrscht weithin die Auffassung, daß die geschlechtliche Erfüllung für jeden Menschen in jeder Lage unausweichlich und unentbehrlich sei. Die Hypertrophie des geschlechtlichen Eros ist die Wurzel der Krankheit unserer Ehe. Die begehrende Liebe wird sogar als der innerste Sinn, als die höchste Erfüllung des ehelichen Lebens dargestellt. In Wirklichkeit ist es ganz anders. Die begehrende Liebe ist nur ein Wegweiser, auf den Gipfel der ehelichen Liebe steht sie nicht. Sie ist ein Wegweiser zum ehelichen Gemeinschaftsleben, aber nicht sein Höhepunkt. Die begehrende Liebe beruht auf einer Spannung, die zwischen zwei Menschen besteht. Diese Spannung kann stärker oder schwächer sein; sie ist auch im einzelnen Menschen variabel. Aber wie stark sie auch sein mag: diese Spannung erschöpft sich, sie gleicht sich aus, und je hemmungsloser sich die beiden Menschen ausgegeben haben, je öfter sie das geschlechtliche Vergnügen gesucht haben, um so eher ist die Spannung zu Ende. Dann ist der Mann oder die Frau leergeliebt, dann kommt es, wenn keine andere Beziehung zwischen ihnen bestand als das geschlechtliche Begehren, zur Leere, zur Öde und Gleichgültigkeit. Wenn aber zwei Menschen, die leer geworden sind, in räumlicher Nähe zusammenleben müssen, dann steigt aus ihnen furchtbar auf der Schrei nach Befreiung von einem so verhaßten Joch, dann macht sich Überdruß, Haß und Ablehnung breit. Der begehrende Trieb ist auf die Dauer nicht verbindend, sondern trennend. Deswegen hat die Natur selbst Zeiten völliger Enthaltensamkeit vorgesehen. Wir alle wissen, daß die Frau zu bestimmten Zeiten sexuell nicht ansprechbar ist und nicht angesprochen werden darf. Aber nicht nur die Natur redet von Enthaltensamkeit, sondern auch die Gesetze der Liebe und die Gesetze des Geistes. Die Enthaltensamkeit ist notwendig, damit der Vorrat nicht allzu schnell aufgebraucht wird, manchmal schon in den Flitterwochen. Die Enthaltensamkeit ist eine Zeit des Aufsparens, des Aufsammelns, und je sparsamer Ehegatten in der Erfüllung der be-

gehenden Liebe sind, um so länger reicht ihr Vorrat. Mir sagte einmal ein Mainzer Schulrektor von 75 Jahren, der um diesen Zusammenhang wußte: „Mir ist meine Frau auch heute noch begehrenswert.“

Das vorhandene Potential muß also sparsam aufgebraucht werden. Wer es vergeudet, der steht bald vor dem Nichts, der erniedrigt den anderen und sich selbst, der enttäuscht den anderen und sich selbst, der verliert den anderen und sich selbst. Im Paradies der Ehe ist gerade die begehrende Liebe häufig die Schlange, welche das Paradies zerstört. So bekommt also die Kirche, die von den Unverehelichten ein ganzes Leben lang und von den Verhehlchten wenigstens von Zeit zu Zeit, manchmal sogar auch ein Leben lang, Enthaltbarkeit verlangt, recht. Die Kirche bekommt recht von der Natur, und sie bekommt recht von dem schaffenden Gott. Nur der Mann kann auf die Dauer seiner Frau das gewähren und geben, worauf sie im tiefsten wartet, der sie auch unberührt lassen kann. Und nur die Frau ist eine Insel des Glückes und des Lebens Seligkeit für den Mann, die ihm anderes und Besseres zu bieten hat als den rasch verfliegenden Zauber der Sinne.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die Zehn Gebote (13)

(6. Über die schenkende Liebe)

13.10.2002

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir waren bei der Besprechung der Zehn Gebote beim 6. Gebot angekommen. Dieses Gebot schützt die Ehe. Ihr positiver Inhalt ist darin gelegen: Du sollst die Ehe hegen und pflegen, du sollst sie bewahren, du sollst sie umsorgen und nicht gefährden. Nun ist die Ehe eine Liebesangelegenheit. Sie ist ja ein Abbild der Liebe Christi zu seiner Kirche. Aber diese Liebe in der Ehe ist nichts Einfaches; sie ist gegliedert, sie ist mannigfaltig, sie ist strukturiert. Wir sagten, daß diese Liebe eine dreifache Liebe ist, eine begehrende, eine schenkende und eine dienende. Am vergangenen Sonntag hatten wir die begehrende Liebe betrachtet. Die begehrende Liebe in der Ehe ist eine Anziehungskraft, die Mann und Frau zueinander zieht, eine der gewaltigsten Kräfte im Menschenwesen, ja, von einer unbändigen Wildheit, wenn sie nicht eingefügt und beherrscht wird. Weil diese begehrende Liebe, also die sexuelle Kraft, von solcher Stärke und Intensität ist, hat Gott selbst als Schöpfer der Natur dafür gesorgt, daß sie auf höhere Ziele hingelenkt wird. Er hat nämlich den sexuellen Trieb, die begehrende Liebe auf die Nachkommenschaft hingeordnet, auf die Erzeugung und Erziehung von Kindern. Die sexuelle Liebe hat keinen bloßen Genußwert, sie hat einen Lebenswert, ja einen lebensnotwendigen Wert.

Manche haben es verstanden, wie dieser Wert zu gebrauchen und zu benutzen ist. Vor vierzehn Tagen lernte ich eine Familie kennen, die ein Familientreffen veranstaltete. Die Eltern fanden 11 Kinder bei dem Treffen vor und 66 Enkel, wobei zu bemerken ist, daß nicht alle elf Kinder verheiratet sind. Diese Familie hat offenbar begriffen, wozu die sexuelle Liebe geschaffen ist: sie dient einem Lebenszweck, einem lebensnotwendigen Zweck, der Erzeugung und Erziehung von Nachkommenschaft. Die begehrende Liebe muß also eingeordnet werden in den Schöpferwillen Gottes, in den Heiligungswillen Christi und in den Erziehungswillen der Kirche. Der Schöpferwille Gottes weist sie hin auf die Nachkommenschaft, der Heiligungswille Christi ordnet sie ein in die schenkende Liebe, von der wir heute sprechen werden, und der Erziehungswille der Kirche verkündet als Gebot Gottes, was in der Sprache der Natur uns ausgesagt wird.

Nun kommen diese Imperative von außen an uns heran. Es gibt aus der Natur, aus dem Willen Gottes einen Imperativ: „Du sollst!“ und „Es ist dir nicht erlaubt!“ Aber wie jede lebendige Wirklichkeit hat die Ehe auch eine innere Regulierung, eine innere Gesetzmäßigkeit, eine innere Kraft zur Harmonie. Diese innere Kraft zur Harmonie, die nicht von außen an den Menschen herantritt, ist zusammengefaßt in dem Begriff „Schenkende Liebe“; denn diese Liebe hat nichts von der Wildheit und von der Ungebändigkeit der begehrenden Liebe. Es ist keine Liebe, die den anderen in sich hineinzieht, um eine Befriedigung, eine Lust zu gewinnen, sondern es ist eine Liebe, die das Ich dem Du entgegenbringt, die eben, wie der Name sagt, das Ich dem Du schenkt.

In der schenkenden Liebe ist das Wichtigste die Seele, nicht der Leib. Der Leib wird nicht ausgelöscht, aber das Wichtigste in der schenkenden Liebe ist die Seele. Diese schenkende Liebe ist von Nähe und Weite zugleich erfüllt, wie wir sehen werden. Die schenkende Liebe ist vorwiegend eine Angelegenheit der Seele. Sie gebraucht keinen Menschen als Mittel zu eigener Erfüllung oder eigener Befriedigung. Sie verwendet keinen Menschen, um eigene Herrschsucht oder eigene Geltung zu befriedigen, sondern diese Liebe will den anderen gelten lassen, will den anderen erheben, will den anderen erfreuen und bejahen. Es ist eine Liebe, die wohlwollend ist für den anderen, eine Liebe, die den

anderen umfängt, damit es ihm gut geht, damit er wachse, damit er vorankomme, damit er Erfüllung und Glück finde, eine Liebe, die verlangend für den anderen ist und nicht für sich selbst.

Dennoch wird das Ich, die eigene Persönlichkeit, in der schenkenden Liebe nicht ausgelöscht; denn die schenkende Liebe will ja eben etwas übergeben, das eigene Ich. Also muß das eigene Ich auch schön und wertvoll und kostbar gestaltet werden, damit das Geschenk würdig des anderen ist. Die schenkende Liebe ist ein gegenseitiger Wille zum Einswerden. Wer mit schenkender Liebe erfüllt ist, der sehnt sich nach dem anderen in einer Sehnsucht, wie sie nur bei Liebenden sein kann. Aber jeder bringt sich selbst mit. Wenn er sich dem anderen schenkt, dann übergibt er sich dem anderen, und eine solche Liebe ist eben nur zwischen Seelen möglich. Der Leib kommt niemals über sich hinaus, die Körper sind in sich selbst gefangen. Die schenkende Liebe dagegen, weil sie eine seelische Liebe ist, bringt einen Austausch zwischen den Gatten zustande, einen Austausch. Alles, was der eine erlebt, das will in die Seele des anderen hinüberwandern. Er will den anderen gelten lassen. Er ist nicht eifersüchtig. Eifersüchtig sind solche, die keine wahrhaft Liebenden sind, denn sie wollen dem Liebenden nicht die Freiheit lassen, deren er notwendig bedarf. Die liebende Seele, die schenkende Liebe besitzt, läßt den anderen gelten, die nimmt an seinem Leben Anteil, die trägt die eigenen Sorgen und Erfolge zum anderen, die eigenen Freuden und Enttäuschungen, ja auch die eigenen Fehler und Mißgriffe.

Liebende, wahrhaft liebende Gatten können miteinander schweigen, und es wird ihnen nicht langweilig, denn auch im Schweigen fließen ihre Seelen zusammen. Liebende Gatten können auch miteinander reden, und es wird ihnen nicht zu viel, es geht ihnen der Stoff nicht aus, denn alles, was der eine erlebt, will in die Seele des anderen hinüberwandeln. So wird in der schenkenden Liebe die Ehe zu einer Wandergemeinschaft, zu einer Waffenbruderschaft, zu einem Arbeitsbund. Die schenkende Liebe verbindet die Seelen der Gatten in ungeahnter Weise, aber doch nicht so, daß der Leib ausgelöscht wird. Das leibliche Geschehen behält auch in der schenkenden Liebe seine wichtige Rolle, nur wird es hinaufgehoben. Es verliert allen Egoismus. Das leibliche Geschehen gewinnt Ähnlichkeit und Gleichförmigkeit mit der Seele, mit dem seelischen Geschehen. Es wird hineingenommen in die seelische Verbundenheit; es wird auf eine höhere Ebene gehoben. Es wird zu einer Ausdrucksform des gegenseitigen Schenkens.

Auch in den leiblichen Vorgängen wird bei Gatten, welche die schenkende Liebe besitzen, letztlich nicht der Leib gesucht, sondern die Seele. Und auf diese Weise können die Zeichen der Zuneigung, auch der körperlichen Zuneigung, zu einem Ausdruck des Vertrauens und der Hingabe werden. Erst in der schenkenden Liebe wird die größtmögliche Nähe denkbar. Wer allein durch die körperliche Liebe verbunden ist, der wird auf die Dauer nicht zur Nähe kommen; denn der begehrende Trieb ist, wie ich am vergangenen Sonntag sagte, auf die Dauer gesehen, nicht verbindend, sondern trennend, und je unersättlicher und je hemmungsloser sich Gatten ausgeben, um so schneller sind sie am Ende und stehen dann vor dem Nichts, wenn nichts anderes da war als das selbstsüchtige Begehren der Körper. Nicht die Vereinigung der Körper an sich schafft Nähe, sondern die Einheit der Seelen schafft Nähe.

Aber für seelisch verbundene Menschen wird eben auch das körperliche Zusammensein zu einem Ausdruck ihrer inneren Nähe und wirkt dann stärkend auf die Seele zurück. Wenn die Nähe nicht zur Enge werden will, muß sie mit der Ferne verbunden werden, d.h. die Gatten müssen dem anderen die Freiheit lassen. Der Trieb der begehrenden Liebe allein führt immer zur Sklaverei. Dagegen die schenkende Liebe macht frei und läßt frei. Gatten, die in schenkender Liebe verbunden sind, spüren die körperliche Nähe nicht nur, sondern sie erfüllen sie. Sie erfüllen die körperliche Nähe, sie spüren, daß diese Nähe gleichzeitig mit der Freiheit verbunden sein muß, den anderen auch unberührt zu lassen. Wer dazu nicht fähig ist, der hat die schenkende Liebe nicht gefunden. Wer die schenkende Liebe besitzt, der läßt auch in schonender und einführender Weise dem anderen in Freiheit und in Ruhe. Die schenkende Liebe ist schonend, rücksichtsvoll; sie kann auch verzichten, sie kann auch sich enthalten, denn auch im Verzicht fließen die Seelen zueinander. Sie werden dadurch nur noch wärmer und inniger und demütiger. Die schenkende Liebe ist auf dem Wege zu jener Liebe, die wir am kommenden Sonntag betrachten werden, zu der dienenden Liebe, die in die Unendlichkeit, die in Gott hineinführt.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die Zehn Gebote (14)

(6. Über die dienende Liebe)

20.10.2002

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen  
Geliebte im Herrn!

So sehr Gatten sich auch in schenkender Liebe umfassen mögen, sie können einander nicht sättigen. Menschen können sich niemals allein sättigen; es muß irgendwo die Unendlichkeit Gottes hineinkommen. Diese Unendlichkeit Gottes aber tritt in die Ehe ein durch die dienende Liebe. Ohne die dienende Liebe verwelkt die schenkende Liebe, und ohne die dienende Liebe sind die Ordnungen und Grenzen der begehrenden Liebe nicht einzuhalten.

Die dienende Liebe ist auch ein Schenken, aber ein Schenken anderer Art als die schenkende Liebe. Es ist ein Schenken, bei dem das eigene Ich überhaupt keine Rolle mehr spielt. Es ist ein Schenken, bei dem das Ich zum Schweigen gekommen ist. Es ist ein Schenken, das man besser als ein Dienen bezeichnen könnte. Das deutlichste Symbol dieses Dienens ist das Niederknien. Der Niederkniende will sagen: Alles für dich. Wenn er selbst noch sprechen würde, würde er sagen: Nichts für mich. Aber von sich selbst spricht er schon nicht mehr. Es ist also ein Schenken aus einem unverbrüchlichen Schweigen, aus einer großen Stille, aus einem Selbstverzicht und einer Selbstentäußerung. Diese Liebe ist erst durch das Christentum in die Welt gekommen. Christus selbst ist ja als Dienender erschienen. „Der Menschensohn ist gekommen, zu dienen, nicht sich bedienen zu lassen, und sein Leben hinzugeben als Lösegeld für die vielen.“ Er hat seinen Jüngern die Füße gewaschen und ihnen so den niedrigsten Dienst erwiesen und sie aufgefordert, einander ebenso demütige Dienste zu leisten. Damit ist das Wesen des Christentums getroffen; denn das Wesen des Christentums ist ein Sich-selbst-Entäußern, ein Sich-selbst-Aufgeben im Dienste Gottes und der Nächsten. Ohne diese Selbstentäußerung gibt es kein vollkommenes Menschentum, gibt es natürlich erst recht kein vollkommenes Christentum. Dieser Geist der völligen Selbstentäußerung und des Selbstverzichtes ist das Kennzeichen des wahren Christentums.

Nun müssen wir fragen: Wem dienen denn die Gatten mit ihrer dienenden Liebe? Welches ist denn die Aufgabe dieser dienenden Liebe? Die Antwort lautet: Sie dienen 1. einander, sie dienen 2. ihrem Kinde und sie dienen 3. ihrem Gott.

Die Gatten dienen mit ihrer dienenden Liebe einander, weil sie sich erst in der dienenden Liebe finden, ertragen und erfüllen. Sie haben vielleicht am vorigen Sonntag gedacht, wie wäre es schön, mit dieser schenkenden Liebe zu lieben und mit ihr geliebt zu werden! Wie wäre es schön! Aber wie findet man diese schenkende Liebe? Wo ist sie in der Wirklichkeit? Es ist ja ein schönes Ideal, aber wie kann man diese schenkende Liebe denn verwirklichen? Die Antwort muß lauten: Man findet die schenkende Liebe nicht ohne die dienende Liebe. Wer nicht gelernt hat, auf sich selbst zu verzichten, der kann auch nicht, selbst wenn ihm ein Du in der schönsten Gestalt von Jugend und Anmut begegnet, dieses Geschöpf an sich nehmen. In ihm wird zwar das geschlechtliche Begehren erwachen, aber nicht die wahre schenkende Liebe. Nur der Mensch, der gelernt hat, auf sich selbst zu verzichten, der gelernt hat, Rücksicht zu üben, der gelernt hat, sich selbst zu entäußern, nur ein solcher Mensch kann das Du sprechen, das in der schenkenden Liebe gesprochen wird. Und deswegen ist die beste Vorbereitung auf die Ehe und auf die schenkende Liebe in der Ehe das Einüben in den Selbstverzicht, in die Selbstentäußerung, das Einüben in Rücksicht und Schonung, das Einüben in Schweigen und Stille. Wer das nicht vor der Ehe gelernt hat, bei dem setzen schon am Tage der Eheschließung die Verstimmungen und die Mißhelligkeiten ein.

Nur in der dienenden Liebe finden sich die Gatten. Nur in der dienenden Liebe ertragen sie sich auch. Es ist merkwürdig, meine lieben Freunde, daß jeder Mensch ertragen werden will. Ja, ich sage sogar, jeder Mensch hat etwas Unerträgliches an sich. Das gilt auch für die Ehe. Es gibt da Unterschiede des Charakters und des Wollens. Es gibt Gegensätze des Fühlens und des Denkens. Es gibt Mißhelligkeiten und Entfremdungen. In jeder Ehe sind solche Mißhelligkeiten und Entfremdungen zu beobachten. Menschen können nicht auf die Dauer in völliger Übereinstimmung miteinander leben; es wird überall und stets zu Schwierigkeiten, zu Abweichungen des Denkens und des Geschmacks kommen. Um über diese zahllosen Verstimmungen und Mißhelligkeiten, Entzweigungen und Entfremdungen hinwegzukommen, genügt nicht die schenkende Liebe. Sie werden nur überwunden in der dienenden Liebe, in jener Liebe, die sich nicht mehr wichtig nimmt, sondern die darauf verzichtet, ihre Ansprüche und ihre Rechte geltend zu machen. Diese Liebe ist immer gleich, ob sie vom Ich gerufen wird oder nicht. Diese Liebe bleibt sich immer gleich, weil sie eben auf sich selbst Verzicht geleistet hat. Ohne die dienende Liebe können sich die Gatten auf die Dauer nicht ertragen.

Sie können sich aber auch ohne die dienende Liebe nicht erfüllen. Gewiß, die schenkende Liebe ist eine Erfüllung, aber diese Erfüllung kann sich auf die Dauer nur behaupten, wenn ihr der Tropfen, der bittere Tropfen täglicher Selbstüberwindung und Selbstentäußerung beigemischt ist. Es ist nicht möglich, eine schenkende Liebe frisch und unversehrt zu bewahren, wenn sie nicht verbunden ist mit den täglichen Opfern und mit dem täglichen Zurücktreten, das Sache der dienenden Liebe ist. Nur wer bereit ist, sich selbst auszulöschen, wird auf die Dauer in der schenkenden Liebe verharren können.

Die Gatten dienen in der dienenden Liebe einander. Sie dienen aber zweitens auch ihrem Kinde. Das ist leicht einzusehen. Wenn sich Gatten vereinigen in Liebe und Zuneigung, dann ist die Frucht dieser Liebe das Kind. Wenn sie sich also am meisten selbst gehören wollen, kommt etwas hinein, was ihnen nicht mehr angehört, was über sie hinauswächst, was die Frucht ihrer Liebe ist, nämlich das Kind. Rein natürlich schon gesehen also, führt das Sich-Angehören zum Nicht-mehr-sich-Gehören, und das Kind ist bei seinem Kommen, bei seinem Verweilen und bei seinem Gehen etwas, was aus ihrer Mitte sich immer mehr entfernt. Je mehr ein Kind von den Eltern aufnimmt, je selbständiger es wird, um so näher rückt der Zeitpunkt, wo es sich von den Eltern entfernt. Die Eltern schaffen also etwas zum Hergeben. Das Kind ist die lebendige Verkörperung des Opferwillens in der Ehe. Die Eltern bauen mit ihrer Lebens- und Liebeskraft etwas zum Hergeben. Das zeigt, daß sie notwendig dienende Liebe besitzen müssen. Und wo diese dienende Liebe fehlt, da gibt es zwei Fehlformen, nämlich einmal die gewollte und beabsichtigte und herbeigeführte Unfruchtbarkeit des Leibes und die gewollte Flucht aus der Verantwortung, wenn der Leib doch fruchtbar geworden ist. Diese beiden Fehlformen sind auf den Mangel der dienenden Liebe zurückzuführen. Die gewollte und herbeigeführte, die aus nichtigen Gründen gewollte und herbeigeführte Unfruchtbarkeit des Leibes ist nur ein erschreckendes Gleichnis der Unfruchtbarkeit der Seele. Und auch wo der Leib fruchtbar wird, wo aber die Verantwortung für das Kind nicht wahrgenommen wird, da haben die Gatten ein Lebewesen ins Leben gestoßen, aber sie haben ihm nicht gegeben, wessen dieses Kind, wessen dieses Lebewesen bedarf, nämlich die Betreuung und die Führung und die Fürsorge, auf die es Anspruch besitzt. Die Eltern dienen dem Kinde mit ihrer dienenden Liebe.

Sie dienen aber drittens auch mit ihrer dienenden Liebe Gott. In die Liebe der Menschen muß die Liebe Gottes einbezogen werden. Ohne diese letzte Einmündung in Gott wäre auch jede andere Liebe sinnlos, ja unmöglich. Die dienende Liebe ist ein Dienst an Gott, indem sie die Ehe, das eheliche Leben Gott weiht. Auch eine unglückliche Ehe, also eine leidvolle Ehe, ist noch ein Dienst Gottes. Was Gott einmal in die Hand genommen hat, das darf der Mensch ihm nicht aus der Hand schlagen. Auch in der leidvollen Ehe, wo ein Mensch vom anderen kein Glück erfährt, aber alles an Aufopferung von ihm verlangt wird, auch in der leidvollen Ehe ist Gottes Wort wirksam: „Was Gott gebunden hat, das darf der Mensch nicht trennen.“ Auch in der leidvollen Ehe ist der Kelch Gottes noch gefüllt mit heiligem Gnadensegen.

Jeder Dienst, den wir Menschen Gott erweisen, ist aber auch ein Gnadensegen für uns selbst. Wenn Menschen in der Ehe einander dienen, dann treten sie in eine Schule der Selbstüberwindung,

der Geduld, der inneren Freiheit ein. Auch in einer leidvollen und täglich durchlittenen Ehe ist die Gemeinschaft mit Gott gewährleistet und hilft diese Gemeinschaft, das schwere Leben einer solchen Ehe zu ertragen. Hier wird die Reinheit und Lauterkeit der Liebe erprobt in einer solchen Ehe, und hier wird wahrhaftig Gott die Möglichkeit gegeben, auch auf einer so leidvollen Fessel noch etwas Großes und Heiliges und Ewiges zu schaffen.

Die Ehe dient Gott, und Gott hat die Ehe als ein heiliges Sakrament gestiftet. Das Sakrament ist niemals leer; es ist immer gefüllt mit Gottes Gnade und mit Gottes Kraft. Und so wird eine jede Ehe, wenn sie recht geführt wird, zu einem Segen nicht nur für die Gatten, sondern auch für die ganze Umwelt. Sie ist gewissermaßen ein Lichtzeichen auf einem Berge, ein Panier, ein wahrhaft aufgerichtetes Gnadenzeichen Gottes. In einer solchen Ehe wird Gott gepriesen, und in einer solchen Ehe wird das Reich Gottes aufgebaut. Die Kirche ist angewiesen auf solche Ehen. Es ist eine Erfahrung, daß, wenn die Ehen zerrüttet sind, der Kirche auch die Heiligen fehlen. Aus zerrütteten Ehen können nur durch ein außergewöhnliches Wunder Gottes Heilige emporwachsen. Die Ehe aber wird zerrüttet, wenn die dienende Liebe erkaltet. Die dienende Liebe ist der Engel, der Schutzengel der Ehe. Sie kommt von Gott, und sie führt zu Gott, und sie könnte auch die Ehe zu einem Paradies auf Eden machen. Die dienende Liebe ist der flammende Cherub, der das Begehren der Natur in seine Schranken verweist. Die dienende Liebe ist aber auch der holde Engel, der die schenkende Liebe in den Gatten aufweckt.

Nicht die wirtschaftliche Not zerreißt unsere Ehene, denn der wahren Liebe ist auch die rmste Kammer noch eine Insel der Seligkeit. Nicht die geschlechtlichen Triebe zerstören an sich die Ehe, denn sie werden in Schranken gehalten von wahrhaft liebenden Gatten. Aber das Erkalten der dienenden Liebe, das zerreißt unsere Ehen. Die dienende Liebe ist eine Lebensbedingung der Ehe; in ihrem Mangel ist jede Krise der Ehe enthalten. Das Erkalten der dienenden Liebe läßt die schenkende Liebe verwelken, und das Erkalten der dienenden Liebe raubt der begehrenden Liebe jede Schranke und jede Ordnung. Die tiefste Quelle der dienenden Liebe ist die dienende Religion, die dienende Gottesliebe. Die dienende Liebe wird dort gefunden, wo Menschen sich der dienenden Religion erschließen, also wenn Menschen sich entschließen, ein Kreuz zu tragen und eine Dornenkrone und einen Mantel der Einsamkeit, wie unser Herr dies alles getragen hat.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die Zehn Gebote (15)

(7. Über die Bedeutung des Eigentums)

27.10.2002

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.  
Geliebte im Herrn!

Der Menscheng Geist ist eine Kraft der Beseelung. Er beseelt den Leib, er greift darüber hinaus zu anderen Menschen und schafft eine Gemeinschaft. Der menschliche Geist ist aber auch fähig, sich unlebte und lebte Dinge, die nicht Personen sind, anzueignen, Pflanzen, Tiere, Gegenstände – die irdischen Güter. Der Mensch kann über sich hinausgreifen und sich irdische Güter erwerben und sagen: Das ist mir nützlich, das kann ich verwenden, das ist mein Hab und Gut. Einer der stärksten Triebe im Menschen ist der Erwerbs- und der Besitztrieb. Der Mensch hat das Vermögen und den Willen, sich etwas anzueignen und für sich selbst zu besitzen, etwas zu erwerben und es zu gebrauchen, zu verbrauchen und zu genießen. Dieser Erwerbs- und Besitztrieb ist eine Eigenart der menschlichen Natur, d.h. der Trieb stammt von Gott. Der Trieb ist gottgewollt. Gott hat es in der Offenbarung bekräftigt, wenn er sagt: Macht euch die Fische des Meeres und die Vögel des Himmels und die Tiere des Feldes untertan und gebrauchet sie.

Wenn Gott diesen Trieb bekräftigt, dann wird er ein Recht. Es gibt ein Recht, zu erwerben, und es gibt ein Recht, zu besitzen. Gott hat dieses Recht umwehrt mit einem eigenen Gebot. Dieses Gebot lautet: „Du sollst nicht stehlen!“ Das klingt einfach, fast primitiv, aber wenn wir näher hinschauen, wenn wir uns in den Sinn dieses Gebotes einfühlen, dann werden wir erkennen, daß es eine gewaltige Bedeutung für unser Leben besitzt. Um irdische Güter ringen die Menschen, ringen die Menschengemeinschaften, kämpfen die Völker. Wir wissen, wie die Völker darauf bedacht sind, sich Schätze zu erwerben und Schätze zu sichern. Das alles zeigt, von welcher enormen Bedeutung das siebente Gebot ist. Wir wollen heute drei Punkte betrachten, nämlich 1. die Bedeutung, 2. die Begründung und 3. die Erfüllung des siebenten Gebotes.

Die Bedeutung des siebenten Gebotes liegt darin, daß es eine Befestigung irdischer Güter bei einer bestimmten Person zuläßt und schützt. Die irdischen Güter stehen nicht in solcher Menge zur Verfügung wie die Luft oder wie das Wasser, sondern die irdischen Güter sind in begrenzter Menge vorhanden, und deswegen müssen sie verteilt werden. Es muß jedem gesagt werden, was sei ist und was nicht sein ist. Es muß eine Grenze gezogen werden, und diese Grenze haben die Menschen zu beachten. Wer Eigentum besitzt, mit dem ist das Eigentum verbunden, und dieses Eigentum ist sein Recht, und dieses Recht muß geschützt und gewahrt werden.

Das siebente Gebot bekräftigt also die Befestigung irdischer Güter bei einer bestimmten Person, und zwar bei einer Einzelperson. Gewiß ist es möglich, daß auch Personengesamtheiten Güter erwerben, eine Familie, ein Verein, eine Gesellschaft, ein Staat. Sie können Eigentum erwerben und Eigentum besitzen. Aber vordringlich und in erster Linie ist Eigentum für den Einzelnen bestimmt; wir sprechen dann vom Privateigentum. Privateigentum ist solches Eigentum, das einem einzelnen allein gehört und ihm Verfügungsmacht über dieses Hab und Gut einräumt.

Der Besitz von Gütern setzt den Erwerb voraus. Man muß sich erst Güter erwerben, die man besitzen kann und will, und darüber sagt das siebente Gebot nichts. Das ist den Menschen überlassen, welche Weisen des Erwerbs sie zulassen und welche sie mißbilligen. Wir kennen die Methoden des Erwerbs, die üblich sind. Man kann etwas durch Arbeit sich erwerben, durch den Lohn der Arbeit; man kann etwas durch Erbe sich erwerben, eine Erbschaft machen; man kann herrenloses Gut sich aneignen, auch das ist ein legitimer Erwerb; man kann etwas kaufen oder vertauschen; man kann von einem Kapital Zinsen ziehen oder eine Rente empfangen. Das alles sind legitime Weisen, wie wir er-

werben können. Der Staat und die Gesellschaft müssen wenigstens die wesentlichen Weisen, sich Eigentum zu erwerben, anerkennen. Es steht nicht in ihrer Macht, alle diese Methoden des Eigentums-erwerbs abzuschaffen, denn dann würde das Recht, Eigentum bei sich zu haben und bei sich zu befestigen, zunichte gemacht. Der Staat ist also gezwungen, die legitimen Weisen, sich Eigentum zu erwerben, gelten zu lassen und anzuerkennen. Freilich bleibt noch genug zu tun, um den Erwerb in geordnete Bahnen zu lenken, um eine Akkumulation, eine übermäßige Anhäufung, in einer Hand zu verhindern, um die gerechte Verteilung des Eigentums zu gewährleisten. Befestigung und Erwerb von Eigentum, das ist die Bedeutung des siebenten Gebotes.

Die Begründung liegt darin, daß Eigentum zum Bestand des leiblichen Lebens notwendig ist. Wir müssen uns kleiden, wir müssen uns nähren, wir müssen uns hausen. Es ist also Kleidung, Nahrung, Wohnung notwendig, um das leibliche Leben zu fristen. Ohne diese genannten Wirklichkeiten kann das menschliche leibliche Leben nicht bestehen. Wir haben es ja oft genug erfahren, wie Menschen, denen alles genommen wird, abgleiten, verhungern, erfrieren, den Tod auf sich nehmen. Es muß also für den Bestand des leiblichen Lebens ein Eigentum geben.

Nun sind die irdischen Güter nicht unbeschränkt vorhanden. Sie müssen so verteilt werden, daß es einem jeden grundsätzlich möglich ist, Eigentum zu erwerben. Vor allen Dingen müssen diese irdischen Güter durch Arbeit erworben werden; die Natur bietet uns nur die Rohstoffe. Diese Rohstoffe zu schöpfen oder zu veredeln ist Sache der menschlichen Arbeit. Deswegen ist die Arbeit ein unaufgebbarer Rechtstitel zum Erwerb von Eigentum. Arbeit dient dem Erwerb von Eigentum. Arbeit setzt aber auch schon das Eigentum voraus, denn niemand kann arbeiten ohne Werkzeug, ohne Arbeitszeug. Arbeit setzt auch ein Bildungskapital voraus. Es muß einer die Fertigkeiten gelernt haben, welche die Arbeit erfordert. Arbeit dient freilich auch anderen Motiven, als nur Eigentum zu erwerben. Es gibt höhere Motive, um zu arbeiten, nämlich der Mensch entfaltet sich in der Arbeit. Die Arbeit fordert ihn. Die Arbeit ruft seine Kräfte, seine Anlagen, seine Talente wach oder bildet die vorhandenen Arbeitsanlagen aus. Der Mensch entfaltet sich in der Arbeit. Er erlebt seine Befriedigung, er erlebt seine Beglückung in der Arbeit. Etwas schaffen, etwas herstellen, etwas voranbringen, das ist für den Menschen eine innere Erfüllung. Und auch das gehört zur Arbeit, daß sie den Menschen auf eine höhere Stufe hebt. Er soll so arbeiten, daß es Arbeit für Gott ist, und wenn die Arbeit so verstanden wird, dann edelt sie den Menschen und adelt ihn. Das Ziel der Arbeit ist eine höhere Weise des Daseins, ist die Entfaltung des menschlichen Wesens, seiner Kräfte und seiner Anlagen, ist auch die Bildung von Gemeinschaften, denn Gemeinschaften können nicht ohne Arbeit bestehen.

Die irdischen Güter sind zuallererst für den Einzelnen da, nicht für ein Kollektiv. Der Einzelne ist es, der zum Gemeinwohl beiträgt durch seine Arbeit, und deswegen muß auch dafür gesorgt werden, daß der Einzelne sich nach dem Maße seiner Entwicklungsmöglichkeiten Eigentum erwerben kann. Als nach dem Kriege so viele mittellose Menschen nach Deutschland einströmten, die Heimatvertriebenen, die Enterbten des Schicksals, da hofften Manche schadenfroh, nun werde Deutschland in einem Chaos versinken und für immer erledigt sein. Aber siehe da, das geschah nicht. Die Mittellosen und Enterbten aus dem Osten haben gearbeitet; sie haben viel gearbeitet, sie haben mehr gearbeitet als andere, und so haben sie sich Eigentum geschaffen, und der Staat hat in das Eigentum der Bemittelten, derer, die nichts verloren hatten, eingegriffen. Im Lastenausgleich hat er dafür gesorgt, daß den Menschen, die alles verloren hatten, eine Starthilfe gegeben wurde, und mit dieser Starthilfe haben sie gearbeitet und sind zu Wohlstand, zu Eigentum gekommen. Das waren wahrhaft christliche Taten, die damals unter Führung der christlichen Parteien in Deutschland vollbracht wurden.

Das Eigentum ist verschieden verteilt, und das ist kein Unrecht. Der Kommunismus, der allen das gleiche geben will, ist unmöglich, weil die Menschen zu verschieden sind. Einer, dem man 20 Mark – damals waren es 20 Mark am 20. Juni 1948 – in die Hand drückt, der geht sparsam um mit diesem Gelde und schafft sich etwas. Ein anderer vergeudet es. Und so ist der Ausgangspunkt zwar gleich, aber die Verwendung ist verschieden. Und deswegen wird es auch immer, je nach der Leistung und der Funktion, verschiedene Eigentumsformen, verschiedene Eigentumshöhen geben. Je nach Leistung werden die Menschen sich mehr oder weniger Eigentum schaffen, werden mit dem ihnen verliehenen Kapital mehr oder weniger erreichen. Das ist gottgewollt. Denen, die mehr arbeiten und sparsamer

sind, wegnehmen, was sie sich geschaffen haben, um es denen zu geben, die durch eigene Schuld es versäumt haben, sich etwas zu erwerben, ist unrecht. Auch das wäre gegen das siebente Gebot.

Die Erfüllung des siebenten Gebotes obliegt der Gesellschaft und dem Einzelnen. Die Gesellschaft muß dafür sorgen, daß wirtschaftliche Möglichkeiten geschaffen werden, daß also Arbeitsmöglichkeiten vorhanden werden, daß, wie man heute sagt, ein Rahmen geschaffen wird, in dem sich die wirtschaftlichen Kräfte entfalten können. Es muß dem Einzelnen deswegen auch Freiheit gegeben werden. Nicht umsonst – ich bin kein Parteipolitiker – aber nicht umsonst sprechen die christlichen Parteien immer davon, daß es möglich sei muß, in Freiheit zu wirken und daß man sich nicht beengen lassen darf durch übermäßige Vorschriften des Staates und auch nicht durch eine ungerechte Abschöpfung des Gewinnes, den die einzelnen sich erarbeitet haben. Es muß möglich sein, daß in wirtschaftlicher Freiheit der eine sich mehr, der andere sich weniger erwirbt.

Freilich muß der Staat darauf achten, daß die Freiheit nicht mißbraucht wird, daß die Menschen also nicht in unrechter Weise sich Eigentum aneignen. Dafür hat der Staat beispielsweise die Kartellgesetzgebung geschaffen. Es sollen also nicht bestimmte Produktionszweige in einer Hand vereinigt werden, so daß ein Monopol entsteht, ein Monopol, das dann die Preise diktiert und das den Menschen den Preis abnimmt, den es selbst bestimmt. Diese Gesetzgebung ist wahrhaft ein Ausfluß des siebenten Gebotes, denn wie wehrt dem Unrecht, das durch Ausnützung von Monopolen entstehen könnte. Ich weiß nicht, ob Sie sich erinnern, meine lieben Freunde. Von einem bestimmten Zeitpunkt an wurden in Deutschland die Zündhölzer erheblich billiger. Sie wurden von einem bestimmten Datum an beträchtlich billiger als vorher. Wie kam das? Das kam daher, daß das schwedische Zündholzmonopol auslief. In der Notzeit hatte man ein Zündholzmonopol für eine beträchtliche Summe Geldes an Schweden gegeben, und das lief Jahrzehnte hindurch, und als es auslief, da wurden die Preise für Zündhölzer plötzlich billig, ein Zeichen und ein Beispiel dafür, wie der Staat eingreifen muß, um Eigentum nicht zu einer bedrohlichen Macht anwachsen zu lassen. Wenn alle Produktionsmittel sich in einer Hand vereinigen, dann wird der Mensch unfrei. Das haben wir erlebt im real existierenden Sozialismus. Wenn alle Produktionsmittel nur beim Staate liegen, dann hat der Arbeitnehmer keine Wahl mehr. Wohin er immer gehen mag, er trifft immer auf denselben Arbeitgeber, nämlich den Staat, und das ist dann gefährlich, weil es ihn zum Lohnsklaven, zum Abhängigen macht. Also die Gesellschaft hat wichtige, unersetzliche Aufgaben bei der Regelung und der Verteilung des Eigentums.

Aber auch der Einzelne hat seine Verantwortung. Wir sollen gewiß für uns sorgen, für unsere Angehörigen, für die uns Anvertrauten. Aber wir sollen so sorgen, daß wir nicht Sklaven des Besitzes werden, sondern seine Herren bleiben. Man wird Sklave des Besitzes, wenn man immer mehr zusammenraffen will, wenn man keine Ruhe kennt, wenn es einem nie genug ist. Wir Menschen solle uns als Verwalter des irdischen Gutes betrachten. Verwalter, das heißt, sie haben eine Rechenschaft abzulegen. Diese Rechenschaft wird vor Gott abgelegt. Er wird uns fragen, ob wir nur danach gestrebt haben, möglichst viel für uns zu erwerben, oder ob wir auch auf den Menschenbruder und die Menschenschwester geachtet haben. Derjenige ist Herr über den Besitz, der möglichst wenig braucht und der auf vieles verzichten kann. Durch Zusammenraffen wird der Mensch leicht zu einem Schlemmer oder zu einem harten, hartherzigen Menschen, der lieblos auf die anderen herabschaut. Nein, wir müssen Sieger bleiben über den Trieb, der auswuchern will, der sich ausufern will. Wir müssen Sieger bleiben über den Trieb und müssen mit möglichst wenig auskommen. Frei ist der, der anspruchslos ist, ein Sklave des Besitzes der, dem niemals genug zusammengerafft werden kann. Das ist die Gemeinschaftsfunktion des siebenten Gebotes. Das siebente Gebot ist insofern ein Gemeinschaftsgebot. Es will, daß wir füreinander sorgen; es will, daß wir unsere Vermögenswerte und unser Eigentum nicht nur für uns verwenden, sondern auch für andere. Auch der andere soll gut wohnen, soll gut ernährt werden, soll sich gut kleiden. Wer den Sinn des siebenten Gebotes voll begriffen hat, der spricht von einer heiligen Gemeinschaftsgesinnung und von einer heiligen Gemeinschaftshaltung gegenüber dem Besitz. Wir sind dann, wie Paulus sagt, keine Sklaven des Besitzes mehr, sondern seine Herren, denn wir sind Verwalter, die wissen: Einst kommt die Stunde der Rechenschaft, wo es heißt: Gib Rechenschaft von deiner Verwaltung!

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Vom ewigen Leben

01.11.2002

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

In diesen Tagen erhielt ich einen Brief aus Belgien. In diesem Brief schreibt ein Herr: „Ich weiß nicht, ob Sie schon einen Artikel über das ewige Leben geschrieben haben. Ich möchte Ihnen darüber gern eine Frage stellen, die ich sehr wichtig finde: Worauf ist für uns christliche Menschen die Sicherheit gegründet, daß das ewige Leben ganz, ganz sicher wohl wirklich besteht? Ich kann meine Frage auch anders formulieren und fragen: Herr Professor, guter Freund in Christo, sagen Sie mir bitte, warum Sie selber hundert Prozent sicher sind, daß es wohl ein ewiges Leben gibt, so daß ich nicht mehr ängstlich oder besorgt sein muß, wenn ich das Bestehen des ewigen Lebens verneinen höre.“

Was der Schreiber dieses Briefes formuliert, ist wohl vielen unter uns bekannt: der Zweifel am ewigen Leben. Dieser Zweifel am ewigen Leben ist eine grundlegende und furchtbare Krankheit der Seele. Denn wenn es kein ewiges Leben gibt, dann gilt das, was Paulus in einem seiner Briefe schreibt: „Laßt uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot!“ Wenn es kein ewiges Leben gibt, feiern wir vergeblich das Fest Allerheiligen; denn wie soll es denn Heilige im Himmel geben, wenn es kein ewiges Leben gibt? Wie sollen Heilige im Himmel für uns eintreten, wenn mit dem Tode alles aus ist? Wie sollen sie für uns Fürbitte einlegen, wenn mit dem Leibe ihre ganze Existenz vernichtet worden ist?

Der Tag Allerheiligen ruft uns also auf, uns klar zu werden über das ewige Leben. Gibt es ein ewiges Leben? Welche Gründe haben wir dafür? Worauf stützt sich unsere Überzeugung: Mit dem Tode ist nicht alles aus? Die Überzeugung vom ewigen Leben stützt sich einmal auf die Vernunft, und sie beruht zum anderen auf dem Glauben. Es hat immer Philosophen, tiefe Denker, bedeutende Forscher gegeben, die überzeugt waren, man könne das ewige Leben der Seele auch ohne Glauben beweisen, man sei für die Überzeugung vom ewigen Leben nicht auf den Glauben angewiesen. Die Vernunft sagt uns, daß im Menschen ein geistiges Prinzip ist, ein geistiges Prinzip. Geistig ist dieses Prinzip deswegen, weil es nicht mit dem Körper zusammenfällt, sondern vom Körper verschieden ist. Der Mensch vermag sich zu geistigen, unanschaulichen Wahrheiten zu erheben. Eine Flunder hat niemals gebetet, ein Hund hat niemals einen Begriff wie Wahrheit oder Gott geformt. Aber der Mensch kann das. Der Mensch kann sich zum Unanschaulichen erheben; er kann Unanschauliches denken; er kann Begriffe bilden, die in der Natur nicht vorkommen; er kann sich erheben über die Sinnlichkeit und das sinnliche Begreifen, das in ihm ist.

Nehmen wir an, jemand bekommt ein Telegramm: „Die Mutter ist angekommen.“ Wie wird er sich freuen, wie wird er in Jubel ausbrechen – die Mutter ist angekommen. Wenn aber das Telegramm lautet: „Die Mutter ist umgekommen“, da wird er in Bestürzung ausbrechen und in Trauer und Schmerz. Die Verschiedenheit der Reaktionen kann nicht darauf beruhen, daß zwei Buchstaben ausgewechselt werden. „Angekommen“ und „umgekommen“ - da ist nur ein Unterschied von zwei Buchstaben. Die unterschiedliche Reaktion ist darauf zurückzuführen, daß im Menschen ein Verstehen ist. Er versteht, was „angekommen“ heißt, und er versteht, was „umgekommen“ heißt, und er weiß, daß zwischen beiden ein himmelweiter Unterschied ist. Nicht irgendwelche Reaktionen im Gehirn, nicht irgendwelche Moleküle haben ihn diesen Unterschied gelehrt, sondern seine Seele, die etwas Geistiges – und das ist eine Mitteilung wie „angekommen“ oder „umgekommen“ - zu verstehen weiß. Diese Seele fällt auch nicht zusammen mit dem Gehirn. Selbstverständlich ist die Seele, solange sie mit dem Leibe verbunden ist, auf das Gehirn angewiesen. Das Gehirn ist gleichsam das Klavier, auf dem sie spielt; ein Klavierspieler kann ohne Klavier auch nicht spielen. Aber die Seele fällt nicht mit dem Gehirn zusammen. Das Gehirn ändert sich ja, wandelt sich; die Moleküle sind austauschbar. In sieben Jahren wird der ganze Körper des Menschen materiell erneuert. Aber das Ich des Menschen hält sich durch. Das geistige Prinzip bleibt im Menschen, und zwar als ein sich selbst treues Prinzip.

Der Mensch ist über die reine Materie erhaben. Er hat ein geistiges Prinzip in sich, das einfach ist und nicht aus Teile zusammengesetzt ist. Das ist das Wesen des Geistes: er ist einfach; er ist nicht aus Teilen zusammengefügt. Und weil er nicht aus Teilen zusammengefügt ist, deswegen kann er nicht in Teile zerfallen. Und weil er nicht in Teile zerfallen kann, kann er nicht vernichtet werden. Ob Häuser über Menschen zusammenfallen wie jetzt in Italien, ob Folterwerkzeuge den Leib zerstören, ob der Krebs den Leib zerfrißt: die Seele ist all diesen äußeren Einwirkungen nicht erreichbar. Sie steht jenseits dieser Martern und dieser Qualen. Die Seele hält durch, auch wenn der Leib zerstört wird. Sie ist eine geistige einfache Substanz, die weiterlebt.

In früheren Jahrhunderten war die Unsterblichkeit der Seele den meisten Menschen eine Selbstverständlichkeit. Als auf dem Höhepunkt der Französischen Revolution der Materialismus sein Haupt erhob, da verkündete Maximilian Robespierre: „Es gibt ein ewiges Leben. Nein, Hébert, nein, Chaumette, der Tod ist kein ewiger Schlaf.“ Das hat Robespierre damals bekannt, als es höchst unpopulär war, davon zu sprechen, seine Überzeugung von der Unsterblichkeit der Seele.

Was die Vernunft uns nahelegt, das wird vom Glauben bestätigt. Die Seele erhebt sich zu geistigen Tätigkeiten über den Körper, sie erfaßt rein geistige Objekte, sie erstrebt geistige Güter und besitzt ein eigenständiges Sein, und das eben wird uns bestätigt durch die Offenbarung, durch die Selbstmitteilung Gottes in Christus. Einmal rief der Heiland seine Jünger zu furchtlosem Bekenntnis auf und sagte zu ihnen: „Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten, aber die Seele nicht töten können! Fürchtet vielmehr den, der Seele und Leib in der Hölle zu verderben vermag!“ Also die Jünger sind furchtbaren Gefahren ausgesetzt. Es werden Menschen aufstehen, die sie töten, die ihren Leib zermalmen. Aber das, was in ihnen unsterblich ist, ist den Folterwerkzeugen nicht zugänglich – die Seele. Die Seele überlebt den Tod des Leibes, kann aber jenseits des Todes von Gott in den Zustand der Unseligkeit gestoßen werden. Das macht der Herr noch viel deutlicher in dem Gleichnis von dem reichen Prasser und dem armen Lazarus. Beide haben sehr ungleich gelebt in ihrem irdischen Leben, und ungleich war auch das Los, das sie nach dem Tode erwartete. Der reiche Prasser starb, und der arme Lazarus starb. Im Tode waren sie gleich, aber der reiche Prasser wurde in der Hölle begraben, und der arme Lazarus kam in den Schoß Abrahams. Das ist ein Bild für den Zustand der Seligkeit, denn Abraham ist ja der Anführer der Seligen; er ist der Erstbeseligte wegen seines Glaubens. Mögen also Prasser und Lazarus dem gleichen Todeslos verfallen, ihre Schicksale im Jenseits sind verschieden: der eine unselig, der andere selig.

Und in der letzten Stunde seines Lebens, in der Todesstunde, hat der Herr uns noch eine wunderbare tröstliche Wahrheit gegeben. Er starb, und mit ihm starben zwei andere. Aber bevor er starb, kam es noch zu einem Zwiegespräch. Die Schächer wandten sich an ihn, der eine höhnend und lästernd, der andere vertrauend und bittend. Der rechte Schächer wußte, er muß sterben, und er kommt in die Hölle. Aber er will etwas von dem, der in der Mitte hängt; er will ein Gedenken von ihm. Er will nicht mehr als ein einziges Gedenken: „Gedenke meiner, wenn du in dein Reich kommst!“ Er ist davon überzeugt, daß der in der Mitte in sein Reich kommt; er kommt in die Hölle, denn er hat sie verdient. Aber diese Bitte hat ihm den Himmel erschlossen. Jesus sagt ihm: „Wahrlich, ich sage dir: Heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein.“ Heute ist die Stunde des Todes. In wenigen Minuten werden sie abgeschieden sein, alle drei, aber dieser Abschied von der Erde ist für Jesus und den rechten Schächer der Eintritt in das Paradies, in die Freude des Himmels. „Heute noch“, nicht erst beim Tag der Auferstehung, „heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein.“

Es gibt im Menschen ein geistiges Prinzip, es gibt ein Prinzip, das die Persönlichkeit ausmacht, und dieses Prinzip überlebt den Tod. Es war von Anfang an die Überzeugung der christliche Kirche, daß es ein ewiges Leben der Seele gibt. Wir alle wissen, was mit Stephanus geschehen ist. Er wurde wegen seines furchtlosen Zeugnisses für Christus gesteinigt, und er ist den Martyrertod gestorben, der Erstlingsmartyrer der Kirche. Als er mit erstickender Stimme noch etwas sprechen konnte, da sagte er: „Herr Jesus, nimm meinen Geist auf.“ Also auch Stephanus wußte: Die Steine, die ihn zu Tode treffen, beenden nicht seine geistige Existenz: „Herr Jesus, nimm meinen Geist auf.“ Er war davon überzeugt, und es war ihm klar, daß Jesus, den er ja hat stehen sehen, auf ihn wartet, um ihn aufzunehmen in die Freude des Himmels.

Die Apostel haben dem ewigen Seelenleben eigentlich verhältnismäßig wenig Aufmerksamkeit gewidmet. Warum? Weil die damalige Welt vom Leben der Seele überzeugt war. Die Griechen haben an der ewigen Existenz der Menschenseele festgehalten. Es war also gar nicht notwendig, sie ihnen zu erklären. Aber freilich haben die Apostel auch nicht davon geschwiegen. In erster Linie waren sie bemüht, die Auferstehung des Leibes ihren Zuhörern zu unterbreiten, denn das wollten die Griechen nicht annehmen. Der Leib war für sie der Kerker der Seele. Davon wollten sie nichts wissen. Der Leib ist tot, und die Seele lebt. Und da kommt die Botschaft der Apostel: Auch der Leib wird am Leben der Seele teilnehmen. Es wird eine Stunde kommen, wo Gott die Toten aus den Gräbern rufen und ihre Leiber mit den Seelen verbinden wird. Bei einem ist das schon geschehen, bei Christus. Er ist der Erstling, der Allererste, an dem es geschehen ist. Und was an ihm geschehen ist, muß an allen geschehen, die zu ihm gehören; sie werden mit ihm auferweckt werden. „Christus ist von den Toten auferstanden als Erstling der Entschlafenen, und gleichwie alle in Adam sterben, werden auch alle in Christus belebt werden.“

Nicht genug damit. An einer anderen Stelle bezeugt Paulus ausdrücklich, daß das Vergehen des Leibes nicht das Auslöschen der Person bedeutet. Im 2. Korintherbrief schreibt er: „Wir sind gewiß, daß, wenn dieses unser irdisches Gezelt abgebrochen wird, wir einen Bau von Gott empfangen, ein nicht mit Händen gemachtes ewiges Wohnhaus im Himmel.“ Hier ist also vom Tod die Rede: Er besagt Abbruch der Zeltwohnung. Aber die Zeltwohnung findet einen Ersatz, nämlich durch ein nicht mit Händen gebautes ewiges Haus im Himmel. Freilich ist der, der den Leib durch den Tod verliert, zunächst nackt. Paulus sagt nicht, er ist vernichtet, er sagt, er ist nackt; weil eben der Leib zerfallen ist. Und das bereitet ihm Kummer, denn, so schreibt er: „Wir seufzen beklommen, weil wir nicht entkleidet, sondern überkleidet werden wollen.“ Er möchte eben nicht nackt dastehen, er möchte möglichst gleich einen Leib, einen anderen, einen verklärten Leib empfangen. Aber er weiß, daß das nicht möglich ist.

Die Unsterblichkeit der Seele bekennt Paulus auch im Brief an die Philipper. Er war damals in Gefangenschaft und hatte Todessehnsucht. Jawohl, auch ein Mann wie Paulus war von der Todessehnsucht nicht frei. „Es zieht mich nach beiden Seiten hin. Ich habe das Verlangen, aufgelöst zu werden und mit Christus zu sein.“ Hier spricht er vom Tode. Tod ist Auflösung, aber die Auflösung des Leibes bedeutet, daß er anfängt, mit Christus zu sein. „Ich habe das Verlangen, aufgelöst zu werden und mit Christus zu sein.“ Ja, aber eben nur deswegen, weil die Vernichtung des Leibes nicht die Zerstörung seiner Persönlichkeit bedeutet. Wenige Zeilen vorher sagte er: „Für mich ist das Leben Christus und das Sterben Gewinn.“ Ja, meine lieben Freunde, wie kann denn das Sterben Gewinn sein? Es ist doch ein Verlust, so meinen wir, weil der Leib zerstört wird, weil das irdische Leben beendet ist. Das Sterben ist für Paulus deswegen Gewinn, weil er dann anfängt, mit Christus zu sein, und das ist besser als das irdische Leben fortsetzen. Denn hier wandelt er im Glauben, dort aber im Schauen.

Diese vorgeführten Stellen aus der Heiligen Schrift, aus der Offenbarung Gottes, machen uns gewiß: Der christliche Glaube weiß um das ewige Leben. Wir brauchen nicht zu zittern und zu zagen wie dieser Herr aus Belgien, der mir geschrieben hat. Wir können gewiß sein: Es gibt ein ewiges Leben. Mögen die Ungläubigen, mögen die Materialisten, mögen die Gehirnpathologen uns vormachen, daß die Seele mit dem Gehirn zusammenfalle, wir sind überzeugt, daß sie sich über das Gehirn zu erheben vermag und daß auch diejenigen Menschen, deren Gehirn auf Erden verletzt war, in der Ewigkeit kraft des Durchhaltens ihrer Seele eine vollkommene Erkenntnis und ein reines Wollen zurückerhalten. Wir wollen uns deswegen in dieser Stunde zum ewigen Leben bekennen mit den Worten des 15. Psalms:

*„Du gibst mein Leben der Totenwelt nicht preis,  
du läßt deinen Frommen nicht sehen die Vernichtung,  
du weisest mir den Weg zum Leben.  
Wo du bist, sind Freuden in Fülle und Segensgaben in deiner Rechten immerdar.“*

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die Zehn Gebote (16)

(8. Über die Pflicht zu Wahrheit und Wahrhaftigkeit)

03.11.2002

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.  
Geliebte im Herrn!

Der materielle Besitz, das Eigentum, ist notwendig für unser leibliches Leben. Es gibt aber auch einen immateriellen, einen geistigen Besitz, und er ist notwendig für unser geistiges Leben. Dieser geistige Besitz sind die Wahrheiten, Erkenntnisse, Ideale, Werte, die in unserer Seele leben. Der geistige Besitz ist ähnlich befestigt wie der materielle Besitz: Ich habe meine Wahrheiten, die Wahrheiten, die ich erkannt habe; ich habe meine Tugenden, die Tugenden, die ich errungen habe. Ich habe meine Erkenntnisse, die Erkenntnisse, die ich erworben habe. Diese geistigen Besitztümer sind uns auch zur Verwaltung übergeben, ähnlich wie die materiellen Besitztümer. Wir sollen sie verwalten als gute Verwalter Gottes zum eigenen Nutzen und zum Nutzen der anderen.

Diese geistigen Besitztümer sind von Gott geschützt durch ein eigenes Gebot, und das lautet: „Du sollst kein falsches Zeugnis geben!“ So, wie das Gebot klingt, ist es auf einen bestimmten, sehr praktischen und sozial wichtigen Fall eingeschränkt, nämlich die Ablegung von Zeugnis, vor allem vor Behörden, vor dem Gericht. Aber der Sinn dieses Gebotes geht weit darüber hinaus. Er fordert eine Gesinnung der Wahrhaftigkeit, er fordert ein Stehen zur Wahrheit. Es läßt sich der Sinn dieses Gebotes in zwei Sätze zusammenfassen,

1. Du sollst die Wahrheit nicht unterdrücken und
2. Du sollst die Wahrheit nicht mißbrauchen.

Der erste Satz lautet: Du sollst die Wahrheit nicht unterdrücken. Solche Versuche zur Unterdrückung sind außerordentlich häufig. Wir Menschen neigen dazu, anderen die Wahrheit, den Wahrheitsgewinn zu versagen, wenn wir fürchten, daß dadurch unser Einfluß, unser Prestige, unsere Macht schwindet. Wir wollen andere hindern, zur Wahrheit zu kommen, weil wir dadurch selbst einen Verlust an Persönlichkeitskredit, an Privilegien, an Vorrechten fürchten. Dieser Versuch, Menschen daran zu hindern, die Wahrheit zu finden, ist außerordentlich verbreitet. Er ist vor allem im Bereich der Politik zu Hause, aber auch bei den Massenmedien ist es gang und gäbe, daß die Wahrheiten verheimlicht, unterdrückt werden daß die Menschen nicht zur Erkenntnis kommen sollen. Wahrheit ist Teilnahme an der Wirklichkeit, geistige Teilnahme an der Wirklichkeit. Immer, wenn wir eine Wirklichkeit erfassen, begreifen, schauen, dann erwerben wir eine Wahrheit. Und daran suchen Menschen in großer Zahl andere zu hindern, weil sie Verlust an Einfluß, an Ansehen, an Macht befürchten.

Die Wahrheit kann aber auch in einer anderen Weise unterdrückt werden, nämlich indem man Menschen hindert, der erkannten Wahrheit zu folgen. Die Verfolger des Christentums aller Zeiten haben versucht und versuchen, die Christen daran zu hindern, der christlichen Wahrheit ihr Leben zu weihen. Aber viel gefährlicher, weil viel tückischer als die gewaltsame Unterdrückung der Wahrheit ist der Versuch, durch verführerische und schmeichlerische Reden die Menschen daran zu hindern, der Wahrheit zu folgen. Das sind alle jene, die Zweifel in die Gewissen werfen. Das sind alle die, welche die Menschen, die der Wahrheit folgen, lächerlich machen, irre machen an der Wahrheit. Das sind alle diejenigen, welche den Zweifel in die Seelen säen, damit sie der erkannten Wahrheit nicht folgen. Man hört diese Reden im Büro und an der Arbeitsstätte, auf Wanderungen und Fahrten: Das kann doch keine Sünde sein, das tun doch alle, das ist doch eine Forderung der Menschennatur und der Humanität. Die solches tun, unterdrücken die Wahrheit, weil sie die Menschen hindern, der erkannten Wahrheit zu folgen.

Besonders gefährlich ist dieser Versuch der Unterdrückung, wenn er im Namen der Wahrheit selbst geschieht, wenn sich diejenigen, welche die Menschen hindern wollen, der Wahrheit zu folgen, auf Gerechtigkeit, auf Humanität, auf Freiheit berufen, wenn sie – und das kommt vor – die Religion gegen den Glauben ins Feld führen und auf diese Weise die Menschen hindern wollen, der erkannten Wahrheit zu folgen. Sie verstecken ihre erbärmlichen Ziele hinter hehren Begriffen, aber im Inneren sind sie nur darauf aus, die Menschen zu hindern, der Wahrheit zu folgen.

Die äußeren Versuche, die Wahrheit zu unterdrücken, wären freilich wenig gefährlich, wenn es nicht auch die innere Versuchung gäbe, die Wahrheit zu ersticken. Auch wir spüren in uns die Versuchung, die erkannte Wahrheit wegzureden, wegzudiskutieren: Das kann doch nicht sein, das kann doch Gott nicht geboten haben, das kann doch die Kirche nicht wollen, das kann doch nicht den Menschen auferlegt sein. In der jüngsten Zeit hat sich eine merkwürdige Weise, die erkannte Wahrheit zu unterdrücken, herausgebildet. Sie besteht darin, daß man sagt: Alles, was beschwerlich ist, kann Gott nicht geboten haben. Ein Gebot ist so lange erträglich, als es nicht weh tut. Sobald es anfängt weh zu tun, sucht man dieses Gebot wegzureden, sucht man es wegzudiskutieren, sucht man es zu entschärfen.

Es ist merkwürdig, meine lieben Freunde, wie wenige Menschen es gibt, die sich nichts vormachen. Die meisten Menschen gebrauchen den Verstand, um sich selbst zu rechtfertigen, um sich selbst zu entschuldigen, um sich selbst etwas einzureden. Es ist eine schlimme Weise, den Verstand zu gebrauchen, wenn man ihn dazu benützt, um das zu rechtfertigen, was man gern tun möchte und nicht tun darf, oder was man schon getan hat, obwohl man es nicht hätte tun dürfen. Da ist ein gesundes Mißtrauen gegen uns selbst angebracht. Wir müssen uns selbst prüfen, ob nicht unsere Meinungen, vor allen Dingen wenn sie zu unserem Vorteil sind, zu diesem Zweck erfunden sind, ob nicht unsere Einsichten den einzigen Zweck haben, erkannte Pflichten wegzudiskutieren, unbequeme Erkenntnisse abzuleugnen, eigene Fehler und Schwächen und Sünden zu entschuldigen, als unerheblich hinzustellen.

Dagegen setzte sich das Christentum, setzt sich die Kirche zur Wehr. Der Apostel Paulus mahnt uns, vor dem Hintreten zur heiligen Kommunion uns zu prüfen. „Darum prüfe sich der Mensch.“ Er prüfe seine Einsichten, seine Ansichten, seine Motive, seine Entschlüsse. Er prüfe sich, und er schaue mit Mißtrauen auf sich. Er soll sich verurteilen, ob er nämlich würdig ist, dieses heilige Geheimnis zu empfangen. Deswegen lehrt uns die Kirche, an die Brust zu klopfen und zu sagen: „Ich bin nicht würdig“ und die Schuld zu bekennen: „Durch meine Schuld, durch meine übergroße Schuld.“ Deswegen mahnt sie, sich im Bußsakrament zu prüfen und ein Bekenntnis abzulegen und durch die Handauflegung des Priesters, durch das Machtwort, das der Priester im Namen Gottes spricht, sich reinigen zu lassen von seiner Schuld. Das ist der erste Teil des Gebotes: Du sollst die Wahrheit nicht unterdrücken.

Der zweite lautet: Du sollst die Wahrheit nicht mißbrauchen. Ja, ist denn das möglich, die Wahrheit zu mißbrauchen? Warum ist es möglich? Wieso ist es möglich? Es ist deswegen möglich, meine lieben Freunde, weil die Wahrheit in unsere Hand gegeben ist, weil die Wahrheit unser innerer, unser seelischer Besitz ist, weil wir ein Bewußtsein haben, in das niemand eindringen kann, kein Mensch, keine Kreatur, wenn wir nicht die Tür unseres Herzens öffnen. Wir sind imstande, unsere Seelenbewegungen, unsere Erkenntnisse, unsere Willensentschlüsse im Herzen zu verbergen, und niemand darf willkürlich und selbststüchtig in dieses Heiligtum eindringen. Nur Rücksichten der Gerechtigkeit oder der Liebe, nur der Befehl und das Gebot Gottes könnten uns veranlassen, das Tor zu unserem Bewußtsein zu öffnen.

Ich bin überzeugt, daß dieses Geheimnis des Bewußtseins für uns Menschen unerläßlich ist; zunächst einmal für uns selbst. Wir müssen uns eine innere Welt aufbauen, eine innere Kultur, eine Pflege des Inneren, und das muß eben im Kämmerlein des Bewußtseins, verborgen vor den anderen Menschen, vor sich gehen. Aber das Verschlossensein im Bewußtsein ist auch notwendig um des Zusammenlebens willen. Was wäre, meine lieben Freunde, wenn ein jeder in der Seele des anderen lesen könnte, was er im Augenblick denkt und will und beabsichtigt? Das Zusammenleben wäre unerträglich. Deswegen hat Gott in weiser Voraussicht dafür gesorgt, daß es ein unveräußerliches Men-

schenrecht gibt, nämlich das Bewußtsein zu bewahren, das Wissen, das wir in uns tragen, für uns zu behalten, solange nicht höhere Rücksichten, Ansprüche der Liebe und der Gerechtigkeit oder ein Gebot Gottes uns befehlen, es mitzuteilen.

Es gibt Geheimnisse, die besonders geschützt sind. Das ist das anvertraute Geheimnis, wenn uns jemand etwas unter dem Siegel der Verschwiegenheit unterbreitet. Es gibt das Berufsgeheimnis, das mit der beruflichen Tätigkeit zusammenhängt. Es gibt das Amtsgeheimnis von Amtspersonen. Es gibt das Beichtgeheimnis des Priesters, das auch bei Todesgefahr verpflichtet und niemals und unter keinen Umständen gebrochen werden darf. Der Grund für dieses Geheimnis ist, wie ich sagte, die innere Kultur, ist das Zusammenleben unter Menschen, das eben unerträglich wäre, wenn jeder willkürlich und selbstsüchtig in das Geheimnis des anderen eindringen könnte.

Und weil das Geheimnis unseres Bewußtseins so gewichtig ist, müssen wir auch sorgsam damit umgehen. Wir müssen umsichtige Verwalter des Geheimnisses sein. Wir dürfen es nicht jedem offenbaren. Wir müssen überlegen, wem, wann und wie wir die Geheimnisse unseres Bewußtseins weitergeben. Mancher empfindet ein gewisses Unbehagen, wenn er höflich ist, denn sein Besucher ist vielleicht lästig oder gleichgültig oder widerwärtig. Aber diese Höflichkeit ist keine Lüge. Man spricht hier von konventioneller Lüge, aber es ist dies keine Lüge, sondern wer aus Verantwortung die Höflichkeit gegenüber unliebsamen Personen bewahrt, der geht sorgsam um mit der Wahrheit. Das ist ein uns befohlener Umgang mit der Wahrheit, und erst recht gilt das gegenüber den Menschen, die uns als Vorgesetzten oder als Nahestehenden anvertraut sind. Auch hier muß man mit großer Umsicht zu Werke gehen, wenn man ihnen etwas offenbart, muß überlegen, was man sagt. Da ist ein beherrschtes Schweigen, eine kluge Rücksicht, eine liebende Überlegung unbedingt notwendig, um nicht andere zu verletzen, zu entmutigen, zum Zorn zu reizen. Ja, vor allen Dingen wenn wir von Rachedurst erfüllt sind, wenn uns der Zorn überwältigt, wenn wir dem anderen einmal die Wahrheit sagen möchten, dann ist höchste Gefahr, und dann muß man besonders wachsam sein, was man über seine Lippen kommen läßt, denn dann ist die Gefahr vorhanden, einen anderen zu stören, zu zerstören, zum Haß, zur Verzweiflung zu bringen. Man darf nicht jedem Menschen alles sagen, was man ihm sagen möchte. Man muß schweigen aus Verantwortung, aus Liebe, aus Gerechtigkeit. Ich weiß es, meine lieben Freunde, es ist manchmal ein Widerstreit zwischen Aufrichtigkeit und Barmherzigkeit, zwischen Ehrlichkeit und Rücksicht, aber dieser Zwiespalt muß durchgestanden werden. Wir müssen versuchen, beides zu vereinigen, aufrichtig zu sein und barmherzig, ehrlich und rücksichtsvoll, um auf diese Weise unsere Gemeinschaft vor Schaden zu bewahren. Ja, nicht nur unsere Gemeinschaft, auch uns selbst. Im Buch von der Nachfolge Christi steht der inhaltsschwere Satz: „Sooft ich unter Menschen gewesen bin, bin ich als weniger Mensch zurückgekehrt.“ Das will sagen: Oft, wenn wir zu Menschen gehen, haben wir uns ausgegossen, haben wir unüberlegt, haben wir hartherzig dahergeredet, und dadurch sind wir selbst ärmer geworden. „Sooft ich unter Menschen gewesen bin, bin ich als weniger Mensch zurückgekehrt.“

Freilich gilt auch, daß wir die Wahrheit in uns tragen, um sie mitzuteilen. Wir haben auch eine Verantwortung für das Verschenken der Wahrheit. Gott hat uns die Sprache gegeben als Mittel der Verständigung, damit wir die Wahrheit anderen mitteilen. Das muß uns selbstverständlich eine heilige Pflicht sein, die Wahrheit, die andere brauchen, die andere nötig haben, mit der wir anderen dienen können, zu vermitteln. Wir dürfen die Wahrheit nicht aus selbstsüchtigen Gründen anderen vorenthalten: Wenn er das erfährt, dann wird er mir gefährlich. Wir dürfen sie nicht aus selbstsüchtigen Gründen vorenthalten. Wir dürfen auch die Wahrheit nicht trüben, indem wir als Wahrheit ausgeben, was keine Wahrheit ist. Wir nennen das Lüge. Der Philosoph Kant hat einmal das Wort gesagt: „Die Lüge ist der eigentlich faule Fleck in der menschlichen Natur.“ Und in einem Psalm steht das furchtbare Wort: „Jeder Mensch ist ein Lügner.“ Alles, was unsere Vertrauenswürdigkeit, was die Vertrauenswürdigkeit unserer Selbstoffenbarung mindert, ist gegen das 8. Gebot. Wir sollten uns hüten, unsere Lippen, auf denen der Leib des Herrn ruht, zu entweihen durch die Lüge.

Wir müssen auch vorsichtig umgehen, wenn wir andere Menschen beurteilen. Es kann sein, daß einer als wahrhaftig erscheint und tatsächlich in seinen Reden keine offenkundige Lüge tut, aber er versteht es so, die Wahrheit zu verbergen, daß er doch innerlich und innerlichst verlogen ist. Ein an-

derer, der vielleicht aus Phantastik, aus Romantik, aus Unbeholfenheit oder aus Angst die Wahrheit verbirgt, kann ein ganz wahrhaftiger Mensch sein, aber durch Überrumpelung sagt er etwas Falsches aus. Es ist also große Vorsicht am Platze, wenn wir andere Menschen der Lüge zeihen. Wir selbst aber sollten sorgsame Verwalter der Wahrheit sein. Ein Engel sollte an der Schwelle unseres Herzens Wache halten über alles, was in unsere Seele eingeht an Wahrheit von Gott oder von den Menschen, aber auch über alles, was aus unserer Seele ausgeht an Wahrheit, an Zeugnissen, an Aussagen zu den Menschen. Dieser heilige Engel sollte uns vor jedem unnützen Wort bewahren, er sollte uns auch zur Mitteilung der Wahrheit veranlassen, wann immer es notwendig und angebracht ist. Ja, eigentlich müßten zwei Engel an unseren Lippen und an unserem Herzen stehen, ein heiliger Cherub mit flammendem Schwert und ein heiliger Seraph mit flammendem Herzen.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die Zehn Gebote (17)

(Über Sinn und Ziel der Gebote Gottes)

10.11.2002

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir haben über viele Sonntage die ersten acht der Zehn Gebote betrachtet. Wenn wir heute uns dem 9. und 10. zuwenden, dann kann das ganz kurz geschehen, denn das 9. und das 10. Gebot sind ja nur Anwendungen des 6. und des 7. „Du sollst nicht begehren deines Nächsten Frau!“ „Du sollst nicht begehren Deines Nächsten Hab und Gut!“ Es wird uns damit nur gesagt, daß die Gebotserfüllung im Inneren anfangen muß und sich nicht begnügen darf mit der Unterlassung der äußeren bösen Tat. Das Innere muß beim Gebot den Ausschlag geben, und wer nur die böse Tat meidet und nicht den bösen Gedanken, nicht das böse Wollen, der hat das Gebot nicht vollkommen erfüllt. Wir sind ja manchmal in der Gefahr des Pharisäers, der meinte, er sei ein guter Mensch, weil er kein Räuber, kein Ehebrecher und kein Mörder sei. Aber das genügt nicht. Die Gebote müssen ganz erfüllt werden, auch im Herzen.

Wir wollen heute noch einmal den tiefsten Grund und das letzte Ziel aller Gebote uns vor Augen führen. Sie strömen ja aus der Liebe Gottes. Gott hat sie uns nicht gegeben, um uns zu quälen, zu belasten, zu bedrängen. Gott hat sie gegeben, um uns zu befreien, zu trösten und zu erheben. Wir müssen uns die innere Notwendigkeit der Gebote darstellen; sie sind keine Willkür-Satzungen, sondern sie ergeben sich notwendig aus der Ordnung der Welt und aus der Ordnung des Menschen. Es ist metaphysisch unmöglich, daß Vergehen gegen die Gebote dem Menschen in einer letzten Weise Nutzen bringen können. Irdisch gesehen ja, oberflächlich gesehen ja, für den Augenblick ja, aber auf die Dauer, in der Tiefe, vor Gott gesehen können Gebotsübertretungen uns kein Glück und keinen Frieden und keinen Erfolg beschern. Wir wollen uns vor Augen führen, daß die Gebote nicht nur eine Aufgabe sind, sondern auch eine Gabe. An jedem Sonntag beten wir Priester den längsten Psalm, den es in den 150 Psalmen gibt, den 118. Psalm. In diesem Psalm werden hunderte Male die Vorzüge der Gebote, der Satzungen, der Gesetze Gottes gepriesen. Mit gutem Grund. Die Gebote legen uns nicht nur Bindungen auf, sie vermitteln uns auch Befreiung. Die Gebote sind nicht nur Lasten, sondern sie sind auch Flügel, die uns erheben und über die Fährnisse und Untiefen dieses Lebens hinwegtragen. – Wir wollen diese Wirklichkeit der Gebote in drei Sätzen zusammenfassen, nämlich

1. Die Gebote sind Gesetze der Freiheit.
2. Sie sind Gesetze der Gemeinschaft und
3. sie sind Gesetze des Lebens.

Die Gebote Gottes sind Gesetze der Freiheit. Sie sind von der Freiheit gefordert, denn sie wenden sich an unsere Freiheit, ach, was sage ich, sie wenden sich an unsere Liebe, und es gibt nichts Freieres als die Liebe. Die Liebe ist immer frei geschenkt und frei gewollt. Deswegen sind die Gebote Gesetze der Freiheit, weil sie von der Liebe verlangt und erfüllt werden, weil aller Zwang ihnen fern ist. Sie sind dem Zwang entrückt. Die Gebote werden von der Liebe verlangt. Sie sind ein Ausdruck der Liebe Gottes, der uns sicher durch das Leben geleiten will. Die Gebote werden aber auch in der Liebe erfüllt. Sie überwinden alle Enge und Engherzigkeit, alle Kleinlichkeit und Kargheit. Die Gebote führen über das Ich hinaus, denn sie wenden sich alle an das Du, an das göttliche Du und an das menschliche Du. Sie führen deswegen über die Kargheit und über die Kleinlichkeit des eigenen Ich hinaus.

Ich habe schon manche Menschen getroffen, die fortwährend um sich kreisen und deswegen krank werden, die sich nicht zum anderen wenden und deswegen in sich verkrümmt sind. Sie würden frei werden, wenn sie sich dem Du zuwenden würden, dem göttlichen Du und dem menschlichen Du. Die Wendung zum Du bedeutet für den Menschen Freiheit, Freiheit von der Verkrümmtheit in das eigene Ich. Die Gebote führen deswegen auch zur Freiheit. Wenn man sich aus den Leidenschaften, aus den Lastern, aus den Trieben befreien will, dann braucht man sich nur an die Gebote zu halten; sie führen uns todsicher zur Freiheit. Die Überwindung der Leidenschaften, der Laster, der Triebe ist Erfüllung der Gebote. Und wenn zunächst ein gewisser Widerwille in uns sein mag, weil die Gebote eben dem fleischlichen Menschen lästig sind, mit wachsender Erfüllung wird er immer mehr inne, daß die Gebote Gesetze der Freiheit sind. Sie machen uns frei von unseren Leidenschaften, Lastern und Trieben. Die Menschen, welche die Gebote erfüllen, werden immer mehr geneigt, das zu tun, was ihnen auferlegt ist, weil sie erkennen, daß es sie frei macht. Die Gebote sind Gesetze der Freiheit.

Sie sind aber auch Gesetze der Gemeinschaft; denn sie wenden sich alle nach außen. Kein Gebot geht auf das eigene Ich. Alle gehen auf ein Du, auf das göttliche Du und auf das menschliche Du. Sie sind deswegen Gesetze der Gemeinschaft. Einmal deswegen, weil sie zur Gemeinschaft führen. Sie sind der Weg zur Gemeinschaft. Wenn irgendwo eine Gemeinschaft entstehen soll, dann muß man sich an die Gebote halten, denn die Gemeinschaft entsteht durch das freie und freudige gegenseitige Schenken. Der Geist der Gebote ist ein solches Schenken. In der Familie ist es der Geist der gegenseitigen Verantwortung, der gegenseitigen Ehrfurcht, des gegenseitigen Dienens. Im Volke ist es der Geist des Rechtes und der Rücksichtnahme, der aus bloßen Interessenten Volksbürger, Staatsbürger macht. In der Ehe ist es der Geist der schenkenden und der dienenden Liebe, die aus zwei Menschen wahrhaftig eins macht. Die Gebote sind der Weg zur vollkommenen Gemeinschaft. Die Gemeinschaft aber, wenn sie einmal besteht, will sich auch auswirken. Wie kann sie sich anders auswirken als auf dem Weg der Gebote? Wenn die Gemeinschaft einmal zustande gekommen ist, dann ist ihr Ziel durch die Gebote bestimmt. Was die Gebote sagen, das müssen die in der Gemeinschaft Verbundenen verwirklichen, also Anbetung und Ehrfurcht in den ersten drei Geboten, Liebe zu Eltern und Liebe zu Kindern, Achtung vor dem Nächsten, Treue, Wahrhaftigkeit, Erbarmung in den sieben anderen Geboten. Das ist doch, was die Gebote lehren. Und wenn die Gemeinschaft Bestand haben will, dann muß sie sich nach den Geboten richten, dann muß sie sich das Ziel setzen, diese Gebote vollkommen zu erfüllen, damit die Gemeinschaft erhalten bleibt in der Weise, wie sie zustande gekommen ist. Geht hin, so muß man denen, die in der Gemeinschaft leben, sagen, tut all das, was in den zehn Geboten steht, und dann wird eure Gemeinschaft Bestand haben, dann wird sie von Ehrfurcht und Nähe, von Zurückhaltung und Umarmung, von Liebe und Treue, von Verantwortung und Gehorsam bestimmt sein.

Die Gebote sind aber auch Gesetze des Lebens. Ohne die Gemeinschaft kann schon das leibliche Leben nicht bestehen. Wir sind als Menschen angewiesen auf die Gemeinschaft, wenn wir unser leibliches Leben erhalten wollen. Aber nicht nur in dem Sinne, daß uns die Nahrung gereicht wird und die Kleidung und die Wohnung bereitet wird, sondern in dem Sinne, daß wir Menschen haben müssen, die vom Geist der Gebote erfüllt sind; daß wir Menschen haben müssen, die einen sittlichen Willen haben; daß uns Menschen geleiten müssen, die die Gebote zum Ziel ihres Strebens und Lebens machen. „Nicht vom Brot allein lebt der Mensch, sondern von jedem Worte, das aus dem Munde Gottes kommt.“ Und die Gebote kommen aus dem Munde Gottes. Wenn der Mensch sie sich zu eigen macht, dann vermag er Leben zu erhalten. Ohne die Gebote, ohne Treue, ohne Liebe, ohne den Willen zum Kind wäre die Menschheit längst ausgestorben. Die Gebote weisen den Weg zum Leben; sie sind Lebensbedingung, sie sind Lebensvoraussetzung.

Die Gebote sind Gesetze des Lebens aber auch noch in einem anderen Sinne. Auch für unser geistiges Leben sind sie notwendig. Das Geistesleben besteht nicht nur im Verstand, das Geistesleben muß auch Willen und Herz umfassen. Die Verstandesgaben allein, ohne Willenszucht und ohne Herzenstakt und ohne Liebeskraft, sind eine verhängnisvolle Mitgift. Der Mensch muß nach Allseitigkeit seiner geistigen Kräfte streben, und wenn schon eine Kraft das Übergewicht haben soll, dann muß es der Wille sein und nicht der Verstand. Das eben bilden und stärken die Gebote Gottes: den Willen

und das Gemüt. Sie helfen uns, die verhängnisvolle Einseitigkeit des Intellektuellen zu überwinden. Außerdem bringen sie uns einen Reichtum an seelischen Haltungen. Sie lehren uns das Bejahen und Einfügen und entfernen uns vom Zersetzen und Zergliedern. Sie lehren uns Ehrfurcht vor der Wirklichkeit, das Schenken und das Dienen. Durch die Gebote lernen wir Bescheidenheit und Geneigtheit zum Opfer, Danken und Bereitschaft zum Tragen und Dulden. Diese Werte, diese Haltungen sind unerlässlich, damit unser eigenes Leben gelingt und damit es zum Segen wird für die anderen.

Wenn wir die Gebote betrachten, dann müssen wir dankbar sein unserem Gesetzgeber. Wir müssen ihm danken dafür, daß er uns Gebote der Freiheit, der Gemeinschaft und des Lebens gegeben hat. Wir wollen ihm in dieser Stunde sagen: Herr, zu wem sollen wir gehen, du allein hast Worte des ewigen Lebens!

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die Dogmen der Kirche (1)

(Über die Bedeutung der Dogmen)

17.11.2002

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.  
Geliebte im Herrn!

Wir haben an den vergangenen Sonntagen den Dekalog, das Zehn-Gebote-Gesetz Gottes uns vor Augen geführt. Die Gebote Gottes sind nicht bloß äußere Tafeln, die man durch äußere Erfüllung befriedigt beiseite legen kann. Nein, sie wenden sich an das Herz, an die Gesinnung; sie wollen durch ein Herz erfüllt sein, das Gott hingeneigt ist. Genau das ist es: Hinneigung zu Gott soll unsere Sittlichkeit bestimmen. Dann aber können diese Gebote nicht im leeren Raum schweben, sondern müssen eine Unterlage haben, und diese Unterlage muß sein die Welt Gottes, die Wirklichkeit Gottes, der Wille Gottes und das Wesen Gottes. Die Ethik im Christentum bedarf der Dogmatik. Die Gebote müssen auf Dogmen aufrufen, und das wird unsere Aufgabe an den kommenden Sonntagen sein, uns die wesentlichen Dogmen der Kirche vor Augen zu führen. Am heutigen Sonntag wollen wir bedenken, was ein Dogma ist. Wir wollen fragen nach dem Inhalt, nach der Form und nach der Kraft von Dogmen.

Wenn der moderne Mensch das Wort Dogma hört, da zuckt er zusammen, denn Dogmen kommen ihm als etwas Weltfernes und Lebensfremdes vor. Es sind für ihn leere und tote Worte – ausgenommen freilich seine eigenen Dogmen, die hält er hoch. Die modernen Dogmen lauten zum Beispiel: „Der Kündigungsschutz darf nicht angetastet werden.“ Dogma des DGB. Ein anderes Dogma lautet: „Die parlamentarische Demokratie darf nicht abgeschafft werden.“ Dogma des Grundgesetzes. Aber nicht von diesen Dogmen wollen wir sprechen, denn sie haben Menschen erfunden, und sie haben nicht die Qualität von den Dogmen, die wir hier zu besprechen haben. Wir wollen von den Dogmen Gottes sprechen.

Daß bei den Menschen, auch bei vielen Katholiken, der Eindruck entsteht, die Dogmen seien etwas Weltfernes und Lebensfremdes, hat mehrere Gründe. Dieser Eindruck nährt sich einmal aus der Unvollkommenheit und Schwäche des religiösen Lebens. Wer kein intensives religiöses Leben führt, der kann die Welt Gottes nicht verstehen. Der Eindruck nährt sich zweitens aus einem häufig unvollkommenen und unvollständigen Religionsunterricht. Wir alle wissen, wie weit der Religionsunterricht heute abgesunken ist und an wie vielen Stellen ein ungenügender Unterricht erteilt wird. Aber ich glaube, der Hauptgrund ist der dritte, warum die Dogmen als weltfern und lebensfremd empfunden werden, nämlich weil sie in unserer Welt nicht vorkommen. In unseren alltäglichen Lebenserscheinungen ist nicht die Rede vom dreifaltigen Gott, wird nicht gesprochen von der Eucharistie, denkt niemand an die Jungfrau und Gottesmutter Maria und erzählt niemand von den Heiligen im Himmel. Und erst recht gilt das von unserer öffentlichen Wirklichkeit, von der Öffentlichkeit in Politik und Wirtschaft, von unseren Weltrekorden und von unserer Weltpolitik. Da spricht niemand vom Erlösungstod Jesu oder von der Wirklichkeit des eucharistischen Opfersakramentes. Dieser Eindruck, es handle sich bei den Dogmen um etwas Weltfernes und Lebensfremdes, ist falsch. Die Dogmen sind von enormer Bedeutung für das Leben des Menschen und für das Gedeihen der Menschheit. Man muß nur das Leben in seiner Ganzheit betrachten, nicht einen herausgelösten Splitter. Man muß das Leben in seiner Tiefe ansehen, nicht in seiner Oberflächlichkeit, etwa nur in den animalischen Bedürfnissen, die wir haben. Die Dogmen haben es mit dem Leben zu tun, denn sie sind eine Wirklichkeit, die uns von Gott zugesprochen wird. Sie sind Wirklichkeiten, sie sind Tatsachen. Die Dogmen sind Wahrheiten, die real existieren.

Es sind freilich Wirklichkeiten, die uns nicht durch unseren Scharfsinn offenbar geworden sind, sondern dadurch, daß Gott selbst sie uns mitgeteilt hat. Dogmen sind Mitteilungen des liebenden Gottes. Sie reichen weit über unsere irdischen Erkenntnisse hinaus, weil sie aus der Welt Gottes kommen. Es muß also Gott etwas an ihnen liegen, daß er sie uns mitgeteilt hat, und sie müssen für uns von Bedeutung sein, weil Gott sie uns mitgeteilt hat. Die Dogmen sind Lebenswirklichkeiten, die uns Gott aus seinem eigenen Erleben erzählt hat, damit an ihnen unser Leben reife, gedeihe und in die Ewigkeit hineinwache. Der Inhalt der Dogmen ist in unseren Katechismen enthalten. Es handelt sich also in der Hauptsache um den dreifaltigen Gott, um die zwei Naturen in Christus, um die Erlösung und den Opfertod Christi, um die Gnade und die Sakramente, um die reinste Jungfrau und Gottesgebärerin, um die Heiligen des Himmels, um die Letzten Dinge Tod, Gericht, Himmel oder Hölle. Das sind die Dogmen, die Gott uns zugesprochen hat. Das sind die Wirklichkeiten, die er uns mitgeteilt hat. Das sind die Erkenntnisse, die er von uns aufgenommen wissen will.

Doch der Anstoß, den die Menschen an den Dogmen nehmen, gilt häufig weniger dem Inhalt als der Form. Die Dogmen werden uns ja in alten, altertümlichen Formeln dargestellt. Diese Formeln stammen aus dem 3., 4. Jahrhundert, und entsprechend haftet ihnen der Geruch des Altertümlichen, ja für manche des Veralteten an. In der Tat sind die Worte, mit denen die Dogmen ausgesprochen werden, etwas Menschliches, etwas Bedingtes, etwas Zeitgeschichtliches. Aber wie sollte denn Gott uns seine Wirklichkeit eröffnen, wenn nicht mit menschlichen Worten? Wie sollte er uns etwas über die Welt Gottes mitteilen, wenn nicht mit Begriffen und Vorstellungen, die unserem menschlichen Verständnis angepaßt sind? Es war gar nicht anders möglich, als daß Gott bei seiner Mitteilung sich menschlicher Worte, Vorstellungen und Begriffe bedient. Diese Worte, Vorstellungen und Begriffe sind gewiß etwas Schwaches. Sie sind nicht die Wirklichkeit selbst, sondern sie weisen nur auf die Wirklichkeit hin. Wenn wir ein Bild zeichnen von einem Haus oder einer Maschine, dann ist das Bild nicht das Haus oder die Maschine, sondern das Bild weist auf das Haus oder die Maschine hin. Ähnlich weisen auch die Begriffe und Worte, mit denen wir die Dogmen ausdrücken, auf die Wirklichkeit Gottes hin, auf eine Wirklichkeit freilich, die weit höher ist als die, die wir mit irdischen Begriffen ansonsten ausdrücken und anreißen.

Begriffe und Worte sind andererseits etwas Starkes. Denken wir an den Begriff „Heimat“. Wer möchte dieses Wort missen? Da wird doch unser Herz warm, da schlägt es doch höher, da ist es doch bewegt oder erschüttert, wenn wir dieses Wort hören: Heimat. Oder wer möchte das Wort „Mutter“ oder „mein Kind“ oder „mein Geliebter“ ersetzen? Diese Worte sind unersetzlich. Sie meinen etwas Starkes und Schönes und Erhabenes, und wenn wir diese Worte fallen lassen, dann würde etwas von der Wirklichkeit unserem Bewußtsein entschwinden, das durch diese Worte ausgedrückt wird. So ist es auch mit den Worten und Ausdrücken und Begriffen, mit denen die Wirklichkeit Gottes uns nahegebracht werden soll. Sie weisen auf die Wirklichkeit hin, sie deuten die Wirklichkeit, und wir hätten die Wirklichkeit nicht ohne diese Worte und Begriffe. Deswegen hat das kirchliche Lehramt immer - auch unter Verlusten - nicht nur an der Wirklichkeit festgehalten, die mit diesen Worten ausgedrückt wird, sondern auch an den Worten, an den Begriffen, mit denen sie ausgesagt sind. Man kann nicht anders sprechen als vom dreipersönlichen Gott. Man kann nicht anders sagen, als daß zwei Naturen in Christus sind. Man muß die Jungfrau und Gottesmutter als die Gottesgebärerin bezeichnen, wenn man die Wirklichkeit erfassen will, die an ihr durch Gottes Wirksamkeit geschehen ist.

Die Formen und Formeln sind also unerlässlich, um den Inhalt zu bewahren. Man darf sie nicht preisgeben, wenn unserem Bewußtsein nicht der Inhalt entschwinden soll. Ja, mit den Formen und Formeln würde sogar ein Teil der Kraft dieser Wirklichkeiten uns genommen werden; denn die Wirklichkeit, die mit den Dogmen bezeichnet wird, die hat eine Kraft, die wirkt. Alles auf Erden ist wirksam; selbst die unbelebten Dinge wirken. Wir haben den Begriff der „trägen Masse“, den die Physik früher verwendet hat, aufgegeben zugunsten des Begriffes der „bewegten Energie“. Erst recht sind wirksam die Organismen, ist wirksam der Geist, und in einer ganz unaussprechlichen Weise wirksam ist die Wirklichkeit Gottes, ist die Welt Gottes, die wir in den Dogmen bezeichnen. Sie ist einfach da, und sie wirkt. Ob die Menschen es wahrnehmen oder nicht, ob sie achtlos oder ungläubig daran vorübergehen, das ändert an der Wirklichkeit Gottes nichts. Diese Wirklichkeit ist da und ist wirksam.

Wer die Wirklichkeit Gottes mißachten würde, der würde nicht an der Wirklichkeit etwas ändern, sondern seine eigene Wirklichkeit zerstören. Der Herr hat es selbst von einem der Dogmen gesagt, nämlich von dem Dogma seiner Messianität: „Der Stein, den die Bauleute verworfen haben, der ist zum Eckstein geworden. Wer an diesen Stein stößt, der wird daran zerschellen, und auf wen dieser Stein fällt, den wird er zermalmen.“ Wenn es schon nicht gleichgültig ist, ob Gott dreifaltig ist, ob auf den Altären der lebendige Leib Christi gegenwärtig wird, wenn das schon nicht gleichgültig ist, wenn es auch die Menschen nicht wahrhaben wollen, was muß erst dann werden, wenn Menschen diese Wirklichkeiten bewußt in ihr Seelenleben aufnehmen, wenn sie sich die Dogmen zu eigen machen, wenn sie die Dogmen internalisieren! Was muß aus solchen Menschen geschehen?

Ein Mensch, der an den dreifaltigen Gott glaubt, dessen Leben wird anders aussehen als das Leben eines Menschen, für den Gott ein Fragezeichen ist. In dem Leben und in dem Schaffen eines Menschen, der an den menschgewordenen Gott glaubt, wird es anders aussehen als in dem eines Menschen, der von Christus nichts wissen will. Ein Mensch, der in der Morgenstunde in die Kirche eilt, um Gott anzubeten und sich ihm aufzuopfern, dessen Leben wird anders aussehen als das eines Menschen, der jede Kirche in ein Kino verwandeln möchte. Ein Mensch, der Maria verehrt, wird anders zum Frauengeschlecht stehen als ein anderer, der nur mit der Peitsche zur Frau gehen will. Ein Mensch, der an die Ewigkeit glaubt, wird anders leben und sterben als ein Mensch, für den mit dem Tode alles aus ist. Ein Mensch, der betet, wird andere Morgen- und Abendstunden haben und andere Nächte als einer, der auf sein einsames Ich zurückgeworfen ist. „O gönnt mir den letzten Trunk aus diesen Schalen, bevor ich hinab muß in die grauen Gründe. O gönnt ihn mir als letzte meiner Qualen!“ So haben Leute geschrieben, die nicht an die Ewigkeit glaubten und die mit dem Tode ins Nichts zu versinken wähten. „Gönnt mir den letzten Trunk aus diesen Schalen! O gönnt ihn mir, ehe ich hinab muß in die grauen Gründe! O gönnt ihn mir als letzte meiner Qualen!“

Wer an die Dogmen glaubt, der ist ein anderer Mensch, der hat einen Inhalt, der sein Leben ausfüllt. Wer an die Dogmen glaubt, der hat eine Majestät, vor der er anbetend knien kann. Wer an die Dogmen glaubt, der hat eine Zutraulichkeit, die ihn erquickt. Wer an die Dogmen glaubt, der wird ein Leben führen, in dem das Ich an zweiter oder dritter oder letzter Stelle kommt. Gewiß werden durch die Dogmen nicht alle Rätsel gelöst. Die Dogmen können sogar neue Rätsel aufgeben. Aber es sind nicht die Rätsel, an denen man sich krank grübelt, sondern es sind die Rätsel, an denen man sich gesund weint. Es sind die Rätsel einer sternenhellen Nacht, die schon dem Morgen entgegengieht. Gewiß werden nicht alle Menschen, die an die Dogmen glauben, fehlerfrei sein. Sie werden ihre Unzulänglichkeit mitschleppen und vielleicht auch ihre Sünden. Aber das ist es ja eben, daß bei ihnen alles von ungeheurer Bedeutung ist und einen letzten Ernst besitzt. Das wäre das Unerträglichste vom Unerträglichen, wenn alles gleichgültig und nichtssagend und irrelevant wäre. Unsere Kinder und unsere Frauen, unsere Männer und unsere Helden, unsere Völker und unsere Geschichte – wenn das alles nichts wäre! Nein, die Dogmen belehren uns, daß alles ernstgenommen werden muß, weil alles von Gott kommt und alles zu Gott geht. Sie lehren uns, die Wirklichkeit und unsere Aufgaben und unseren Tod ernstzunehmen, weil Gott in all diesen Wirklichkeiten anwesend ist durch seine Macht und durch seine Güte.

Wenn wir also, meine lieben Freunde, von den Dogmen hören, die Gott uns zugesprochen hat, die Gott von uns angenommen und aufgenommen wissen will, die unser Leben leiten und lenken sollen, dann wollen wir nicht verständnislos oder achtlos daran vorübergehen, sondern wir wollen wissen, daß wir damit die Wirklichkeit Gottes anrühren, daß diese Wirklichkeit Gottes uns trägt und hält, daß diese Wirklichkeit Gottes unser Glück und unser Friede ist.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die Dogmen der Kirche (2)

(Über das Dogma von der Menschwerdung)

24.11.2002

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir hatten uns vorgenommen, die Dogmen des Christentums zu betrachten. Wir hatten gesagt, diese Dogmen sind nichts Totes, sondern etwas Lebendiges. Sie sind lebendig in doppelter Weise, einmal durch die Tatsache, durch die Wirklichkeit, die in ihnen ausgesprochen wird, zum anderen durch unseren Glauben, durch unsere Überzeugung von ihrer Wirklichkeit.

Die Lebensmacht, die Lebendigkeit und die Kraft des Dogmas zeigt sich vor allem in den Dogma von der Menschwerdung. Dieses Dogma ist lebensmächtig und lebenskräftig, denn dadurch ist die Kirche gegründet worden. Seitdem Johannes die unsterblichen Worte schrieb: „Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt“, seit diesem Tage haben sich unzählige Knie gebeugt, um dem auf Erden angekommenen Gott zu huldigen. Seit der Menschwerdung Gottes hat eine ganze Literatur sich gebildet, haben die Werke der Kunst dieses Ereignis verherrlicht. Wer denkt nicht an die ergreifenden Töne im Credo der Missa Solemnis von Beethoven, wenn es heißt: „Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt“! Dreimal am Tage künden von allen Türmen der Christenheit die Glocken den Jubelruf: „Der Engel brachte Maria die Botschaft, und sie empfing vom Heiligen Geiste.“ Und im dunklen Lauf des Jahres scheint ein heller Klang auf an Weihnachten, wenn wir die Menschwerdung Gottes feiern. Ja, wir zählen die Jahre nach diesem Ereignis. Jedes Jahr ist ein Jahr des Herrn, nämlich ein Jahr des auf Erden erschienenen Herrn und Gottes. Dieses Dogma von der Menschwerdung ist wahrhaftig ein lebendiges und lebenweckendes Dogma durch seine Tatsache und durch unseren Glauben an diese Tatsache.

Die Tatsache der Menschwerdung ist schon deswegen bewundernswert, weil sie ein Werk Gottes ist. Es ist das zweite Werk Gottes. Das erste Werk Gottes war die Schöpfung. In der Schöpfung hat Gott, der unbewegte Bewegte, die ursachlose Ursache, eine ganze Welt geschaffen, hat Gott aus dem Nichts eine Welt ins Leben gerufen, ist durch sein mächtiges Wort eine neue außergöttliche Wirklichkeit geschaffen worden. Aber durch die Menschwerdung ist ebenfalls eine Schöpfung erfolgt, eine neue Schöpfung und eine Schöpfung, die über die erste hinausliegt. Was in der ersten Schöpfung geschah, das ist gewaltig und fruchtbar. Aber was in der zweiten Schöpfung geschah, das ist noch gewaltiger und noch fruchtbarer. In der ersten Schöpfung hat Gott, der geniale Geist, die Gedanken seines Geistes verwirklicht, aber wir wissen, daß auch der größte Künstler immer in seinem Schaffen zurückbleibt hinter den Ideen, hinter dem Glanz seiner Gesichte, und daß seine schöpferischen Befehle nicht so umgesetzt werden, wie sie sich in seinem Inneren darstellen. Und so bleibt es auch bei den Schöpfungen Gottes so, daß die Schöpfungswerke weit zurückbleiben hinter dem Schöpfer. Sie sind in weiter Entfernung von dem Schöpfer gelegen. Gewiß, wir können aus der Schöpfung den Schöpfer erkennen, aber wir können aus der Schöpfung nur dunkel die Größe dieses Schöpfers ahnen. Die Werke Gottes liegen weit, weit entfernt von Gott selbst. In unerstiegblichen Höhen und in unerschöpflichen Tiefen wohnt Gott. Er ist infolge der Schöpfung ein wirksamer Gott, doch er bleibt ein verborgener Gott. Seine Wirklichkeit überragt alle seine Geschöpfe.

Aber im zweiten Werk Gottes, in der Menschwerdung, ist er uns nahe gekommen. Da ist er nicht bloß der Herr der schöpferischen Befehle, der die Dinge ins Dasein ruft. Da ist er nicht bloß der ursachlose Verursacher, der alles schafft. Da ist er auch nicht mehr bloß der tragende Grund, der alles

ins Leben ruft. Nein, in der Menschwerdung ist er uns nahe gekommen, so nahe, daß man mit dem Finger auf ihn zeigen kann: Seht, das Lamm Gottes! So nahe, daß er Wohnung bei uns genommen hat, daß er sich in unsere Zeltwohnung hineinbegeben hat. Er ist ein Mensch geworden. Und der Mensch steht ja in der Mitte aller Weltstraßen, dort, wo alle Geschöpfe sich treffen, die hellen und die dunklen, die geistigen und die nichtgeistigen Geschöpfe. Ein Mensch wollte Gott werden.

Da ist, meine lieben Freunde, die große, die erschütternde, die bewegende Frage beantwortet, die alle Leidträger, alle weinenden, alle ratlosen und hilflosen, alle enttäuschten und verbitterten Menschen bewegt: Wo ist nun dein Gott? Diese Frage ist nun gelöst: Hier ist dein Gott, hier, wo Jesus Mensch geworden ist aus der Jungfrau Maria, hier, wo er Zeltwohnung bei uns aufgeschlagen hat, hier ist er da. Und wenn er da ist, ist er auch wirksam. Was da ist, ist auch wirksam. Er ist in die Reihe der Weltkräfte eingetreten. Er ist auf den Schauplatz der Weltbewegungen gekommen, ja, er ist selbst ein Weltkämpfer und ein Weltarbeiter geworden. Die Welt kann nun nie mehr so werden, wie sie vor der Menschwerdung Gottes war. Seitdem Christus, der Gottessohn, Mensch geworden ist, ist die Welt verändert. Sie ist konsekriert, sie ist geweiht. Es ist seitdem lichter, heller in dieser Welt geworden.

Das wissen wir ja schon aus unseren menschlichen Erfahrungen, wie es uns tröstet, wenn eine Blume, ein Tier in unser Dasein tritt, oder gar, wenn ein Mensch uns besucht. Wenn das ein starker, ein schöner, ein tapferer, ein zuverlässiger, ein heiliger Mensch ist, wie sind wir getröstet und aufgerichtet! Und nun ist dieser Mensch gekommen, dieser wirklich einmalige, dieser einzigartige, dieser besondere Mensch, der Gottmensch. Da kann es nicht anders sein, als daß er Helligkeit, Kraft und Reichtum, Sicherheit, Mut und Freude mit sich bringt. Es kann nicht anders sein; denn wo Gott ist, da ist das Licht; wo Gott ist, da ist die Kraft; wo Gott ist, da ist der Reichtum; wo Gott ist, da ist der Trost. Schon mit seinem Kommen muß etwas Neues in unserer Welt geschehen sein, etwas Neues und Einzigartiges, etwas Großes und Erhabenes.

Die Tatsache, daß Gott Mensch geworden ist, wird aber nun uns bewußt. Sie wird von uns aufgenommen, und sie bestimmt unser Denken und Wollen. Wir glauben an sie, und dieser Glaube an die Tatsache hat eine doppelte Wirkung. Er bedeutet die Entscheidung für den Geist und die Entscheidung für die Güte.

Das Kommen Gottes in die Welt besagt die Entscheidung für den Geist. Sie kennen alle die pantheistischen Erklärungsversuche, wie die Welt und das All entstanden sein soll: im Anfang eine dumpfe, dunkle, unbewußte Masse Stoff, und die ringt sich dann in ungemessenen Zeiträumen empor zur Bewußtheit, zur Lebendigkeit, ja zum Geist, und auf dem Gipfel, auf dem vorläufigen, aber vielleicht auch auf dem endgültigen Gipfel, da steht der Mensch. Der Geist steht also am Ende; am Anfang ist nur dumpfe, stumpfe Masse. Das Unbewußte und Unpersönliche steht am Anfang. Dagegen erhebt sich das Dogma von der Menschwerdung. Nicht das Unpersönliche, sondern das Persönliche steht am Anfang. Nicht die dumpfe Masse, sondern der Geist, der Geist Gottes, steht am Anfang. Nicht etwas Unvollkommenes arbeitet sich empor zum Besseren, sondern der Vollkommenste von allen geht in das Unvollkommene ein, nimmt eine menschliche Natur an. Der Geist steht am Anfang. Das freie, schöpferische Ja, das Helle, Bewußte, Persönliche, die Initiative, die ist am Beginn von allem. Das ist auch in unserem Leben so, das ist auf der ganzen Welt so, das gilt für alle menschlichen und göttlichen Verhältnisse. Nicht der Zwang, sondern die Freiheit bestimmt alles, nicht das Dunkle und Dumpfe führt empor, sondern das Helle und Lichte begibt sich hinab. Es ist kein Zufall, meine lieben Freunde, daß die europäische Bevölkerung, die das Christentum, wenn auch noch so unvollkommen, angenommen hat, seit Jahrhunderten zum führenden Teil der Menschheit gehört, daß von ihr die großen Entdeckungen und Erfindungen ausgehen. Sie ist der große Kulturträger und Lebensträger, und das hängt offensichtlich zusammen damit, daß sie das Dogma von der Menschwerdung, wenn auch noch so unvollkommen, in sich aufgenommen hat. In dieser Menschheit ist die lähmende Angst vor dem Schicksal der freudigen Sicherheit der Geborgenheit in Gott gewichen. In dieser Menschheit ist die Macht des Denkens und des Wollens über die dunkle Triebhaftigkeit Sieger geworden. Die Menschwerdung, der Glaube an die Menschwerdung besagt den Glauben an die Sieghaftigkeit des Geistes. Sie ist eine Entscheidung für den Geist.

Sie ist auch eine Entscheidung für die Güte. Wenn Gott ein Mensch geworden ist, wenn er in diese Welt herabgestiegen ist, dann kann das nur besagen, daß das Dasein ein Wert ist. Es ist nicht so, daß man am Dasein verzweifeln muß. Es ist nicht so, daß das Dasein und das Leben ein Fluch ist, den man abschütteln muß, sondern wenn Gott ein Mensch geworden ist, dann muß das Dasein, das Aufbauen, das Erschaffen etwas Wertvolles, etwas Reiches, etwas Erstrebenswertes sein. Und erst recht muß das Menschsein etwas Wertvolles, etwas Erhebendes, etwas Beglückendes sein. Gott ist ja nicht abgefallen zum Unvollkommenen, sondern er, der Vollkommene, hat sich etwas Wertvolles angeeignet. Das Menschsein kann seitdem nicht ein fluchwürdiges Schicksal, ein jämmerliches Los, eine beweinswerte Geworfenheit sein. Nein, seitdem Gott ein Mensch geworden ist, muß trotz aller Begrenztheit und Dunkelheit das Menschsein etwas Wertvolles und etwas Beglückendes sein.

Und auch die Menschheit, die Menschheit insgesamt muß etwas Großes und etwas Erhebendes sein, weil Gott aus Liebe zu ihr in der Mitte wohnen wollte. Die Menschheit, so bedrückend sie uns manchmal anmuten kann, so beweinswert so vieles in der Menschheit ist, die Menschheit als solche, das Ewige, das Wesentliche der Menschheit muß etwas Großes, etwas Wertvolles, etwas vor Gott Wertvolles sein. Deswegen kann man auch die Menschen, jeden Menschen lieben. Jeder Mensch hat etwas Liebenswertes an sich. Jeder Mensch ist, weil Gott seine Natur angenommen hat, uns aufgegeben, ihn anzunehmen und ihn zu lieben. Ja, auch das eigene Leben, so dunkel und so beklagenswert es oft sein mag, so befleckt und so widerwärtig es uns manchmal vorkommen mag, auch das eigene Leben muß liebenswert sein. Denn Gott hat die menschliche Natur angenommen und damit auch unser Leben geheiligt. Er hat uns den himmlischen Vater geoffenbart und damit gezeigt, daß wir von Gott angenommen sind, daß wir von Gott geliebt sind. Er hat zu uns kommen wollen und unter uns wohnen wollen. Das Dogma von der Menschwerdung läßt uns deswegen die Erde, den Menschen und unser Leben lieben, und alle Verzagtheit und Verzweiflung kann von uns abfallen, wenn wir uns in dieses Dogma, dieses lebenskräftige Dogma von der Menschwerdung, hineinversetzen. Dieses Dogma, das wir jeden Tag preisen und jubelnd verkünden: Er ist ein Mensch geworden! Er ist ein Mensch geworden und hat unter uns gewohnt!

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die Dogmen der Kirche (3)

(Über das Dogma von der Dreifaltigkeit Gottes)

01.12.2002

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn! Die Menschwerdung des Gottessohnes macht uns ein Geheimnis kund, das auf den ersten Blick überraschend wirkt, nämlich das Geheimnis, daß in Gott nicht einer ist, sondern eine Mehrheit, ein Zweiter und ein Dritter. In Gott gibt es nicht nur den Vater, sondern auch den Sohn und den Heiligen Geist, und die sind so sehr voneinander verschieden, daß nur von einem von ihnen gesagt werden kann: Er ist ein Mensch geworden, nämlich von der zweiten Person, vom Sohne Gottes. Ihre Verschiedenheit hindert nicht die Einheit des göttlichen Wesens. Die drei, die da sind, besitzen die gleiche Natur und die gleiche Würde, das gleiche Sein und das gleiche Wesen.

Die Theologie hat mit Hilfe der griechischen Philosophie die Wahrheit von der Dreipersönlichkeit Gottes in die Formel gefaßt: Eine Natur und drei Hypostasen. Hypostasen, das heißt drei Träger, drei persönliche Träger des göttlichen Wesens. Das Geheimnis der Dreifaltigkeit wäre uns niemals aufgegangen ohne göttliche Mitteilung. Wir wissen nur davon, weil Gott es uns gesagt hat, und wir können es auch nach seiner Mitteilung nicht ausschöpfen. Die Tatsache ist uns durch Gottes Offenbarung gewiß, aber das Wesen und die Eigenart dieser Tatsache bleibt uns verschlossen.

Ist denn aber dann die Dreifaltigkeit, die Dreieinigkeit, die Dreipersönlichkeit Gottes ein lebendiges Dogma, oder ist es nur etwas, was unser Denken beschäftigen soll? Greift dieses Dogma in unser Leben ein? Hat es einen Lebenswert und eine Lebensmacht? Gewiß, wir spenden die Taufe im Namen des dreifaltigen Gottes, wir geben den Segen im Namen des dreieinigen Gottes, wir beten im Glaubensbekenntnis zum Vater und zum Sohn und zum Heiligen Geist. Im gläubigen Mittelalter hat man kaum eine wichtige Handlung unternommen, ohne den dreifaltigen Gott anzurufen. Da wurden Friedensschlüsse im Namen des dreifaltigen Gottes getätigt, da hat man Urkunden im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes begonnen. Schenkungen und Testamente wurden aufgesetzt im Namen des dreieinigen Gottes. Dieser Alltagsgebrauch sagt etwas über die Lebensmacht des Dogmas von der Dreieinigkeit aus. Wir können mit Hilfe dieses Dogmas in drei Lebensräume hineinschauen, in den Lebensraum des Sohnes, in den Lebensraum Gottes und in den Lebensraum der Menschen.

Das Dogma von der Dreipersönlichkeit Gottes öffnet uns einen Blick in den Lebensraum Jesu. Sein Leben war nichts anderes als ein Leben im dreipersönlichen Gott, im Vater und im Heiligen Geist. Vom Vater geht er aus. Bevor Abraham ward, ist er beim Vater. Vom Vater wird er zu uns gesandt und zum Vater kehrt er wieder heim. „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist.“ Das Leben Jesu war ein Leben im dreifaltigen Gott. Vom Vater wird er gesandt zu uns, und zum Vater kehrt er heim von uns. Der Vater legt ihn uns ans Herz, und unsere Nähe zum Vater bringt gleichzeitig die Nähe zu ihm und zum Heiligen Geist. Wahrhaftig, das Leben Jesu war ein Leben im dreifaltigen Gott. Das Abba-Sagen, das Vater-Sagen war das Wesentliche seines Lebens. Er ist vom Vater ausgegangen, und er kehrt zum Vater zurück. Wenn wir in das Leben Jesu hineinschauen, dann sehen wir, daß dieses Leben überwölbt ist von der Liebe zum Vater. Der Vater ist seine ganze Freude. „Der Vater liebt mich“, sagt er mit zitternder Innigkeit. Der Vater ist sein Gebet. „Vater, ich danke dir für diese Stunde.“ Der Vater ist seine Norm. „Nicht mein Wille geschehe, sondern der deine.“ Wahrhaftig, das Leben Jesu war ein Leben im Banne des dreieinigen Gottes. „Ich bin im Vater, und der Vater ist in mir.“ Und er sendet den Geist, der vom Vater und vom Sohne zusammen ausgeht.

Vom Leben Jesu, vom Innenraum des Lebens Jesu, fällt dann ein Blick auf den Innenraum der Gottheit. Die Gottheit ist ein Schenken und Empfangen. Das ist das Charakteristische in Gott: ein Schenken und ein Empfangen. Der Sohn ist nichts anderes als das Empfangen des Wesens des Vaters, und der Heilige Geist ist nichts anderes als das Empfangen des göttlichen Wesens aus der Hand des Vaters und des Sohnes. Das Leben Gottes, das innere Leben Gottes ist ein Verströmen, ein Austausch, ein Eingehen und Ausgehen vom Vater über den Sohn zum Heiligen Geist.

Der Evangelist Johannes nennt die zweite Person in Gott das „Wort“, den „Logos“. Damit will er aussagen, daß der Sohn nichts anderes ist als die Aussprache des Vaters. Indem der Vater sich selbst ausspricht, entsteht, wenn ich so sagen darf, der Sohn, von Ewigkeit her selbstverständlich, nicht in der Zeit. Der Sohn ist die Aussprache des Vaters, er ist das Wort des Vaters, er ist das Wissen Gottes des Vaters um sich selbst. Deswegen sagt der Hebräerbrief, daß Jesus, der Gottessohn, das Abbild, das Ebenbild des Vaters ist. Und um jede geschöpfliche Aussage von ihm zu vermeiden, hat die Theologie das Wort vom „Zeugen“ eingeführt. Zeugen heißt eben, ein Ebenbild von sich selbst erwecken. Das eben ist das Ebenbild des Vaters: der Sohn, der vom Vater hervorgeht. Und aus beiden geht hervor der Heilige Geist, denn der Hervorgang des Sohnes aus dem Vater ist überwölbt von der Liebe, und wenn die Liebe auf ihren Gipfel steigt, dann wird sie eine Person, und diese Person nennen wir den Heiligen Geist. Dieses Atmen in Gott, dieser Pulsschlag in Gott, dieser Tonfall in Gott ist der Heilige Geist. Er ist eine lebendige Wirklichkeit, eine Person. Er geht vom Vater und vom Sohne aus durch Hauchen, durch Atmen, und das soll ebenfalls wieder ausdrücken, daß es eben nicht eine Schöpfung ist, daß nicht eine Kreatur hervorgebracht wird, sondern daß ein Gleichbild des Vaters und des Sohnes im Heiligen Geist entsteht.

Von dem Geheimnis der Dreifaltigkeit, des dreifaltigen Lebens in Gott fällt auch ein Licht auf den Menschen. Der Mensch ist nämlich ein Nachhall und soll ein Nachbild Gottes werden. Der Mensch ist ein Nachhall Gottes, also ein Echo gewissermaßen. Sie kennen vielleicht die Sage von der Wundermuschel. Sie ist am Meere aufgewachsen und entstanden, aber dann wurde sie ins Land getragen, und wenn man sie ans Ohr hält, dann vernimmt man noch das Rauschen des Meeres in dieser Muschel. Ähnlich-unähnlich ist es mit der Schöpfung; sie ist ein Nachhall Gottes. Alles was schön und stark und lebenskräftig in der Schöpfung ist, das ist eine wunderbare Schöpfung Gottes. Ja, wahrhaftig ein Nachhall Gottes, ein kreatürlicher Nachhall Gottes. Natürlich vor allem der Mensch. Wenn der Mensch mit Zeugungskraft ausgestattet ist, mit leiblicher und geistiger Zeugungskraft, dann ist er in einem besonderen Sinne ein Nachhall des göttlichen Lebens, des innergöttlichen Lebens. Ähnlich-unähnlich wie der Vater den Sohn zeugt, so zeugen Menschen ein Kind in körperlicher Zeugung, aber so gibt es auch eine geistige Zeugung, von der meinetwegen der heilige Paulus spricht, wenn er sagt, er sei der Vater derer, die er im Glauben hervorgebracht hat, die er zum Glauben geführt hat. Das ist eine geistige Zeugung, und die ist eben wiederum ein Abbild, ein Nachhall des innergöttlichen Geschehens.

Der Mensch soll auch ein Nachbild werden, ein Nachbild des innergöttlichen Lebens. Das vollzieht sich in der Begnadung. Indem der Mensch die Gnade empfängt, entsteht in ihm ein Lebensraum, in dem sich das göttliche Leben vollzieht. Ja, wahrhaftig, nicht weniger und nicht mehr ist es: Durch die Begnadung entsteht im Menschen ein Lebensraum, in dem sich das göttliche Leben vollzieht. Das ist ein Ausgehen und Eingehen, das ist ein Schenken und Empfangen, das sich in der Seele des begnadeten Menschen abspielt. Jesus sagt es ja: „Wir werden kommen und in ihm – im begnadeten Menschen – Wohnung nehmen.“ Gott nimmt Wohnung im begnadeten Menschen und vollzieht in ihm sein göttliches Leben. Das liegt in Tiefen, die wir natürlich mit den Sinnen nicht erfassen können und die wir selbst mit dem Verstand nicht begreifen können. Er ist eben ein Gott der dunklen Kammer; er ist ein verborgener Gott. Aber er ist ein Gott, der seine Verheißungen erfüllt. Wenn er sagt: „Wir werden kommen“, dann kommt er auch. Gott wirkt in unserer Seele und will in unserer Seele ein Nachbild seines Wesens schaffen. Die Heilige Schrift spricht von einer „Teilnahme an der göttlichen Natur“. Wer begnadet ist, ist teilhaftig der göttlichen Natur, er ist also erhoben zu göttlichem Sein. Unbegreiflich, unfaßlich – und doch wirklich!

Diese Wirklichkeit will aber auch wirksam werden. Sie will wirksam werden in unserem Handeln, in unserem Tun, in unserem Lassen. Es muß also auch in unserem Leben ein Strömen und Verströmen sein, ein Schenken und ein Empfangen. Es muß also in unserem Leben eine Solidarität sein, ein Füreinander und Miteinander. Wir haben ja an den vergangenen Sonntagen gesehen, daß der Mensch nur zur Vollkommenheit kommt, wenn er sich selbst überschreitet, wenn er sich selbst verläßt, wenn er das eigene Ich überwindet, wenn er zum Du kommt, wenn er das Dusagen lernt in Liebe, in Geduld, in Großmut. Nur so kommt der Mensch zur Vollkommenheit. Und jetzt begreifen wir auch, warum er nur so zur Vollkommenheit kommt: weil er das göttliche Leben, das in ihm ist, nachvollziehen muß, weil er das ausdrücken muß, was Gott in seiner Seele kraft der Gnade vollzieht. Deswegen muß der Mensch zum Nächsten gehen und solidarisch sein mit ihm, ihm die Liebe erweisen, und wenn es noch so schwer fällt.

Das Beste, was Gott uns schenken konnte, war die Teilnahme an seinem göttlichen Leben. Das Beste, was wir einander schenken können, ist ein aus diesem göttlichen Leben entspringendes Füreinander und Miteinander. Wir sollen nicht nur selbst uns Stirn und Mund und Brust bezeichnen mit dem Kreuzeszeichen und sprechen: „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes“, sondern wir sollen es auch einander tun und zueinander sagen: „Gesegnet seist du im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die Dogmen der Kirche (4)

(Über das Dogma von der Gottessohnschaft Christi)

08.12.2002

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn! Es war allezeit die Sehnsucht der Menschen, Gott zu schauen. Sie meinten ihn zu finden im Sturm und im Feuer, in der Wolke und im krachenden Donner, aber es war niemals Gott selbst. Es war im günstigsten Falle ein Werk seiner Macht, vielleicht sogar ein Wunder seiner Allmacht, aber es war niemals Gott selbst. Nur in einem Punkte ist Gott sichtbar, fühlbar und greifbar geworden, nämlich in dem Menschen Jesus Christus. Es hat einmal einen Menschen gegeben, einen historischen Menschen, der unter uns gelebt hat, der von sich sagen konnte: „Ich und der Vater sind eins.“ Wir haben am vergangenen Sonntag die Tatsache der Menschwerdung betrachtet. Wir müssen uns heute das Ergebnis dieser Menschwerdung vor Augen führen, nämlich das Dogma, daß Jesus der Christus der Sohn des lebendigen Gottes ist.

Dieses Dogma ist die Grundlage des christlichen Glaubens, die Grundlage der christlichen Kirche. Das hat Rudolf Augstein gewußt, als er in seinem „Spiegel“ die Grundlagen des Christentums zu vernichten unternahm. Das hat er gewußt. und deswegen müssen wir heute uns diese Grundlagen vor Augen führen: Jesus, der genannt wird der Christus, der da ist der lebendige Gott. Wir wollen in drei Schritten uns die Wirklichkeit Jesu vor Augen führen, nämlich 1. Jesus, der Mensch, 2. Jesus, unser Gott und 3. Jesus, der Gottmensch.

Jesus war ein wirklicher Mensch, ein Mensch, dem nichts Menschliches fern war, ausgenommen das allzu Menschliche und das Untermenschliche. Denn das haben auch alle seine Gegner und seine Feinde gesehen, daß an ihm keine Sünde war. Aber alles, was zu einem Menschen gehört, das war in ihm, also Lachen und Weinen, Leid und Glück, Lieben und Zürnen. In ihm waren die menschlichen Verhältnisse, also Freunde und Feinde, Kinder und Kranke, eine Mutter und eine Heimat, aber auch eine Fremde und eine Heimatlosigkeit. Er war ein voller und ganzer Mensch. Auch die Natur stand in seinem Leben, die Berge und das Meer, die Blumen und die Felsen, aber auch die Nacht und der Tod. Jesus war ein ganzer und voller Mensch.

Er war auch ein hochbegabter Mensch. Nicht in dem Sinne, wie wir es meinen, daß er Entdeckungen oder Erfindungen oder Eroberungen gemacht hat. Er hat kein Buch geschrieben. Seine Begabung lag in seiner Persönlichkeit, in dem, was er war. In seiner Wirklichkeit, da war seine Begabung geborgen. Er war ein Mensch, in dem die größten Spannungen waren, ohne daß sie zu einem Gegensatz führen. Er war ein harmonischer und ausgeglichener Mensch. In ihm war die größte Ferne und der größte Abstand von den Menschen und gleichzeitig die größte Nähe. In ihm war Kraft und Herrtum und gleichzeitig Weichheit und Güte. In ihm war eine Hoheit, die kein anderer Mensch mit ihm teilt, und gleichzeitig eine Schlichtheit, eine Einfachheit und eine Anspruchslosigkeit, wie sie anderen nicht zu eigen war. Wenn er vor seinen Jüngern kniet und ihnen die Füße wäscht, da wissen wir: auch das ist sein selbstverständlicher Platz. In ihm war Scharfsinn und Gemüt; in ihm war Energie und Gelassenheit; in ihm war Kritik und gleichzeitig Erbarmen. Er war ein vollkommener Mensch - das alles in Ausgeglichenheit und in Harmonie.

Er war auch ein liebenswürdiger Mensch. Gewiß hat er auch Bewunderung erregt und zuweilen Furcht gefunden, aber vor allem hat er die Liebe der Menschen auf sich gezogen. Als die Hirten und Simeon ihn sahen, da flammte die Liebe zu ihm auf. Als die Johannes-Jünger nach ihm gingen und

dann seine Frage hörten: „Was wollt ihr?“ da waren sie voller Liebe. Und so ist es im ganzen Leben dieses Menschen gewesen. Liebe fand er bei dem Volk, bei den Mühseligen und Beladenen; Liebe fand er bei den Kindern und bei den Kranken; Liebe fand er bei den Jüngern und Aposteln; Liebe hat ihn gefunden bei den Müttern und bei den Bedrückten. Es gab auch welche, die ihn gehaßt haben, das waren die Pharisäer und die Priester, das war Kaiphas, das war Herodes, das war Judas. Aber die Besten haben ihn geliebt und sind ihm nachgefolgt. Und so ist es die ganze 2000jährige Geschichte des Christentums über geblieben: Die Besten haben Jesus geliebt und nicht gehaßt wie Rudolf Augstein, und sie sind ihm gefolgt, Augustinus, Paulus, Vinzenz, Theresia, Hedwig und wie sie alle heißen. Die Besten haben ihr Herz in Liebe an ihn gewendet.

Dieser Mensch, dieser liebenswürdige Mensch, war Gott. Wir wissen es aus seinem Selbstzeugnis: „Ich und der Vater sind eins“, sagt er. „Ich bin vom Vater ausgegangen, und ich kehre zum Vater zurück.“ „Ich bin das Licht und das Leben.“ „Ich bin der Weg und die Wahrheit.“ „Wer sich meiner und meiner Worte schämt, dessen werde ich mich schämen im Gerichte.“ Wir wissen es aus seinem Selbstzeugnis, daß er Gott war. „Wer Vater oder Mutter oder Frau oder Kind mehr liebt als mich, der ist meiner nicht wert.“ So kann nur einer sprechen, nämlich der, der Gott ist. Er darf vor keiner Kreatur zurückgestellt werden, denn er steht vor allen Kreaturen. Er ist der Erstgeborene vor aller Schöpfung. Man hat immer wieder versucht, ihm die Göttlichkeit abzuspochen. Man hat versucht, sie zu entschärfen, wie es meinetwegen Hans Küng getan hat: „Er ist der Sachwalter Gottes.“ Ja, Sachwalter Gottes waren viele andere auch, aber sie waren nicht Gott. Gehen Sie einmal in die Nähe des Bischöflichen Ordinariates zu Mainz, und schauen Sie mal in die Kästen, was da ausgestellt ist. Da steht auf der einen Seite die Biographie des Herrn Lehmann und auf der anderen Seite die Biographie des Herrn Küng. Passen die beiden zusammen? Ja oder nein? Und warum stehen sie dann in einem Schaufenster des Bischöflichen Ordinariates?

Von Jesus gibt es zwei Reihen von Aussagen, und weil zwei Reihen von Aussagen möglich sind, ist in ihm ein doppeltes Sein, nämlich das Menschsein und das Gottsein. Er ist von Ewigkeit und gleichzeitig in der Zeit geworden. Er betet, wie nur ein Knecht beten kann, zu Gott, nächtelang, und gleichzeitig sagt er den Jüngern: „So sollt ihr beten.“ Er spricht von seinem Gott und „eurem“ Gott, von seinem Vater und „eurem“ Vater, denn da ist ein Unterschied in dem Verhältnis. Er ist ein und derselbe mit dem Vater, und gleichzeitig sagt er: „Der Vater ist größer als ich.“ In ihm sind „zwei Naturen“, wie die Kirche definitiv festgehalten hat, zwei Wesenheiten, aber nicht getrennt, sondern verbunden durch das eine Ich. In ihm ist, wie die Kirche mit der griechischen Philosophie aussagt, „eine Hypostase“, d.h. eine Person, ein einziger Träger der göttlichen und der menschlichen Wesenheit. Christus ist nicht gespalten, nein, er ist ein einziges Ich. Es ist ein einziger, der sagt: „Das ist mein Leib, das ist mein Blut.“ „Das ist mein Werk.“ „Das ist mein Wunder.“ „Das ist mein Kreuz.“ „Das ist mein Tod.“ „Das ist meine Herrlichkeit.“ „Das ist meine Auferstehung.“ Ein einziger ist es. Wenn wir uns also diese Augen anschauen, dann schaut uns der Allwissende an. Wenn uns diese Hände berühren, dann berührt uns der Allmächtige. Wenn dieser Mund zu uns redet, dann spricht Gott der Herr zu uns. Wer Jesus die Hand gibt, der gibt Gott die Hand, und wer ihm nachfolgt, der folgt Gott nach.

Jesus, der Mensch, Jesus, unser Gott, Jesus, unser Gottmensch. Jesus ist das Urbild des Menschen. In einer Stunde seines Lebens hat einmal einer zu ihm gesagt: „Seht, was für ein Mensch! Seht da den Menschen!“ Da war er blutüberströmt, mit einem Dornenkranz ausgestattet, in einen roten Mantel gehüllt und mit einem Bambusrohr in der Hand. Seht, was für ein Mensch! Er ist das Urbild des Menschen. In ihm erkennen wir uns wieder. So ist der Mensch. Das ist sein Schicksal. In ihm erkennen wir unser Los, nämlich gebeugt und gebrochen zu sein von Leid und Verfolgung und Siechtum. In dem menschlichen Antlitz Jesu schaut uns Gott an. In seinem Schicksal finden wir das menschliche Schicksal vorgebildet. Er ist der Mensch, in dem wir unser menschliches Los erkennen und lieben können. Er ist das Urbild des Menschen.

Er ist aber auch zugleich die Norm, d.h. er ist der Vorbildliche, er ist der Vollkommene, er ist der Mensch, nach dem wir uns richten können. Wir suchen ja immer nach einem Weg, nach dem Weg, der uns bestimmt ist. Wir fragen immer: Ja, was soll ich denn tun, damit es richtig ist, damit mein Le-

ben gelingt, damit es einen Sinn hat? Siehe da, da ist der Mensch, an den wir uns halten können. „Ich habe euch ein Beispiel gegeben, damit ihr auch so tut, wie ich euch getan habe.“ Da ist der Mensch, der sagt: „Ich aber sage euch.“ Wie man auch anderswo sagen mag und früher auch gesagt haben mag: „Ich aber sage euch.“ Und das gilt. Er ist der vorbildliche Mensch, er ist unsere Norm.

Er ist auch der Mensch unserer Gemeinschaft. Meine lieben Freunde, wir haben es schon oft gesehen: Der Mensch findet seine Erfüllung und seine Vollkommenheit nur im Du. Nur indem man sich dem anderen zuwendet in schenkender und dienender Liebe, findet man das Du, das einem bestimmt ist; nur so kommt man zur Vollkommenheit. Und das gilt erst recht für Jesus, den Menschen. Wir wollen Gott lieben, aber Gott lieben ist schwer. Gott hat es uns erleichtert: wir können ihn lieben in einem Menschen. Wenn wir diesen Menschen Jesus lieben, lieben wir Gott. Da haben wir etwas Sichtbares, etwas Greifbares, etwas Fühlbares, was wir lieben können, diesen Menschen Jesus. Wir können ihn warm und vertraulich, brüderlich, innig, kindlich lieben und brauchen nicht zu fürchten, daß wir uns in ihm verlieren. Das ist ja immer die große Bangigkeit einer Liebe, meine lieben Freunde, daß man dem anderen zum Gefängnis wird oder daß er selbst einen einengt. Das ist die große Banigkeit aller menschlichen Liebe, und diese Banigkeit setzt sich fort, nämlich indem man fürchtet, eines Tages an ihm zu zerbrechen, wenn er uns enttäuscht, oder an ihm zu verbluten, wenn er uns verläßt. Diese Bangigkeit ist bei Jesus nicht zu befürchten. Wenn wir uns ihm hingeben, verlieren wir uns nicht. Wenn wir uns ihm weihen, gewinnen wir uns selbst. Wir können ihn lieben, wie man nur einen Menschen liebt und gleichzeitig unbeschränkt und furchtlos, wie man nur Gott lieben kann. Wenn wir Jesus lieben, dann wissen wir: Wir sind gesichert in seiner Liebe. Wenn er sagt: „Folge mir nach“, dann dürfen wir ihm sagen: Ich will dir folgen, wohin immer du gehst!

Jesus, der Gottmensch, ist unser Du, in dem wir auch alles andere Du finden. Es gibt im menschlichen Leben und auf dieser Erde drei Faktoren, die den Menschen höherführen, das ist der Meistertum, also die Verehrung des Meisters, das ist der Herrendienst, also die Hingabe an einen Herrn, und das ist die Herzensliebe, also das Sich-Ausschütten gegenüber dem Geliebten. Diese drei Mächte sind auf Erden freilich immer in Gefahr. Wir finden nicht immer den Meister, dem wir unsere Verehrung weihen können; wir finden nicht immer den Herren, dem wir uns anvertrauen können; und wir finden auch nicht immer den Gegenstand der Liebe, den wir unbegrenzt und furchtlos lieben können. Aber hier ist einer, der von sich sagen kann: „Ihr nennt mich Herr und Meister, und ich bin es.“ Ich bin es wirklich. Diesem Meister können wir unseren Dienst, unsere Gefolgschaft, unsere Liebe weihen.

Alle Vollkommenheit, meine lieben Freunde, ist ausgedrückt in dem Worte Du. Zu dir, mit dir, für dich, um deinetwillen – das ist das Entscheidende, was in unserem Leben stehen muß. Zu keinem Menschen auf dieser Erde ist aber je so oft und so klingend und so eindeutig gesprochen worden; „Um deinetwillen“ wie zu Jesus. Um deinetwillen will ich meine Pflicht erfüllen; um deinetwillen will ich treu und tapfer und rein sein; um deinetwillen will ich das Kreuz umfassen, das du mir auferlegst; um deinetwillen will ich in diesem Leben dir nachfolgen; um deinetwillen will ich zu deinem Vater gehen mit dir, der du mit dem Vater in der Einheit des Heiligen Geistes lebst und herrschest in alle Ewigkeit.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die Dogmen der Kirche (5)

(Über das Dogma von der Erlösung)

15.12.2002

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn! Ein mittelalterlicher Heiliger, der heilige Anselm von Canterbury, hat ein Buch geschrieben mit dem Titel „Cur deus homo?“ - Warum ist Gott ein Mensch geworden? Das ist eine berechnete Frage und eine echt menschliche Frage; denn wir fragen ja auch schon bei jedem Menschen: Wozu ist er da? Welches ist sein Lebenszweck? Diese Frage richten wir auch an uns selbst: Wozu sind wir da? Welchen Zweck hat unser Leben? Diese Frage ist deswegen erst recht berechnete, wenn ein einmaliger, ein einzigartiger Mensch kommt, wie Jesus, so daß man ihn fragen muß: Wozu bist du gekommen? Er hat darauf Antwort gegeben. Er hat erklärt, daß er einen Auftrag vom Vater hat, eine Sendung, eine Bestimmung, die er erfüllen muß, und es dränge ihn, diese Bestimmung zu erfüllen; er müsse arbeiten, solange es Tag ist, um dieser Sendung nachzukommen, und er nehme von diesem Auftrag Speise und Trank, so daß er gleichsam von ihm lebe.

Diesen Auftrag, den Jesus hatte, hat vor Hunderten von Jahren vor seiner Ankunft der Prophet Isaias in das Wort von der Erlösung gekleidet. Jesus hat dieses Wort aufgenommen. Er hat erklärt, daß er gekommen ist, Gefangenen die Freiheit zu verkünden und den Menschen das Leben zu bringen. Er hat sich als den gewußt, der gekommen ist, sein Blut hinzugeben als Lösegeld – als Lösegeld! - für die Vielen. Und seine Jünger haben diese Botschaft von der Erlösung aufgenommen und haben sie weitergetragen mit Mund und mit Schrift, haben für sie gezeugt und sind für sie gestorben. Wir müssen also am heutigen Sonntag uns die Frage stellen: Was besagt das Wort von der Erlösung? Wir wollen die Antwort in drei Schritten versuchen, nämlich erstens: Die Erlösung schließt in sich ein Wagnis, nämlich ein Wagnis Gottes, sie schließt in sich zweitens ein Versagen, nämlich ein Versagen der Menschen, und sie schließt schließlich in sich ein Gelingen, nämlich ein Gelingen der Gottesgedanken in dem Knechte Gottes.

Das Wagnis Gottes ist von doppelter Art. Das erste Wagnis bestand darin, daß er den Menschen schuf, daß er ihn als einen Freien schuf, daß er ihm etwas von seiner Ehre und Herrlichkeit, etwas von seiner Souveränität gab, indem er ihm den freien Willen mitteilte. Gott hat es dem Menschen überlassen, ob er zum Guten geht oder zum Bösen, ob er zum Licht schreitet oder zur Finsternis. Er hat ihm eine furchtbare und erschreckende Macht gegeben, nämlich: „Siehe, ich stelle vor dich hin Leben und Tod.“ Der Mensch entscheidet durch seine irdische Lebensweise über sein ewiges Schicksal, ob er in das ewige Dunkel geht oder in das ewige Licht. Er trägt es in seiner Hand, die Gesamtrichtung seines Lebens, die Gesamtrichtung seines Wollens. Das war das erste Wagnis, das Gott mit den Menschen eingegangen ist. Es ist ja eigentlich erstaunlich, daß Gott gleichsam dasteht und wartet, wie sich seine Kreatur, sein Geschöpf entwickeln wird, daß er sich insoweit seiner Allmacht gleichsam begibt, um abzuwarten, in welche Richtung der Mensch gehen wird.

Das zweite Wagnis bestand darin, daß Gott den Menschen an sein Herz zog, daß er ihn zu seinem Kind machte, daß er ihn in sein Heiligtum berief. Wir sprechen hier von der gnadenhaften Erhebung des Menschen, von der Kindschaftsgnade, und wir meinen eben damit, daß Gott im Herzen des Menschen, den er begnadet, ein Heiligtum aufrichtet, ein Heiligtum, in dem der Vater sein göttliches Leben mit dem Sohne im Heiligen Geiste führt. Nicht mehr und nicht weniger. So hat Gott den Menschen geliebt, daß er ihn an sein Herz zog. Wir nennen diese Begnadung übernatürlich, weil sie über dem normalen irdischen Leben hinaus liegt. Sie bedeutet eine Erhebung über das irdische, über das

natürliche Leben. Kindschaftsgnade, Herrlichkeitsgnade, Übernatur - diese Worte deuten an, daß Gott ein weiteres Wagnis eingegangen ist mit den Menschen.

Aber dieses Wagnis ist, wenn man so sagen darf, gescheitert. Der Mensch hat versagt. Es gibt ein Versagen des Menschen vor dem Wagnis Gottes. Er hat den Erwartungen und dem Vertrauen, das Gott in ihn gesetzt hat, nicht entsprochen. Er ist von Gott fortgegangen, er hat gesündigt. Das ist eigentlich etwas fast Unbegreifliches, daß eine Kreatur, die Gott geschaffen hat, der Allweise und der Allmächtige, anders ausfällt, als Gott es gewollt hat. Wie ist es möglich, daß selbst Gott nicht an das Ziel seiner Absichten und Wünsche kommt? Wie ist das möglich? Das Geheimnis ist groß; wir können es nur mit der Gabe der Freiheit erklären. Die Freiheit reicht so weit, daß der Mensch von seiner Heimat, von seinem Licht, von seinem Gott fortgehen kann. Auf der ganzen Erde gibt es dann nichts Widrigeres, nichts Grausameres, nichts Widerwärtigeres als den Menschen, der vor Gott geflohen ist.

Andererseits kann man ahnen, welche Wunder geschehen können, wenn der Mensch seine Freiheit nach Gottes Willen gebraucht, welche Wunder der Liebe, welche Wunder des Lichtes. Es ist eben tatsächlich so, daß der Mensch zwei Abgründe in sich trägt, den Abgrund des Lichtes und den Abgrund der Finsternis; daß im Menschen gleichsam zwei Wesen wohnen, ein Engel und ein Satan; daß er sich zwei Ewigkeiten schaffen kann, einen Himmel und eine Hölle. Der Mißbrauch der Freiheit wurde zu einem Verrat an der Liebesgemeinschaft mit Gott. Die größte Liebe, die es je gab, stieß auf Kälte, auf Widerstand, auf Untreue und Falschheit. Die Liebe, das Vertrauen, die Großmut und die Hochherzigkeit Gottes wurden durch den Menschen zertreten, entehrt, geschmäht und getäuscht.

Die Sünde zeigt auch ein Antlitz, das dem Menschen zugewandt ist. Wenn der Mensch sich von Gott abwendet, wendet er sich ja vom Licht ab, und das heißt, er geht in die Finsternis. Wenn er sich von Gott abwendet, wendet er sich vom Leben ab, das heißt, er geht in den Tod. Und so wissen wir, daß das große Weltleid, das wir beklagen und spüren, daß dieses Weltleid zum größten Teil aus der Weltsünde stammt. Die Weltsünde gebiert das Weltleid. Indem der Mensch versagte, fiel er aus der Geborgenheit, aus der Heimat, aus den Himmeln der Seligkeit. Er ist jetzt ein Vertriebener mit unvorstellbarem Leid, mit erschreckender Unseligkeit. Schon die ersten Menschen haben die Treue Gottes verraten, haben versagt, sind ausgezogen aus der Gottesnähe und damit aus allen Paradiesen auch des Menschen, und dieser Auszug hat sich dann fortgesetzt im Brudermord. So ist eine Flut von Tränen und Blut und Trübsal und Schmutz über diese Erde gerollt, über die unerlöste Menschheit. Keine Gemeinschaft, keine Heimat, keine Sicherheit, keine Geborgenheit, kein Friede mehr auf dieser Erde, die das Blut des Bruders getrunken hat. So wandert und kämpft und weint die Menschheit seit Jahrhunderten auf dieser düsteren Erde – bis sich Gott ihrer erbarmt hat. Es gibt nämlich auch ein Gelingen der Gottesgedanken über den Menschen.

Den ersten Schritt zur Annäherung mußte Gott tun. Der Mensch kann zwar sich von Gott trennen, aber er kann nicht allein zu Gott zurückfinden. Er ist ein Verlorener; er ist ein Vereinsamter; er hat den Weg verloren, und er findet ihn nicht, wenn Gott ihm nicht entgegenkommt. Die Brücke ist zerstört, und nur Gott kann eine neue Brücke bauen. Die Tür ist geschlossen, und nur Gott kann sie öffnen. Was der Mensch, was der Sünder Gott antut, kann er selbst nie mehr gutmachen. Das kann nur Gott selbst, und Gott hat den ersten Schritt getan, großzügig, wie er ist: Er wurde ein Mensch. Er wurde einer aus diesem Geschlecht von Verrätern und Versagern. Er nahm Platz inmitten derer, die ihn verleugnet und verlassen hatten. Das ist das Geheimnis der Erlösung. Ja, man muß sagen: Die Menschwerdung ist im Keim, im Ansatz, im Grunde schon die Erlösung. Wir werden noch sehen, daß die Erlösung auch angeeignet werden muß, aber noch einmal: Im Keim und im Grunde ist die Menschwerdung schon soviel wie eine Erlösung. Seit dieser Gottestat wissen wir, daß Gott, der Heilige, uns nicht aufgegeben hat, daß er uns nachgeht, daß er uns sucht, daß seine Sterne noch über unserer Welt stehen. Das wissen wir seit der Menschwerdung Christi.

Dieser auf Erden erschienene Gott hat das Werk in die Hand genommen, das die Menschen versäumt hatten. Er hat das Werk auf seine Schultern und in seine Hände genommen, er wurde der Mensch der großen Hingabe, der freien Hingabe, er, der gehorsame Knecht, der sich zu Tode gedient hat mit seinem Dienen, ja bis zum Tode am Kreuze. Was alle anderen versäumt hatten, das hat er getan. Sein Leben war eine beispiellose und nie da gewesene Gemeinschaft und Herzeseinheit mit

Gott. Dieser Liebende hat den bitteren Kelch getrunken, den der Vater ihm reichte. Er hat sich die Füße blutig gelaufen und die Hände blutig gerissen, aber wie soll denn einer Licht bringen, wenn er nicht in das Dunkel geht, das auf dieser Erde ist? Wie soll man denn das Leben schenken, wenn man es nicht opfern will? Und so hat er sein Leben geopfert, so hat er dem Blut und den Tränen einen neuen Sinn gegeben, nicht indem er sie abschüttelte, wie wir das so gern tun. Wir wollen die Kreuze abschütteln. Er hat das Kreuz auf seine Schultern geladen und es mit Liebe umfassen und ihm dadurch einen neuen Sinn gegeben. Das ist es, meine lieben Freunde, das einzige, was möglich ist, um dem Kreuz einen Sinn zu geben, es in der Liebe zu umfassen. Wer das Kreuz nicht in Liebe auf seine Schultern nimmt, dem wird es ein Marterpfahl und nicht das Zeichen der Erlösung. Das war seine Überwindung des Leidens, nicht indem er das Kreuz abschüttelte, sondern indem er es auf seine Schultern nahm. Und so hat er die Kelter getreten, die Kelter Gottes, die Kelter des Zornes Gottes, so daß sein Gewand ganz blutig war. So hat er sich wundgelaufen, und so ist er aus der furchtbarsten Verlassenheit zu Gott gekommen, so daß er selbst am Ende seines Lebens rief: „Mein Gott, mein Gott, wie hast du mich verlassen!“ Da hat er sich in die Hände des Vaters gestürzt und ihm gesagt: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist.“ Und damit hat er selbst Gott überwunden. Wenn Gott ihn hätte fernhalten wollen, er hätte es nicht vermocht. Dieser Liebende, dieser Hingegebene ist in seine Hände gestürzt und hat sich ihm übergeben: „Vater, in deine Hände empfehle ich meinen Geist.“ Da hat er selbst Gott überwältigt.

Und das hat er nicht nur für sich getan. Auch hier gilt wieder das Gesetz der Verbundenheit. Wie durch einen Menschen der Tod in die Welt kam, so durch einen Menschen das Leben. Jesus hat das Schicksal der Menschen auf sich genommen, indem er das Leid und die Mühsal des Menschen auf sich nahm. Er hat aber auch sein Schicksal uns übertragen, indem er uns mitnimmt zum Vater. Wenn er jetzt in der Auferstehung zum Vater geht, spricht er zu ihm: „Siehe, Vater, das sind die, die an meinen Namen glauben; das sind die, die meine Worte halten; das sind die, die von meinem Fleische und von meinem Blute genährt und getränkt sind. Siehe, Vater, ich will, daß sie seien, wo ich bin, ich will, daß du sie aufnimmst, daß sie die Herrlichkeit schauen, die du mir gegeben hast. Vater, ich will.“ Jetzt hat er plötzlich einen eigenen Willen, und dieser Wille muß gelingen. Denn so wie der Vater ihn aufgehoben hat und ihm einen Namen gegeben hat, der über alle Namen ist, so muß er auch alle aufheben, die im Namen Jesu zu ihm kommen. Er muß sie aufheben und zulassen, er muß zu ihnen sagen: „Ich will euch nicht mehr Knechte nennen oder gar Feinde, sondern ich will euch Freunde nennen und meine Kinder.“

Aber freilich, diesen Weg kann nur gehen, wer ihn gehen will. Die Tür ist aufgegangen, aber es ist unsere Sache, ob wir sie durchschreiten. Die Hand Gottes ist ausgestreckt, aber an uns liegt es, ob wir sie ergreifen. Auch die Menschwerdung rettet die Menschen nicht, wenn die Menschen sich nicht retten lassen wollen. Wer nicht an ihn glaubt, der bleibt unerlöst. Wer nicht zu ihm kommt, der findet nicht heim. Wer diesen Weg nicht geht, der hat keinen Weg. Und wer nicht zu diesem Licht kommt, der bleibt in ewiger Finsternis.

Der Weg, den Jesus geht, ist, wie wir alle wissen, ein Weg, der über Gethsemane und Golgotha führt. Seine Hände und Füße sind blutig, sein Gewand ist ein Spottmantel, seine Krone ein Dornengeflecht. Und alle, alle, die ihm nachfolgen, müssen so zu ihm kommen, wie er gegangen ist. Es kann ihnen nicht anders ergehen, ihr Weg kann nicht anders aussehen als der Weg, den er gegangen ist. Es muß ein Weg sein, der über das Kreuz führt, ein Weg, der mit der Einsamkeit und mit der Plage bekränzt ist. Es muß ein Weg sein, der durch Blut und Tränen führt. Denn die Botschaft von der Erlösung, meine lieben Christen, ist eine Botschaft von der Liebe, und die Liebe, alle Liebe, auch die Liebe Gottes, ist eine wundentragende, eine kreuztragende, ist eine gekreuzigte Liebe.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die Dogmen der Kirche (6)

(Über das Dogma von der Kirche Christi)

22.12.2002

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn! Im Glaubensbekenntnis bekennen wir: „Ich glaube an die eine, heilige, katholische Kirche.“ Es gibt also ein Dogma von der Kirche und einen Glauben, der sich auf die Kirche richtet. Wie wir von Jesus bekennen, anbetend bekennen: „Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes“, so bekennen wir von der Kirche: Du bist das Volk Gottes, du bist die Stadt Gottes, du bist die kleine Herde, denn das hat dein Herr zu dir gesagt.

Die Kirche ist ein geheimnisvolles Wesen. Sie kommt einerseits daher wie eine geschichtliche Erscheinung und ist doch von einem Geheimnis erfüllt, das niemand auszuloten vermag. An der Kirche scheiden sich die Meinungen. Die einen sind ihr mit glühender Liebe ergeben, die anderen verfolgen sie mit einem erbitterten Haß. Das Dogma von der Kirche ist deswegen ein Dogma des Lebens, weil es tief in unser Leben eingreift. An der Stellung zur Kirche entscheidet sich unser persönliches, unser privates und unser religiöses Leben. So wollen wir heute drei Fragen an die Kirche richten. Wir wollen sie fragen: Wer bist du? Und wir wollen auch drei Fragen von der Kirche vernehmen, nämlich: Was haltet ihr von mir? Also drei Fragen, die wir selbst an die Kirche stellen: Wer bist du, katholische Kirche? und drei Fragen, die sie an uns richtet: Was haltet ihr von mir?

Wenn wir die Kirche fragen: Wer bist du?, dann antwortet sie: Ich bin das Volk Gottes; ich bin die Stadt auf dem Berge; ich bin die kleine Herde.

Die Kirche ist das Volk Gottes. Gott hat sie gesammelt, Gott hat sie zusammengeführt, Gott lebt in ihrer Mitte. Wenn wir bedenken, was wir am vergangenen Sonntag von der Erlösung gesagt haben, dann wissen wir auch, was die Kirche ist. Die Kirche ist die Gemeinschaft der Erlösten. In der Kirche finden sich die zusammen, die Christus aus dem Dunkel herausgerufen und in sein wunderbares Licht geführt hat. Zur Kirche gehören alle, die sich von Christus an der Hand nehmen und zum Vater führen lassen, Alle, die mit ihm in die Armut von Bethlehem, in die Arbeit von Nazareth, auf die Gebetsstätte des Tabor, in den Ölgarten der Angst, auf den Kalvarienberg der Leiden, in das offene Grab und auf den Berg der Auferstehung gehen, alle die gehören zu Christus, gehören zur Kirche, sind durch Christus mit der Kirche verbunden. Es gibt da gewiß Abstufungen. Wer durch die Taufe mit Christus gleichgestaltet worden ist und den Glauben bekennt, der gehört im vollen und ganzen Sinne zur Kirche. In ihm lebt das Leben des dreifaltigen Gottes, wenn er in der Gnade steht. Andere haben nur von seinem Wort gehört und die Taufe noch nicht empfangen, sie bekennen ihn aber, und sie lieben ihn schon, wie die Katechumenen, auch sie gehören in diesem Sinne zur Kirche. Und all die zahllosen Menschen, die von Christus nicht gehört haben, die aber in ihrem Gewissen Gott suchen, die glauben, daß Gott lebt und daß er ein Vergelter ist, die das Gute zu tun suchen und es vollbringen, alle die gehören in einem gewissen Sinne zur Kirche. Die Kirche ist die Gemeinschaft der Christusgläubigen; die Kirche ist die Gemeinschaft der Erlösten.

Die Kirche ist aber auch die Stadt auf dem Berge, denn diese Gemeinschaft der Erlösten ist keine ungegliederte Masse. Sie ist organisiert. In der Mitte steht Christus. Von ihm geht alle Kraft und alle Vollmacht aus. Alle Erkenntnisse, alle Gnaden, alle Führung strömen aus Christus, aber sie strömen zu den Menschen zumeist durch andere Menschen. Christus bedient sich der Vollmachtsträger. Er hat Menschen auserwählt, Beauftragte, Gesandte, die seine Botschaft hinaustragen, die seine Gnaden

spenden, die die Menschen zu den Taufbrunnen führen und ihnen den Tabernakel weisen. Diese Kirche ist also eine gegliederte Gemeinschaft, und deswegen wird sie treffend verglichen mit einer Stadt; denn auch eine Stadt ist eine organisierte Gemeinschaft, ein Zweckverband. Ähnlich ist die Kirche ein Zweckverband, eine gegliederte Organisation. Weil man aber wissen muß, wer die Vollmachtsträger sind, deswegen ist die Stadt auch sichtbar, deswegen liegt sie auf einem Berge; man kann sie sehen. Wir müssen nicht wissen, wer von allen Menschen zu dieser Kirche gehört, aber wir müssen wissen, wer die Vollmachtsträger sind. Wir müssen wissen, wer die Gnaden Christi, wer die Erkenntnisse Christi, wer die Unfehlbarkeit Christi trägt. Denn ihre Pflicht, Christus zu verkünden, ist auch unsere Pflicht, sie zu hören. „Wer euch hört, hört mich. Wer euch verachtet, verachtet mich.“ Deswegen ist die Kirche eine Stadt, eine Stadt, die auf einem Berge liegt, eine sichtbare Organisation, sichtbar in ihrer Ordnung, sichtbar in ihrem Glauben, sichtbar in ihren Sakramenten, sichtbar in ihren Amtsträgern, sichtbar in denen, die die Schlüssel des Himmelreiches tragen. Die Kirche ist das Volk Gottes und die Stadt auf dem Berge.

Sie ist aber auch die kleine Herde. Das heißt, sie ist auch etwas Unansehnliches, etwas Unbekanntes. Sie ist so unansehnlich, daß Christus ihr Mut zusprechen mußte. „Fürchte dich nicht, du kleine Herde!“ Es ist also zu fürchten, wenn man in dieser kleinen Herde sich befindet, daß sie übersehen werden könnte, daß sie verunglimpft werden könnte, daß sie verachtet werden könnte. Klein ist die Herde nicht wegen der Zahl ihrer Anhänger, sondern klein ist sie wegen der Armseligkeit der Menschen, die in ihr sind, weil in ihr zu viel Menschliches und allzu Menschliches ist; deswegen ist sie die kleine Herde.

Christus war schon ein Gott und ein Mensch im Elend. Aber die Kirche ist eine Menschheit im Elend, eine Masse im Elend. Christus war der Gequälte und Verachtete der Menschen, so daß man ihn nicht anschauen möchte. Und doch ist sein Bild unser Gnadenbild geworden. So ist es auch mit der Kirche. Sie ist verachtet und gequält. Man hat gemeint, die Kirche sei zu beklagen wegen ihrer Verfolgungen, und ihre Verfolgungen seien ihre betrübten Zeiten. O mitnichten, meine Freunde, mitnichten! Die Zeiten der Verfolgung sind ihre Hochzeiten, das sind die Zeiten, in denen man das Göttliche sieht. Die Verfolgungen sind die Zeiten, wo der Herr seine Kirche heimsucht. Aber was an der Kirche zu beklagen ist, das ist die Bosheit ihrer ungeratenen Kinder, das ist der Verrat ihrer Judasse, das ist die Verleugnung ihrer Petrusse, das ist die Treulosigkeit ihrer Priester, das ist die Unzucht in ihren Gemeinden – das ist zu beklagen! Das sind die Zeichen der Verwerfung an den Menschen der Kirche.

„Fürchte dich nicht, du kleine Herde“, hat der Herr zur Kirche gesagt, und aufgrund dieses Wortes der Kraft wollen wir der Kirche auch die Namen nicht vorenthalten, die ihr zukommen, nämlich Volk Gottes zu sein und Stadt auf dem Berge.

Wir wollen aber auch hören, was die Kirche uns selbst fragt. Sie fragt uns: Was haltet ihr von mir? Die Antwort, die wir unter Tränen und auch mit Jauchzen geben, lautet: Du bist die Herrin, du bist die Mutter, du bist die Magd. Die Kirche ist die Herrin, weil Christus in ihr lebt, weil er ihr seine Erkenntnisse vermacht, weil er ihr seine Wahrheit zuspricht, weil er ihr seine Gnaden mitteilt, weil er ihr seine Führung vermittelt. Deswegen ist die Kirche eine Herrin. Man muß sich ihr beugen, man muß ihr gehorchen, man muß mit ihr gehen, man muß ihr folgen. Einmal sprach ein Mann zu Jesus: „Ich will dir folgen, wohin immer du gehst.“ Ähnlich müssen wir zur Kirche sagen: Ich will auch dir folgen, katholische Kirche, wohin immer du gehst, denn dein Herr hat gesagt: Ich gehe mit dir. Und weil er mit dir geht, müssen auch wir mit dir gehen, dürfen nicht von dir weichen, müssen bei dir ausharren.

Es kann durchaus sein, daß uns manches an der Kirche mißfällt, an den Hirtenschreiben ihrer Bischöfe, an den Maßregeln ihrer Päpste, an dem Treiben ihres Klerus. Das mag durchaus sein. Dennoch, auch heute wird man in der Kirche einen Priester treffen, der für diese Kirche glüht, wird man Menschen treffen, die ihr Kreuz tapfer tragen, wird man ein Kommunionkind erleben, aus dessen Augen die Glut des Heilands leuchtet. Auch heute bleibt die Kirche unsere Herrin, und auch wenn uns manches an ihr mißfällt, so dürfen wir doch nicht unsere Einfälle, unsere Meinungen, unsere Lauen über ihre Weisungen setzen. Die Kirche ist und bleibt unsere Herrin.

Die Kirche ist aber auch unsere Mutter. Sie schenkt uns das Licht, sie gibt uns das Leben, sie führt uns zu den Altären des Schenkens, sie öffnet uns den Taufbrunnen, sie vermittelt uns die Wahrheit.

Das ist ja das Große an der Kirche, daß sie uns die Wahrheit weiterträgt. Wenn die Kirche nicht wäre, wäre die Botschaft von Jesus längst vergessen. Wenn die Kirche nicht wäre, hätten die Menschen längst die Wahrheit nach ihrem Sinn gemodelt. Wenn die Kirche nicht wäre, wüßten wir schon lange nicht mehr, was recht und was unrecht ist. Wir verdanken der Kirche als unserer Mutter die Wahrheit und das Leben. Die Kirche geht mit uns, sie betreut uns. Es hat gewiß Menschen in der Kirche gegeben, die Böses getan haben, Geistliche und Laien, ohne Frage. Aber aufs Ganze gesehen hat die Kirche doch in 2000 Jahren unendlich viel Segen über diese Welt gebracht, hat den Menschen Betreuung geschenkt, hat ihnen Führung gegeben, hat sie getröstet und aufgerichtet. Das ist doch die Wahrheit. Sie hat sich in 2000 Jahren doch als Mutter erwiesen. Und unsere Mutter bleibt sie, die Mutter der Entzweiten, die Mutter der Getrennten, die Mutter der Zerrissenen.

Sie ist aber auch unsere Magd. Ihr Herr war der Knecht Gottes, und sie ist die Magd Gottes. Er war ein Knecht, der unansehnlich war, an dem nicht Gestalt noch Schönheit war, und doch ist sein Bild zu unserem Gnadenbild geworden. So ist auch die Kirche unsere Magd, der wir mitleidig, erbarmend und helfend gegenüber treten müssen. Wir müssen Mitleid haben mit ihrer Ohnmacht, mit ihrer Schwäche. Es darf keine gehässige Anklage, kein bitteres Wort, keine schlimme Schmähung über unsere Lippen kommen gegenüber dieser Kirche. Wir müssen Mitleid haben mit ihr, so wie wir Mitleid haben mit unserem Herrn und Heiland. Und wir müssen ihr helfen. Wir helfen ihr nicht durch lieblose Kritik und schon gar nicht durch papierene Programme. Wir helfen ihr, indem wir unser Leben zu einer Offenbarung der Kraft und Gnade Gottes machen. Jeder Heilige, der in ihr lebt, jeder Bekenner, der in ihr schafft, jeder Martyrer, der in ihr leidet, schmücken die Kirche, verteidigen die Kirche, sind Sendboten der Kirche.

Bei einem alten Propheten steht eine Frage, und man weiß gar nicht recht, wer diese Frage ausspricht: „Was sind denn das für Wunden an deinen Händen?“ Da kommt die Antwort: „Mit diesen Wunden bin ich geschlagen worden von den liebsten meiner Menschen.“ Wir wollen die Kirche fragen: Was ist denn das für ein Glanz um dein Haupt, katholische Kirche? Wie kommt es denn, daß du noch lebst, du uralter Baum? Wie kommt es denn, daß du noch blühst, du göttlicher Strauch? Wie kommt es denn, daß du das Leben noch in dir trägst? Und da hören wir die Antwort: Der Glanz um mein Haupt ist der Glanz der Liebe. Mit diesem Glanz hat mich die Liebe meines Heilandes, hat mich die Liebe meiner Kinder geschmückt. Und solange diese Liebe lebt, wird die Kirche leben.

Eine ewige Liebe, das ist das Leben und das Licht der Kirche. Sie wird leben und nicht sterben. Sie wird blühen und wirken, solange die Liebe ihrer Kinder sie umgibt.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Erschienen ist die Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes

25.12.2002

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, in heiliger Weihnachtsfreude Versammelt! „Erschienen ist die Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes, unseres Heilandes.“ In diese Worte faßt der Apostel Paulus den Inhalt des Weihnachtsfestes. Erschienen ist die Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes, unseres Heilandes.

Zunächst ging bei dieser Erscheinung alles recht menschlich zu. Eine hochschwängere Frau muß sich auf den Weg machen, weil der Kaiser eine Volkszählung und Steuererhebung angesetzt hatte. Wir wissen nicht, ob sie zu Fuß gegangen ist oder ob sie auf einem Esel geritten ist oder ob sie auf einem Karren gefahren ist, der freilich damals nicht mit Gummireifen versehen war und auf einer Asphaltstraße dahinglitt. Das römische Reich, der römische Staat kannte keine soziale Verpflichtung. Wer aufgeboten war, sich zu melden, der mußte erscheinen ohne Rücksicht auf seinen Zustand. Und so mag diese Reise, dieser beschwerliche Weg die Stunde der Frau beschleunigt haben. Als sie und ihr Mann am Ziele sind, da setzen die Wehen ein, und sie suchen nach einer Unterkunft. Aber sie finden keine Unterkunft. Die Gaststätten sind alle besetzt, oder wenn sie nicht besetzt sind, so will man nichts zu tun haben mit einer Frau, die ihrer Stunde entgegensteht. Die Menschen sind so hartherzig. Sie lassen sich in ihrer Gewohnheit, in ihrem geordneten Leben nicht durch solche Vorfälle stören. Und Joseph, mit der hilflosen Eile, die Männern in solchen Stunden zu eigen ist, sucht nach einer Bleibe, und er findet keine andere als einen Stall, einen Schuppen oder eine Höhle, in der Maria ihr Kind zur Welt bringt. Sie hat kein Bettchen, sondern legt es in die Futterkrippe der Tiere. In dieser Stunde geschah das, was Paulus in die Worte faßt: „Erschienen ist die Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes, unseres Heilandes.“ Wir wissen es, daß dieses arme Geschehen, diese dürftige Stätte von himmlischem Glanz erfüllt ist. Wir wissen es aus der Botschaft der Engel. Der Himmel hat sich geöffnet, und seine Boten sind erschienen und haben den Zeugen der Geburt mitgeteilt, um was es sich hier handelt. Sie haben nicht gesagt: „Erschienen ist die Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes, unseres Heilandes.“ Aber sie haben gesagt: „Heute ist euch in der Stadt Davids der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr.“ Darin ist alles gesagt. Hier sind die drei entscheidenden Merkmale dieses neugeborenen Kindes festgelegt: Heiland, Christus, Herr.

Er ist der Heiland. Das ist eine deutsche Übersetzung für das griechische Wort „soter“; man könnte auch sagen: Erlöser. Das Wort Heiland ist schwer wiederzugeben. Als die ersten Missionare nach Grönland kamen, fanden sie in der grönländischen Sprache keinen Ausdruck für das Wort Heiland. Sie versuchten also den Männern zu erklären, worum es sich handelt. Endlich schien es einem der Männer zu dämmern. Da sagte er: „Meinst du mit Heiland vielleicht einen, der, wenn das Boot umkippt, ins Wasser springt und den Ertrinkenden rettet?“ „Ja, das ist es“, sagten die Missionare, „das ist gemeint mit dem Wort Heiland. Einer, der ins Wasser springt und den Ertrinkenden rettet.“

Christus, das ist eine griechische und lateinische Form für das hebräische Wort Messias. Er ist der Messias, auf den Generationen gewartet hatten. Er ist derjenige, nach dem man jahrhundertlang die grauen Horizonte abgspäht hatte. Er ist jener, den die Propheten verheißen hatten. Er ist jetzt da, der Messias, und wie blind ist das jüdische Volk, das heute noch – heute noch! - auf den Messias wartet! Er ist ja da, er ist ja erschienen auf den Fluren von Bethlehem. „Ich verkünde euch eine große Freude: Heute ist euch in der Stadt Davids der Heiland geboren, der Messias, der Herr.“

Das Wort Herr, Kyrios, ist nichts anderes als eine Umschreibung des Gottesnamens. Der Herr, der hier gemeint ist, ist keiner von den irdischen Herren, keiner von den Mächtigen der Erde, keiner von den Potentaten auf den Thronen. Nein, der Herr, der hier erschien, ist Gott selbst. Wahrhaftig, Paulus

hat recht, wenn er sagt: „Erschienen ist die Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes, unseres Heilandes.“

Was in der Weihnachtsnacht geschehen ist, meine lieben Freunde, ist konkurrenzlos, hat kein Äquivalent in irgendeiner Religion, ist erhaben über alles, was sich Menschen von Gott ausgedacht haben; denn hier hat Gott selbst gehandelt. Hier geht es nicht um ein Gemächte von Menschen, sondern hier geht es um eine Tat Gottes. „Erschienen ist die Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes, unseres Heilandes.“ Ja, warum denn? Er ist ein Mensch geworden „für uns und um unseres Heiles willen“, so heißt es im Glaubensbekenntnis. Er ist also ein Mensch geworden für die Menschen, und deswegen sagt Paulus: „Erschienen ist die Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes, unseres Heilandes.“ Er will zeigen, daß er die Menschen liebt, und darum geht er ungewöhnliche Wege.

Niemand hätte eine Erlösung dieser Art für möglich gehalten, sofern die Menschen überhaupt an eine Erlösung denken. Das Christentum ist eine Erlösungsreligion. Der Islam ist keine Erlösungsreligion; er weiß nichts von Erlösung. Wir aber wissen: Er ist erschienen für uns und um unseres Heiles willen. Er ist erschienen, uns von unseren Sünden zu erlösen. Denn so hat ihn der Engel schon genannt, als er den Namen bekam: Er soll Jesus heißen. Warum denn? „Denn er wird sein Volk erlösen von seinen Sünden.“ Und das ist die tiefste Last, die der Mensch zu tragen hat, das ist der größte Schmerz, den er empfinden kann, wenn er im Unfrieden mit Gott ist, wenn er in der Schuld lebt, wenn die Sünde ihn begleitet. Die Sünde ist eine Last, meine lieben Freunde, und es kann nur einer sie wegheben, nämlich der, der in der Weihnachtsnacht erschienen ist als die Güte und die Menschenfreundlichkeit Gottes, unseres Heilandes.

Gewiß, die Schäden in dieser Welt sind geblieben. Die Unordnung ist nicht gewichen, aber es ist einer dazugekommen. Das Dunkel herrscht vielfach noch auf dieser Welt, aber es ist ein Licht aufgegangen. Wir sind jetzt nicht mehr alleine. Wenn wir in Not sind und in Verzweiflung, so haben wir einen, an den wir uns wenden können. „Erschienen ist die Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes, unseres Heilandes.“ Wir brauchen nicht mehr zu verzagen. Wir wissen, er sieht uns, er hält uns, er ist für uns ein Mensch geworden.

Als die Mandschurei noch zu Rußland gehörte, also vor dem Ersten Weltkrieg, bauten die Russen die mandschurische Eisenbahnlinie. In der Hauptstadt der Mandschurei, in Charbin, errichteten sie ein repräsentatives Bahnhofsgebäude, und in die Bahnhofshalle stellten sie eine überlebensgroße Christusfigur hinein. Die Mandschurei kam nach dem Ersten Weltkrieg zu China, also zu Menschen, die keine Christen sind. Zunächst ließ man die Statue des Heilands stehen. Aber dann rührte sich Widerstand. Man forderte den Bahnhofsvorsteher auf, die Statue zu entfernen. Der Bahnhofsvorsteher betrat wiederholt die Bahnhofshalle, um nachzuschauen, wie es um diese Statue stand. Und was sah er da? Da sah er Frauen mit ihren Kindern, geflohene Russen, die vor der Statue knieten; da sah er Männer mit ihren Sorgen; da sah er arme Auswanderer und gehetzte Flüchtlinge, und er beobachtete genau. Wenn sie sich erhoben von ihren Gebeten, so sah er, dann waren sie zuversichtlicher, dann waren sie hoffnungsvoller, dann waren sie getröstet. Und so entschied der heidnische Bahnhofsvorsteher: „Die Christusstatue bleibt stehen!“

Unser Leben, meine lieben Freunde, ist eine Reise. Wir sind auch in einem Wartesaal, und in diesem Wartesaal sollte Christus stehen bleiben. Laßt die Christusstatue, laßt das Christusbild, laßt die Christuswirklichkeit in dem Wartesaal unseres Lebens stehen!

Heute ist Weihnachten. Heute ist eine geweihte Nacht, in der die Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes, unseres Heilandes, erschienen ist. Weil dieser Christus gekommen ist, deswegen ist die Barmherzigkeit und die Liebe auf dieser Erde angesiedelt worden. Weil dieser Christus gekommen ist, deswegen gibt es einen Tabernakel und eine Kommunionbank. Weil dieser Christus gekommen ist, deswegen gibt es eine Zuversicht auch in verzweifelten Situationen. Laßt Christus im Wartesaal dieses Lebens stehen! Heute verkünde ich euch eine große Freude: Heute ist euch der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr. Und deswegen ist Gott Ehre in der Höhe, und deswegen ist den Menschen Frieden auf Erden.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die Dogmen der Kirche (7)

(Über das Dogma des eucharistischen Brotes)

05.01.2003

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir hatten seit geraumer Zeit von Dogmen des Lebens gesprochen. Das sind Glaubenswahrheiten und Glaubenssätze, die dem übernatürlichen Leben des Menschen dienen. Heute müssen wir von einem Dogma des Lebens sprechen, das wahrhaftig diesen Namen verdient, nämlich von dem Dogma des eucharistischen Brotes. Ein Geheimnis des Lebens ist dieses Dogma, ob es in der Monstranz ausgestellt wird oder ob es im Tabernakel verhüllt ist. Der Herr selbst sagt es ja, daß es ein Brot des Lebens ist, das heißt ein Brot, das Leben enthält und das Leben spendet. Ein Geheimnis ist es, das Geheimnis eines unbegreiflichen Daseins und einer unbegreiflichen Kraft. Diese Kraft ist eine Kraft der Tröstung, des Daheimseins und der Stärke.

Wir können das Geheimnis der Altäre nicht enthüllen. Es wird uns einmal enthüllt werden, wenn die Schleier dieser Zeit gefallen sind. Aber was wir darüber sagen können, das wollen wir sagen. Wir wollen unsere Erkenntnisse in drei Abschnitte teilen; wir wollen nämlich erstens sprechen von der leiblichen Gegenwart des Herrn, zweitens von den inneren seelischen Bewegungen, die der Herr in seiner leiblichen Gegenwart von sich ausgehen läßt, und drittens von den äußerlich sichtbaren Gebärden, in denen er die seelischen Bewegungen ausdrückt.

Wir sprechen zuerst von der leiblichen Gegenwart des Herrn. Was leibliche Gegenwart bedeutet, das wissen wir aus unserer Erfahrung. Ob ein Mensch da ist, oder ob er fern ist, ob er auf einem Friedhof liegt oder im Jenseits ist, davon hängt ungeheuer viel ab. Wenn wir seine Gegenwart spüren, seine Stimme hören, seine Augen sehen, seine Hand fühlen, dann sind wir getröstet. Wahrhaft liebende Menschen wissen, was es um die Gegenwart des geliebten Menschen ist. So hat auch Christus seine Gegenwart uns geschenkt, indem er sagte: „Das ist mein Leib, das ist mein Blut.“ Das heißt: Das bin ich. Wir haben keinen Anlaß, diese Worte irgendwie abzuschwächen, sie irgendwie symbolisch zu erklären. Wir müssen sie so buchstäblich nehmen, wie er sie gemeint hat. Wenn er sagt: Das bin ich, dann müssen wir das so wahrnehmen, wie wenn er sagt: Das ist mein Leib, das ist mein Blut.

Natürlich ist die Gegenwart der Seele das Entscheidende. Aber die Gegenwart des Leibes versichert uns der Gegenwart der Seele. Indem wir den Leib erkennen, und indem wir den Leib bei uns wissen, sind wir gewiß, daß seine Seele bei uns ist. Und deswegen hat Jesus auch nach seiner Auferstehung gesagt: Seht meinen Leib, seht meine Hände, seht meine Füße, daß ich es bin. Die leibliche Gegenwart verbürgt uns seine geistige Gegenwart. Er ist wahrhaftig und wirklich gegenwärtig, leiblich.

Der abgefallene englische Erzbischof Cranmer versuchte den katholischen Eucharistieglauben aus den Angeln zu heben, indem er sagte: „Jesus lebt doch mit seinem Leib im Himmel, wie kann er da auf der Erde sein?“ O Cranmer, du hast nicht verstanden die Macht und die Liebe unseres Gottes und Heilandes. Er vermag es, ein Stücklein Brot sich so anzueignen, daß er sagt: „Das ist mein Leib.“ Und er vermag ein Tröpfchen Wein sich so anzueignen, daß er sagen kann: „Das ist mein Blut.“ Er vermag sich gleichsam zu vermehren kraft seiner schöpferischen Gewalt.

Wir können, wenn wir einem Menschen nahe sein wollen, eigentlich nur in den Raum eintreten, in dem er sich befindet. Wenn wir räumlich bei ihm sind, dann sind wir ihm nahe, körperlich nahe. Jesus vermag eine ganz andere Nähe zu schenken, indem er sich ein Stücklein der Körperwelt aneignet und sich dadurch gegenwärtig setzt. Das ist mein Leib, das ist mein Blut – das bin ich. Das bin ich wirk-

lich, wesentlich und wahrhaftig. Die leibliche Gegenwart läßt uns die Gegenwart seiner Seele erkennen und verbürgt sie uns.

Die seelischen Bewegungen, die Jesus im eucharistischen Opfersakrament bewirkt, sind zweifacher Art. Es ist einmal eine Bewegung zum Vater im Himmel. Wir wissen, daß sein ganzes Leben nichts anderes war als gehorsamer Dienst gegenüber dem Vater. Es war die Hingabe an den Vater, die sein Leben bewegte, und diese Bewegung nimmt er mit in die eucharistischen Gestalten. In den eucharistischen Gestalten ist er nicht anders gegenwärtig als in seinem ganzen irdischen Leben. „Siehe, Vater, einen Leib hast du mir bereitet; ich komme, deinen Willen zu erfüllen.“ Er geht also zum Vater als ein Sich-Opfernder, als ein Sich-Hingebender, als ein sich Vertrömender. Das ist seine Bewegung zum Vater, die er im eucharistischen Opfersakrament vollzieht. Aber indem er sich dem Vater hingibt, weiß er auch, daß der Vater ihn sogleich den Menschen zurückschenkt. Wenn der Vater ihn aufnimmt und sagt: „Du bist mein geliebter Sohn“, dann gilt zugleich, daß er sagt: Das ist der Sohn, der hingegen geben wird für das Leben der Welt. Es ist also die zweite Bewegung, die Christus im eucharistischen Opfersakrament bewirkt, eine Hingabe an die Menschen. Er führt die Menschen, indem er sie an der Hand nimmt, zum Vater und sagt: Da sind sie, die meinen Namen kennen, die meinen Namen tragen. Vater, ich will, daß sie seien, wo ich bin. Ich will, daß sie da seien, wo ich meine Heimat habe. Sie sollen das Leben haben, so wie ich das Leben in mir trage. Sie sollen von mir leben, und sie sollen in mir leben. Das ist die zweite Bewegung, die Christus im eucharistischen Opfersakrament bewirkt. Es ist ein doppeltes Schenken. Eine Hingabe an den Vater: Siehe, Vater, ich komme als dein gehorsamer Knecht, und: Seht, ihr Menschen, ich gebe mein Leben hin als Sühnepreis, als Lösepreis für die vielen.

Dieser doppelten Bewegung entsprechen dann auch die Gebärden, in denen Christus sich im eucharistischen Opfersakrament zeigt. Es ist eine doppelte Gebärde, einmal, indem unter doppelter Gestalt seine Gegenwart bewirkt wird. Die Gestalt des Brotes deutet auf seinen Leib, der bleich und entseelt am Kreuze hing. Die Gestalt des Weines deutet auf sein Blut, das in der Erde wie in einem Kelch versickert ist. Diese Trennung der Gestalten deutet auf seinen Tod, auf die Vergießung seines Blutes. Die Trennung ist eben Andeutung, symbolische Darstellung seines Todes. Gleichzeitig sind diese Gestalten Nahrung und Trank. Sie werden den Menschen gereicht, damit sie sich davon nähren, damit sie sich davon zehren. Nehmt mich hin! Christus spricht nicht nur zum Vater. Nimm mich hin! Er sagt auch zu den Menschen: Nehmt mich hin! Esset von mir! Lebet von mir! Zehret von mir! Und so gibt er sich uns hin in den Gestalten von Speise und Trank. Wir sollen ihn aufnehmen, damit wir in ihm leben. Er will sich uns so zu eigen geben, wie die Speise unser eigen wird. Wir wissen ja, daß wir die Speise, die wir aufnehmen, die irdische Speise, in unseren Leib verwandeln. Ähnlich-unähnlich, ach, in weit überlegenerer Weise wird auch die Speise, die wir in der Eucharistie aufnehmen, in unser Leben verwandelt, in unser übernatürliches Leben, werden wir teilhaft göttlicher Natur, gewinnen wir Anteil an der Wirklichkeit unseres Herrn und Heilandes.

Jesus Christus geht mit ausgebreiteten Armen und mit geneigtem Haupt auf seinen Vater zu und spricht: Nimm mich hin als Opfer, als Sühneopfer für die Menschen. Er geht aber auch mit ausgebreiteten Armen und mit offenem Herzen auf die Menschen zu und sagt: Nehmt mich hin! Esset von mir! Lebet von mir! So kreist das Opferfeuer in tausend goldenen Kelchen über die Erde. In jeder Stunde des Tages wird irgendwo Christus geopfert, opfert sich Christus für uns. Und wenn die Menschheit auch noch so weit von Christus und von der Kirche entfernt ist, wenn sie auch noch so selten von wahrer Menschenliebe und Nächstenliebe erfüllt ist: Einer ist da, in dem diese Liebe zu Gott und diese Liebe zu den Menschen aufglüht wie eine Feuerflamme, Jesus Christus, unser Herr. Und diese Feuerflamme wandert um die ganze Erde, unaufhörlich, bis es einmal soweit sein wird, daß es Mittag wird und der Herr sprechen kann: Es ist vollbracht! Einmal wird dieser Zeitpunkt kommen, da legt er das Todesgewand ab, dann schließt er die Arme, die er ausgebreitet hat, um seine Geliebten und sagt: Nun bist du mein, nun bin ich dein. Nun sind wir eins.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die Dogmen der Kirche (8)

(Über das Dogma von der Gnade)

19.01.2003

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Man hat gesagt, das Christentum sei die Religion der Gnade im Unterschied und im Gegensatz zum Judentum, der Religion des Gesetzes. Das Christentum ist die Religion der Gnade – das ist tatsächlich so. Wenn der heilige Johannes das Ereignis der Menschwerdung beschreiben will, da sagt er: „Wir haben seine Herrlichkeit gesehen voll der Gnade und Wahrheit.“ Wenn der Evangelist Lukas die Verfaßtheit der Muttergottes beschreiben will, dann sagt er, sie sei die „Gnadenvolle“. So hatte der Engel Maria genannt, die, welche „voll der Gnade“ ist. Und beim Apostel Paulus kommt kaum ein Wort so häufig vor wie das Wort der Gnade. Wenn das Christentum die Religion der Gnade ist, dann müssen wir auch von der Gnade sprechen, vom Dogma der Gnade, denn auch dieses Dogma ist ein lebendiges Dogma, ein Dogma des Lebens.

Freilich kommt das Wort Gnade heute manchen Menschen fremd und eigenartig vor. Sie vertrauen auf die eigene Kraft und nicht auf etwas, was man geschenkt bekommt. Sie fordern ihr Recht ein und verlangen nach Gerechtigkeit und nicht nach Almosen. Man spricht von einem „gnädigen Herrn“ und einer „gnädigen Frau“, und diese Redeweise kommt uns einigermaßen komisch vor. Die Gnade wurde vielfach so vorgestellt, als ob es sich dabei um eine Mechanik handele, um Stoßkräfte, die auf den Menschen einwirken.

Aber nichts dergleichen! Die Gnade ist eine Liebesbeziehung zwischen Gott und dem Menschen, eine Liebesbeziehung, die den Menschen hinaufhebt in seine Gemeinschaft und ihn zum Vertrauten, ja zum Teilhaber seines göttlichen Lebens macht. Wir wollen deswegen sprechen erstens von dem gnädigen Gott, seiner Gesinnung und seiner Haltung, und zweitens von dem mit der Gnade erfüllten oder zur Gnade bereiten Menschen.

Die Gnade ist zunächst eine Haltung in Gott. Gott ist gnädig; er ist der Gott der Gnade. Diese Haltung in Gott ist eine Gesinnung und eine Bereitschaft, eine Gesinnung, sich gnädig zu erweisen, und die Bereitschaft, Gnade auszuteilen.

Zunächst einmal ist ja der Mensch ein Geschöpf Gottes, ein Werk Gottes, ein Werkzeug Gottes, ein Spielball Gottes, wenn man so sagen will. Aber Gott hebt diesen Menschen zu sich hinauf, er beruft ihn zum Partner. Er macht ihn zu seinem Gefährten; er schenkt ihm Vertraulichkeit und behandelt ihn wie etwas Gleichwertiges, wie ein Vater sein Kind, wie ein Gatte seine Gattin, wie ein Bruder seine Schwester. Gottes Haltung ist nicht wirkungslos. Wenn Gott dem Menschen gnädig ist, dann schafft diese Gnädigkeit etwas im Menschen; sie schafft in ihm ein neues Sein. Zu dem geschöpflichen Sein tritt ein neues Sein hinzu, ein höheres Sein, ein Sein auf einer höheren Ebene. Die gnädige Gesinnung wirkt sich im Menschen aus als der Gnadenzustand. Sie erinnern sich, meine lieben Freunde, an das, was Sie einst im Katechismus gelesen und im Religionsunterricht gelernt hatten, wo von der Gnade der Kindschaft, von der „heiligmachenden Gnade“ gesprochen wurde. Diese Worte sind wahr, sie sind echt; sie geben das wieder, was Gott in seiner gnädigen Gesinnung mit dem Menschen tut: Er nimmt ihn auf in den Gnadenzustand. Der Mensch empfängt dadurch einen neuen Glanz, er wird schöner, er wird emporgehoben, er wird in einen neuen Zustand versetzt, den Gnadenzustand. Dieser Zustand umfaßt das ganze menschliche Sein. Die ganze Seele wird von der Gnade ergriffen und durchwirkt.

Aber freilich, dieser Gnadenzustand dringt niemals ganz in unser Bewußtsein. Wir können den Gnadenzustand nicht messen, wir können ihn nicht wägen, wir können ihn nicht erlebnishaft feststellen. Er ist in einer Weise verborgen, wie nur Gott verborgen sein kann – aus guten Gründen: damit wir uns nicht dieses Zustandes bemächtigen können, damit wir nicht seine Herren werden können, damit Gott Gott bleibt, auch in diesem Zustand, den er im Menschen hervorbringt. Gott muß Gott bleiben, indem er für den menschlichen Zugriff unerschbar ist.

Dennoch wird der Gnadenzustand auch im bewußten Leben des Menschen sich bemerkbar machen. Der Gnadenzustand wirkt sich aus in Gnadenbewegungen. Diese Gnadenbewegungen ergreifen zunächst das Erkenntnisvermögen, den Verstand. Der Mensch bemerkt, daß er Erkenntnisse gewinnt, die ihm von außen kommen, daß ihm Gedanken gegeben werden, die ihm geschenkt werden. Der Mensch stellt fest, daß ihm Erleuchtungen werden und Einsprechungen: Das sollst du tun! So sollst du sein! Den Weg sollst du gehen! Das ist deine Aufgabe, das ist dein Beruf, das ist deine Sendung. Das sind die Gnadenbewegungen, die Gott in der Seele hervorbringt. Wenn es uns bewußt wird: Das ist deine Tat, das ist dein Gott, das ist deine Gefahr..., dann wissen wir, daß die Gnade in uns wirksam ist.

Aber diese Erkenntnisse bleiben nicht im Verstandesbereich stehen. Sie gehen über auf den Willensbereich. Jede Erkenntnis ist auch ein Antrieb. Jede Inspiration ist auch ein Impuls. Jedes Licht ist auch eine Kraft. Wir werden durch die Gnadenbewegungen angeleitet, das zu tun, was Gott von uns getan wissen will. Es kommen Kraftströme in uns, die unseren Willen – wenn wir nur willig sind – dahin leiten, wohin Gott uns haben will: zu seinem Ziele, zu seinen Absichten. Welches sind denn die Ziele Gottes mit uns? Welches sind denn die Absichten Gottes mit uns? Nun, daß wir würdig seiner Berufung leben, daß wir würdig unserer Berufung leben, daß wir standesgemäß leben, nämlich entsprechend dem Stand der Gnade, dem Zustand der Gnade, in dem wir uns befinden. Das ist das Ziel dieser Gnadenbewegungen. Sie sollen die Seele empfänglich machen und bereitwillig für Gottes Willen. Sie sollen der Seele den Antrieb geben, daß sie ihrem Stande gemäß, ihrem göttlichen Stande gemäß lebt, daß sie als Kind Gottes wandelt.

Wenn wir das tun, wenn wir den Gnadenbewegungen folgen, wenn wir uns von ihnen antreiben lassen, dann können auch wir Gott etwas bieten. Die Gnade ist eben nicht nur ein Ausströmen aus Gott, sondern auch ein Zurückströmen vom Menschen. Wir können Gott etwas bieten, was er mit Freuden aufnimmt, was wertvoll und groß und angesehen in seinen Augen ist. Die Gnade ist nicht nur ein Liebeserweis Gottes, sie ist auch ein Liebeserweis der Menschen. Wenn wir unter dem Antrieb der Gnade gut handeln, standesgemäß leben, dann erfreuen wir damit Gott, dann sind unsere Werke, wie wir sagen, Gott wohlgefällig, dann sind sie verdienstlich. Jawohl, wir wollen das Wort nicht meiden, das heute verpönt scheint: Unsere Werke, die Gott wohlgefällig sind, sind verdienstlich. Gott hat Wohlgefallen an ihnen. Sie sind wertvoll in seinen Augen, also unser Beten, unser Opfern, unser Bereuen, unsere gute Meinung. Das alles ist wertvoll in Gottes Augen.

Wir sehen jetzt, meine lieben Freunde, daß die christliche Religion tatsächlich die Religion der Gnade ist. Sie ist deswegen die Religion der Gnade, weil sie beherrscht ist von der Liebe. Gewiß spricht auch die Pflicht mit, gewiß hat auch das Recht seine Stelle, aber über alles hinaus ist die christliche Religion die Religion der Liebe. Sie ist beherrscht von der Liebe, von der verschwenderischen Liebe Gottes, die spricht: Nehmt mich hin und lebet von mir, und von der anderen, ebenso verschwenderischen Liebe des Menschen, die fragt: Was kann ich dem Herrn vergelten für das, was er mir getan hat?

Der wahre Christ ist der begnadete Mensch, und der begnadete Mensch ist der eifervolle Mensch. Der eifervolle Mensch ist jener, der bedrängt ist von der Liebe seines Gottes und von der Liebe zu seinem Gott. Die Liebe Christi drängt mich, so spricht der eifervolle Mensch. Der begnadete Mensch ist auch der kummervolle Mensch. Es kümmert ihn, daß er nicht genug seiner Liebe, seinem Liebesruf, seiner Liebesgabe entsprechend leben kann, es bedrückt ihn, daß er nicht genug an Liebe zurückschenken kann, was Gott ihm geschenkt hat. Er weiß zwar, daß er alle Gebote hält, aber das ist ihm noch zu wenig. Er möchte darüber hinaus noch mehr tun, um Gott zu erfreuen. Der begnadete Mensch ist auch der opfervolle Mensch. Er spricht: Ich habe fröhlich alles dargebracht, alles, was du

von mir gewünscht hast alles, was du mir befohlen hast, das habe ich gebracht. Fröhlich habe ich alles dargebracht. Der begnadete Mensch ist schließlich auch der demutsvolle Menschen. Er weiß, und er wird es einst erfahren, eine ganze Ewigkeit lang ertragen müssen, daß Gott, daß Gottes Liebe ihn besiegt, überwältigt und überwunden hat. Die Liebe Gottes, die ohne Maß ist, und die Gnade Gottes, die über alles Maß hinaus ein Reichtum, ein unermesslicher Reichtum ist. Fröhlich habe ich alles dargebracht!

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die Dogmen der Kirche (9)

(Über das Dogma von der Vorsehung Gottes)

26.01.2003

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Jeder religiöse Mensch hat ein Dogma, das im Mittelpunkt seines religiösen Lebens steht, so wie auch Jesus selbst ein Mittelpunkt-Dogma hatte. Dieses Mittelpunkt-Dogma war bei Jesus die göttliche Vorsehung. Er hat nicht in wissenschaftlicher Weise dieses Dogma formuliert, sondern wie er immer sprach, so daß die Menschen, auch die einfachen Menschen, es verstehen konnten, nämlich indem er redete vom „Vater im Himmel“, vom Vater im Himmel, ohne den kein Sperling vom Dache fällt, vom Vater im Himmel, der alle Haare des Hauptes gezählt hat, vom Vater im Himmel, der die Lilien des Feldes kleidet und das Gras auf dem Berge. Dieser Vater im Himmel ist ein liebender und besorgter Gott, der mit seiner Vorsehung das Weltgeschehen und das Leben des Einzelnen lenkt und leitet. Im Laufe des Kirchenjahres hören wir immer wieder diese trostvollen Evangelien von dem Vater, der für uns sorgt, der uns mahnt, nicht ängstlich zu sein – was werden wir essen, was werden wir trinken,, womit werden wir uns bekleiden? Der Vater im Himmel weiß das ja alles; er weiß, daß wir es notwendig haben.

Freilich, diese Verheißung weckt in uns auch eine gewisse Wehmut und Verwunderung; denn unsere Erfahrung scheint mit dieser Verheißung nicht übereinzustimmen. Wir erleben, daß unsere Gebete nicht erhört werden; der Mensch, den wir lieben, den wir brauchen, wird uns entrissen; das Gutgemeinte mißlingt und die Gutwilligen kommen zu kurz. So scheint die Erfahrung der Verheißung von dem sorgenden Vater zu widersprechen. Die Vorsehung Gottes, die über uns waltet, wird, so scheint uns, nicht immer durch die Erfahrung bestätigt. Der Beruf, den wir suchen, an den wir uns klammerten, bleibt uns verschlossen. Dennoch, meine lieben Freunde, müssen wir bedenken, daß wir wie eine Ameise im Walde sind. Eine Waldameise vermag die Wege, die der Mensch durch den Wald geschlagen hat, nicht zu begreifen. Sie hat ihr kleines, winziges Reich und überschaut nicht das Ganze. Wir können uns auch vergleichen mit einem taumelnden Kinde, das eben seine ersten Gehversuche macht. Es richtet sich an einem Stuhlbein auf, aber es versteht die Welt nicht. Es versteht die Wellen nicht, die in sein Zimmer schlagen von draußen.

Ähnlich ist es auch mit unserem Begreifen der Vorsehung Gottes. Die Welt ist so reich, so mannigfaltig; da drängen sich so viele Dinge im Raume, da ist so ein riesiges Feld des Wirklichen, daß es für uns unmöglich ist, es zu durchschauen, es zu überblicken, es zu kontrollieren. Es müßte uns eigentlich genügen, daß wir an einen Vater im Himmel glauben und daß wir an ihn die Bitte richten: Dein Wille geschehe! Das müßte uns eigentlich genügen. Dennoch wollen wir versuchen, einen Einblick in die Vorsehung Gottes zu gewinnen. Wir wollen einen Erfahrungssatz, einen Vernunftssatz und eine Glaubenssatz über die Vorsehung Gottes aufstellen.

An erster Stelle einen Erfahrungssatz. Unsere Erfahrung zeigt uns, daß riesige Mengen von Dingen da sind, daß Gott die Geschöpfe da sein läßt und wirken läßt, je nach ihrem Wesen und nach ihrer Anlage. Da sind die zahllosen unbelebten Dinge, die da wirken, die Kräfte der Elektrizität, der Spannung, der Stromstärke, die Kräfte des Mechanischen, die Kräfte der Chemie. Blitze zucken und Berge stürzen zusammen, Wasser rauschen vom Berge hinab ohne Rücksicht auf das, was sie niederreißen, Vulkane explodieren ohne Rücksicht auf die Hütten, die sie zerstören, die an den Berghängen gebaut sind. Die Dinge sind da, und Gott läßt sie auswirken nach den Gesetzen, die er gegeben hat, nach den

ehernen Naturgesetzen. Diese Naturgesetze bilden ja ein Stück unserer Verlässigkeit, der Verlässigkeit unserer Welt. Und Gott läßt sie auswirken. Er läßt sie auch dann auswirken, wenn sie nach unserem Urteil Schaden und Unheil anrichten.

Dann sind die belebten Dinge, die belebten Dinge mit ihrem verwegenen, angstvollen Drang. Sie haben den Lebensdrang, den Drang zur Bewegung, den Drang zur Selbsterhaltung, den Drang zur Fortpflanzung, und den müssen sie auswirken, denn dieses Gesetz ist in sie hineingelegt. Ja, die belebten Dinge müssen vom Lebendigen leben. Sie selbst können ihr Leben nur erhalten, wenn sie anderes Lebendiges verzehren, verbrauchen, sich zuführen. Wir alle haben – und das ist ja eine der schönen Seiten des Fernsehens, nicht wahr – wir alle haben im Fernsehen die Tierfilme gesehen, wie die Wölfe über Tiere herfallen und sich so ihren Lebensunterhalt verschaffen. So ist es nach Gottes Willen geplant, daß ein Tier dem anderen zum Verbrauchen, zur Ernährung, zur Erhaltung dient. Dann ist da der Mensch, der Mensch, ein Wesen mit Leib und Seele, und aus dieser Verbindung von Leib und Seele quillt unser Glück und unsere Seligkeit. Da kommen aber auch die Spannungen und die Gefahren unseres Lebens her. Und dann ist der Mensch mit seiner Seele, mit seiner Seele, die selbstbestimmend ist, die eine Freiheit besitzt, und Gott will diese Freiheit und bejaht diese Freiheit und läßt den Menschen mit seiner Freiheit gehen. Er läßt ihn auch dann gehen, wenn er die Freiheit mißbraucht. Gott will es, daß der Mensch ein freies Wesen ist und daß er aus Freiheit seine Gebote erfüllt und sein Gesetz in sein Herz aufnimmt. Aber er läßt es geschehen, daß der Mensch mit seiner Freiheit Mißbrauch treibt und einen Weg geht, den er nicht will.

Die Zahl der Lebewesen ist unermesslich. Wir sind nicht allein auf dieser Welt, und weil wir nicht allein sind, da drängen sich eben die Dinge, und deswegen ergänzen sie sich und bedrängen sich, verbinden sich und widersetzen sich. So ist es auf dieser Welt, daß Gott will, daß die Dinge da sind und daß sie miteinander ringen. Auch daß sie sich gegenseitig hemmen und verbinden. Das ist die Erklärung dafür, daß unsere persönlichen Wünsche oft so ohnmächtig erscheinen, auch wenn sie die Form von Gebeten annehmen, daß die Krankheiten nicht weichen, auch wenn wir es dringend ersehnen, daß der Regen nicht kommt oder nicht aufhört, so wie wir es wünschen und brauchen. Das ist die Erklärung dafür, daß wir einerseits in grauerregender Ohnmacht in dieser Welt sind, und andererseits, daß wir eine Macht über diese Welt besitzen, die Gott uns gegeben hat. Das ist ein Erfahrungssatz. Das ist eine Erfahrung, die wir täglich machen können. So ist die Welt, und so erfahren wir sie.

Aber darüber erhebt sich ein Vernunftssatz. Gott will, daß die Dinge da sind und daß sie wirken. Das heißt aber auch, er bejaht sie. Gott liebt sie. Er hat sie aus Liebe geschaffen. Sie haben also einen Wert, sie haben einen Sinn, sie sind für etwas gut, sie sind für etwas nützlich. Selbst die Ratten und die Mäuse sind nach Gottes Willen zu etwas zu gebrauchen. Wir wissen, daß im äthiopischen Hochland sich die Wölfe, die äthiopischen Wölfe, von den dort vorfindlichen Ratten nähren. Alles, was ist, ist von Gott gewollt, hat einen Sinn, und so ist auch das Weltganze nicht sinnlos. Auch das Weltganze ist von Gott bejaht, hat nach Gottes Willen einen Sinn, einen Wert. Die Welt ist aus Liebe geschaffen und wird auch aus Liebe erhalten. Gott haßt nichts von dem, was er geschaffen hat. Die Welt besteht, weil sie Gott aus Liebe im Dasein erhält. Deswegen dürfen wir nicht an Gottes Vorsehung zweifeln oder verzweifeln. Gott bejaht die Dinge; er will, daß sie wirken; er meint es gut mit uns. Im Buch von der Nachfolge Christi, meine lieben Freunde, steht der schöne, ergreifende, vielleicht auch erschreckende Satz: „Alles, was du mit mir tust, das kann nicht anders als gut sein.“ Alles, was du mit mir tust, das kann nicht anders als gut sein. Ob er uns also in die Seligkeit und in die Freude führt, oder ob er über uns den Kummer und den Schmerz kommen läßt: es kann nach Gottes Willen nicht anders als gut sein. Wir dürfen an Gott nicht zweifeln; wir dürfen an seiner Vorsehung nicht verzweifeln. Weil alles nach Gottes Willen gut ist und gut werden soll, deswegen dürfen wir auch nichts verachten. Wir dürfen nichts hassen, wir dürfen nichts verneinen. Und wäre es auch das ärmste und verachtetste und elendeste Leben, auch dieses Leben ist in Gottes Augen noch ein Wert. Wenn Menschen ihr Leben auslöschen möchten, und wenn uns Gedanken überfallen: Ach, wenn ich doch tot wäre oder wenn ich doch Hand an mich legen könnte, wenn uns solche Gedanken überfallen, dann sind sie irrig, dann sind sie ein Irrtum, dann sind sie vor Gottes Vorsehung eine Lästerung. Wir müssen aushalten, wir müssen durchhalten, solange Gott es will. Die Vorsehung waltet über uns. Gott ist Vater; das heißt, er

ist liebend und besorgt. Ob er uns in die Herrlichkeit führt oder ob er über uns das Leid kommen läßt: Gott ist Vater, Gott ist gut, gut ist alles, was er tut.

Wenn wir manchmal verhaltene Augen haben, wenn wir es nicht sehen, daß Gottes Güte über uns waltet, dann, meine lieben Freunde, mögen wir uns erinnern an ein schönes Wort, das der heilige Johannes Chrysostomus – ein leidgeprüfter Mann! - einmal gesprochen hat: „Gott hat nicht alles im Dunkel gelassen, damit du nicht behauptest, es gebe keine Vorsehung. Er hat aber auch nicht alles deiner Erkenntnis zugänglich gemacht, damit nicht die Höhe der Erkenntnis dich zu stolzer Selbstüberhebung verleite.“ Noch einmal: Gott hat nicht alles im Dunkel gelassen, damit du nicht behauptest, es gebe keine Vorsehung. Er hat aber auch nicht alles deiner Erkenntnis zugänglich gemacht, damit nicht die Höhe der Erkenntnis dich zu stolzer Selbstüberhebung verleite.

Die Vorsehung, ein Erfahrungssatz, die Vorsehung, ein Vernunftssatz, die Vorsehung aber auch drittens, ein Glaubenssatz. Am vergangenen Sonntag haben wir von der Gnade gesprochen. Die Gnade ist das neue Leben, das Gott uns verleiht. Die Gnade ist der neue Zustand, in dem die Gotteskinder sich befinden. Da zeigt sich Gott von einer anderen Seite als nur als Schöpfer. Als Schöpfer liebt er sein Werk, wie ein Werkmeister sein Werk liebt. Als Begnadiger liebt er seine Kinder, wie ein Vater sein Kind liebt. Das ist eine neue Dimension, das ist eine neue Wirklichkeit, das ist eine neue Erhöhung. Alles andere, die Schöpfung, ist nur gewissermaßen der Vorbau, der Vorzustand für den Zustand der Begnadung des Lebens im Heiligen Geiste. Da will Gott uns gewissermaßen zu Blutsverwandten machen; da will er uns in eine Seinsgemeinschaft, in eine Liebesgemeinschaft mit sich hineinrufen. Aus der Vorsehung des Schöpfers für sein Werk wird die Vorsehung des Vaters für seine Kinder. Alles legt er diesen Kindern zu Füßen. Die ganze Welt ist für die Menschen geschaffen. Das ist wahr: Die Welt, die Ströme und die Berge und die Blumen und die Tiere, sie sind für den Menschen geschaffen. Der Mensch ist tatsächlich die Krone der Schöpfung. Aber alles, was an Schöpfungswerken dem Menschen dienen soll, wird weit überboten durch die Freundschaft, die Gott dem Menschen gewährt, wenn er ihn in sein göttliches Leben hineinzieht, wenn er das Leben, das er selbst in sich führt, dem Menschen gleichsam zugänglich macht. Und wenn Gottes Liebe es verlangt oder erlaubt, dann freilich wirken sich auch an seinem Geliebten die Gesetze der Natur und die Gesetze der Geschichte aus. Es kann sein, daß Gott seinen Liebling auf einen Berg Tabor führt; es kann aber auch sein, daß er ihn auf einen Kalvarienberg versetzt. Es kann sein, daß Gott Berge schmelzen läßt vor seinen Lieblingen; es kann aber auch sein, daß Gott seine Lieblinge zermalmen läßt von Bergen, die über sie stürzen. Es kann geschehen, daß Gott seinen Lieblingen einen Becher der Freude reicht; es kann aber auch geschehen, daß er ihnen einen Becher der Bitterkeit reichen muß. Alles, wie es seine Liebe verlangt oder erlaubt.

Gott ist in jedem Falle der fürsorgende Vater. Daß wir an seiner Fürsorge nicht irre werden, dafür hat er uns das Beispiel seines Sohnes geliefert. Dieser sein Sohn war in der Verklärung auf dem Berge Tabor, aber dieser sein Sohn war auch ein blutender, ein verblutender Gekreuzigter auf dem Berge Golgotha. Wenn wir wissen wollen, wie Gottes Vorsehung ist, was sie dem Menschen tut, was sie ihm zumutet, dann müssen wir auf seinen Sohn Jesus Christus schauen. Wenn wir wissen wollen, worauf wir uns rüsten müssen, worauf wir uns gefaßt machen müssen, dann müssen wir auf Jesus Christus, den einzigen, den eingeborenen Sohn des Vaters, schauen. An ihm können wir ablesen, was uns erwartet, was Gott mit uns vorhat. Dieser Sohn Jesus Christus ist am Vater nicht irre geworden. Als er in Angst bebte, da hat er das wunderbare Wort gesprochen: „Könnte mein Vater mir nicht zwölf Legionen Engel senden, um mich aus dieser Gefahr zu erretten? Aber nicht wie ich will, sondern wie er will.“

Die Liebe Gottes begreifen, die Fürsorge Gottes begreifen, die Vorsehung Gottes begreifen, das kann nur ein liebender, ein gläubiger Mensch. Nur die Vertrauenden, die Gott mit Zuversicht als ihren Vater anerkennen, nur die Vertrauenden sind fähig, aufrichtig zu beten: „Alles, was du mit mir tust, kann nicht anders als gut sein. So also, mein Vater, soll dein Wille geschehen. Du wirst mich weiterführen über sumpfiges Moor, über lauernde Klippen, bis vorüber die Nacht und im Morgenlicht Engel mir winken. Ach, ich habe sie längst geliebt, nur vergessen für kurze Zeit.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die Dogmen der Kirche (10)

(Über das Dogma von der Heiligkeit Gottes)

09.02.2003

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Unter den Dogmen des Christentums ist eines, das sich allen unauslöschlich eingepägt hat. Es ist schon den Kindern vermittelt worden, und es ist noch der letzte Bestand, der letzte Rest religiösen Wissens, der in einem abständigen Menschen geblieben ist, nämlich das Dogma, daß Gott ein heiliger Gott ist, daß er das Gute belohnt und das Böse bestraft. Dieses Dogma können schon Kinder verstehen, und selbst wenn sie später in Sünden fallen, wenn sie den Glauben verlieren, eine Ahnung, ja eine Gewißheit bleibt ihnen, daß Gott kein Hampelmann ist, sondern daß er das Böse straft und das Gute belohnt. In dieser Stunde wollen wir zwei Fragen stellen und zu beantworten versuchen, um dieses Dogma zu verstehen. Die erste Frage lautet: Woher kommt das Gute? Die zweite: Wohin geht das Gute?

Woher kommt das Gute? Wir haben in uns einen Sinn für den Unterschied von Gutem und Bösem. Dieser Unterschied ist in unser Herz eingegraben. Wenn wir jemanden sehen, der ein Unrecht begeht, wenn wir zuschauen, wie ein Freund zum Verräter wird an seinem besten Freunde, wenn wir eine Herzlosigkeit erleben, wie jemand einem armen Manne auch noch die letzte Habe wegzieht, dann steht ein Zorn in uns auf und ein Abscheu, und es wäre schlimm, wenn dieser Abscheu nicht in uns aufstehen würde; denn wir haben ein Gespür für den Unterschied von Gut und Böse. Andererseits, wenn wir erleben, wie ein Mensch eine heldenmütige, eine opferfreudige, eine selbstlose Liebe beweist, wenn wir die Geradheit, die Aufrichtigkeit eines rechten Mannes erleben, wenn wir die Treue und Zuverlässigkeit eines Menschen auch in Bitterkeit und in Widrigkeiten vor uns finden, dann steht ein Entzücken in uns auf, eine Freude und eine Mahnung und ein Ernst; denn wir ahnen, daß damit Gott in die Welt eintritt. Und so ist es tatsächlich. Das Gute ist eine Erscheinung, ist eine Offenbarung Gottes. Denn Gott ist der Urgute, der Allgute, der unendlich Gute. Wir können Gott gar nicht anders denken, als daß wir jeden Schatten des Bösen von ihm fernhalten. Er ist die Güte in Person, die wir als Heiligkeit bezeichnen. Er ist der heilige, der dreimal heilige Gott.

Weil Gott der Heilige ist, weil Gott der Gute ist, so kann auch alles, was Gott schafft, nur gut sein. Wem er das Leben gibt, der muß nach dem Bilde, nach dem Maße, nach der Norm seines Wesens geschaffen sein, und da er gut ist, muß alles, was er schafft, gut sein. Und so steht es ja auch im Schöpfungsbericht, im ersten Buch der Bibel: „Und Gott sah, daß es gut war.“ Alles, was Gott geschaffen hat, war gut. Aber da ist ein Unterschied. Die Blumen und die Tiere und die Sterne sind gut von Natur aus, kraft ihres Wesens. Sie können gar nicht anders als gut sein. Beim Menschen aber ist das Gute in seine eigene Entscheidung gelegt. Der Mensch soll sich gut machen; er soll mit seinem Willen dem Guten nachstreben; er soll gut werden. Er soll nach dem Charakter, nach der Sinnesart, nach dem Wesen Gottes sich selbst bilden. Und weil Gott will, daß alles, was schafft, gut ist, deswegen steht hinter diesem Bildungsauftrag der Wille Gottes: Du sollst das Gute wollen! Du sollst dich nicht nur meinem Wesen, du sollst dich auch meinem Willen angleichen! Du sollst das Gute wollen, weil ich der Urgütige, der Urgute bin.

Der Mensch muß sich also gut machen mit seinem freien Willen. Es ist in seine Möglichkeiten gelegt, gut zu werden; er soll sich Gott angleichen. Und weil das seine höchstpersönliche Entscheidung ist, so ist die menschliche Liebe aufgerufen. Der Imperativ: Du sollst das Gute wollen, ist ein Impera-

tiv der Liebe: Du sollst das Gute wollen, weil du mich liebst! Du sollst das Gute wollen, weil du mir gehörst. Du sollst das Gute wollen, weil du so sein möchtest, wie ich bin. Auf dem Gipfel ist jede Erfüllung des Guten immer verbunden mit der Liebe.

Die Sittlichkeit und die Religion gehören eng zusammen. Es gibt keine Sittlichkeit ohne den Gottesgedanken, und es gibt keine Religion ohne Sittlichkeit. Eine Religion, die nicht gut und nicht besser macht, ist eine falsche Religion. Religion und Sittlichkeit gehören untrennbar zusammen. Das Gute erhält seinen unvergleichlichen Wert und seine verbindliche Kraft nur durch Gott. Weil Gott gut ist, deswegen müssen wir das Gute wollen. Wir sollen es um seiner selbst willen tun, nicht weil wir dadurch angesehen sind, nicht weil uns die Menschen dann ehren, nicht weil wir uns damit vervollkommen; das sind vordergründige Motive. Das letzte Motiv des Guten ist Gott. Ich will das Gute tun, weil Gott gut ist und weil er das Gute will. Das Gute kommt von Gott.

Das Gute geht aber auch zu Gott. Indem wir das Gute tun, werden wir Gott ähnlich. Ja, wahrhaftig: Es ist ein Werden wie Gott, es ist ein Sich-Hingeben an Gott, es ist ein Einswerden mit Gott. Gott aber ist die Erfüllung und Vollendung; Gott ist die Kraft und das Leben; Gott ist das Glück und die Seligkeit. Wenn wir also zum Guten gehen, wenn wir das Gute tun, dann gehen wir zur Kraft, zum Glück und zur Seligkeit. Wer das Gute tut, der geht zu Gott. Umgekehrt: Der Böse geht weg von Gott. Er geht in die Trennung, in die Entzweiung, in die Empörung. Wer sich von Gott entfernt, der entfernt sich vom Licht, vom Glück, von der Seligkeit. Das ist gemeint, wenn wir sagen: Gott ist Vergelter des Guten. Wer das Gute tut, der geht zu Gott, und der wird von Gott aufgenommen, der wird von Gott geliebt und in dieser Liebe selig. Das Gute tun und Gott lieben und selig werden, das ist ein und dasselbe. Wer immer das Gute tut, der geht auf Gott zu und wird von Gott geliebt und empfängt die Seligkeit. Die letzte Vollendung des Menschen im Guten ist auch seine höchste Seligkeit. Und umgekehrt: Der Weggang vom Guten ist der Weggang von Gott. Auch im Diesseits, auch in dieser irdischen Lebenszeit zahlt sich das Gute schon aus. Nicht so, wie sich das manche primitiv denken, daß das Geschäft gut geht, daß man gesund bleibt, daß einem der Ärger erspart bleibt. Nicht so. So vergilt Gott nicht; das heißt gemein und niedrig von Gott denken. Ein solches Rechenexempel läßt er nicht zu. Wenn man mit einem Rosenkranz eine Hypothek abstoßen könnte, dann wäre die ganze Welt religiös. So darf es nicht sein. Wohl aber in einer anderen Weise lohnt sich das Gute, nämlich wer gut ist, der gewinnt eine höhere Menschenart, der gewinnt ein besseres Menschentum und wird eben dadurch Gott ähnlicher. Das ist eigentlich das Entscheidende. Weil das Gute Angleichung an Gott ist, bedeutet es eine Stärkung des Lebens, eine Erfüllung des Daseins, eine Erhellung der Seele, eine Beglückung des Menschentums. Der höhere, der bessere Mensch ist der Mensch, der näher bei Gott ist und dadurch der erfülltere und auch der glücklichere Mensch. Indem wir bessere Menschen werden, gewinnen wir eine höhere Lebensform.

Umgekehrt muß man sagen, der Böse kann unmöglich auf die Dauer glücklich sein. Wir haben alle gelesen vom Tode des Herrn Rudolf Augstein. Er war einmal ein gläubiges Kind. Mit fünf Geschwistern ist er aufgewachsen in einer katholischen Familie. Er hat den Glauben verloren durch Verfehlungen sexueller Art, wie ein Mitschüler von ihm berichtet. Er war fünfmal bürgerlich verheiratet; er hat noch manche Frau nebenbei besessen. Er war reich und mächtig. Als Adenauer noch an der Regierung war, hieß es: „Adenauer regiert, und Augstein herrscht.“ So viel Macht hatte der Mann mit seinem „Spiegel“. Und doch sagt sein Chefredakteur Stefan Aust: „Glücklich ist er nicht gewesen.“ Glücklich ist er nicht gewesen! Das Böse kann sich nicht rentieren. Es ist ein böses Wort, wenn einer sagt: „Auf Erden hilft Gott den Gescheiterten und im Himmel den Guten.“ Das ist ein falsches Wort. Schon auf Erden lohnt sich das Böse nicht. Es kann einer steinreich werden. Was nutzt das, wenn er steinhart ist? Schon auf Erden rächt sich das Böse.

Und umgekehrt: Schon auf Erden lohnt sich das Gute. Der Mensch, der Gutes tut, zieht Gott in die Welt hinein. Er baut auf, er erhellt. Vom Guten geht eine Welle des Wohlwollens, der Liebe, des Erhellens aus. Der Böse dagegen schlägt die Welt mit Fluch und Schuld. Alles Böse, alle bösen Taten, alle bösen Worte, alle bösen Gedanken haben Tränen im Gefolge. Wir beklagen die Ausbrüche der Vulkane und die Überschwemmungen. Ach, meine lieben Freunde, das ist ja winzig gegenüber dem, was Menschen den Menschen antun, was Menschen im Bösen den Menschen antun! Das ist das Ent-

scheidende, das auf Erden über uns hereinbricht. Das Böse zerstört die Erde, führt das Chaos herauf, bringt die Finsternis, läßt Tränen fließen. Jede Sünde ist ein Keim des Bösen, ein Keim des Todes, an dem die Welt krank wird und an dem sie lebensärmer wird. Wir leben vom Guten, und wir gehen zugrunde am Bösen! Himmel und Hölle sind wahrhaftig in unsere Hand gegeben, indem wir unsere sittlichen Entscheidungen fällen. Wer Gutes tut, der zieht Gott in die Welt hinein, er schafft schon, wenn man so sagen darf, einen Himmel auf Erden. Wer das Böse tut, der flieht von Gott und bringt die Erde in die Zerstörung. Er schafft eine Hölle.

Gott ist heilig. Das ist der Wahrspruch, der durch alle Jahrhunderte hallt bis zum letzten Tage: Gott ist heilig. Das ist das Lied, das über jedem Menschenleben von unsichtbaren Geisterchören gesungen wird: Gott ist heilig. Das ist auch der Gesang, der das Weltgericht abschließen wird, der Gesang der Cherubim, die die Schwerter tragen, der Gesang, der ewige Gesang: Heilig, heilig, heilig ist der Herr, und gerecht sind seine Gerichte!

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die Dogmen der Kirche (11)

(Über das Dogma von den Heiligen)

16.02.2003

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wenn man in Länder mit überwiegend katholischer Bevölkerung kommt, nimmt man vielleicht mit Verwunderung wahr, daß dort die Feste der Heiligen mit größerer Begeisterung und mit mehr Aufwand gefeiert werden als die Feste des Herrn oder des dreifaltigen Gottes. Da könnte einem der Verdacht kommen, daß hier des Guten zuviel geschieht, daß hier eine Übertreibung der Heiligenverehrung stattfindet. Das Dogma von den Heiligen ist nämlich denkbar nüchtern. Es lautet: "Es ist gut und heilsam, die Heiligen zu verehren." Nicht mehr, aber auch nicht weniger. Es ist gut und heilsam, das heißt es ist empfehlenswert. Es ist keine Pflicht. Es kann jemand katholisch sein, auch ohne die Heiligen zu verehren.

Dennoch, meine lieben Freunde, werden wir heute zu erkennen versuchen, daß die Heiligenverehrung nicht in Konkurrenz tritt zur Anbetung des dreifaltigen Gottes. Wir werden erkennen, daß die Verehrung der Heiligen in engster Verbindung zu den Dogmen steht, die wir an den letzten Sonntagen betrachtet haben, nämlich zu den Dogmen von der Vorsehung, vom Sinn des Guten und von der Gnade. So wollen wir heute sprechen von den Heiligen, von dem Gott der Heiligen und von uns, den Verehrern der Heiligen.

Die Heiligen sind von der Kirche in den Kalender, in das Album, in das Verzeichnis der Heiligen aufgenommen worden, weil sie gute Menschen waren. Sie waren gute Menschen in einem besonderen, in einem erhabenen, in einem vollkommenen Sinne. Sie haben die Vollkommenheit im Guten erreicht; sie haben Tugend bewiesen in heroischem Maße. Deswegen sind sie von der Kirche zu Heiligen erklärt worden. Gott hat sie zu einer Höhe gehoben, die, wie wir sehen, Menschen erreichbar ist, wenn sie sich auf Gott einlassen. Und sie waren Menschen, die sich auf Gott eingelassen haben; sie sind deswegen Gott ähnlich geworden. Der gute Mensch, der wirklich gute Mensch, ist auch immer ein frommer Mensch, und der fromme Mensch, der wirklich fromme Mensch, ist auch immer ein guter Mensch. Religion und Sittlichkeit, so haben wir ja erkannt am letzten Sonntag, Religion und Sittlichkeit gehören untrennbar zusammen. Und wer zu Gott kommt, der muß auch Gott ähnlich werden. Und wer zu Gott kommen will, der muß sich bemühen, Gott ähnlich zu werden. Das eben haben die Heiligen geschafft. Sie sind wertvolle, gottverbundene, gottähnliche Menschen geworden. Da hat sich in irgendeiner Weise erfüllt, was der Versucher mit teuflischer Ironie gesagt hat: "Ihr werdet sein wie Gott." Gewiß, das Wort bleibt bestehen: Wer ist gut? Gott allein! Das hat der Herr gesagt. Es werden auch an den Heiligen noch Trübungen bleiben, es werden auch an ihnen noch Mängel vorfindlich sein. Aber sie haben eben eine Höhe der Tugend erreicht, die nicht anders als heilig und gottähnlich bezeichnet werden kann. Da sieht man, daß sich das Gute und die Religion lohnt. Die Güte lohnt sich, wie wir an den Heiligen sehen. Sie sind Wohltaten spendend über die Erde gegangen. Was man von Jesus Christus gesagt hat: "Er ging Wohltaten spendend über die Erde", das kann, das muß man auch von den Heiligen sagen: Sie waren warme, erwärmende, erleuchtende, erhellende Menschen.

Die Güte lohnt sich, und die Religion lohnt sich. Was die Heiligen gebetet, was sie gelitten haben, was sie Gott gedient haben, das hat sich gelohnt. Sie waren Menschen, die eine Spur Gottes über diese Erde gezogen haben; das hat sich mehr gelohnt, als wenn sie eine Maschine aufgebaut hätten oder

eine Wirtschaft eingerichtet hätten. Ihr Leben und ihr Leiden, ihr Lieben hat sich wahrhaftig gelohnt, denn sie haben Gott sichtbar gemacht auf dieser Welt.

Und da sind wir schon bei dem Gott der Heiligen. Die Heiligen sind Zeugen für Gott. Sie sind Zeugen für Gott, weil Gott in ihnen wirksam und erkennbar war. So wie die Heiligen gewesen sind, so sind sie geworden in der Liebe Gottes. Von Gottes Schöpfermacht heißt es: "Er macht Feuerflammen zu seinen Dienern." Von den Heiligen muß man sagen: Er macht seine Diener zu seinen Lieblingen, denn die Heiligen sind Menschen, die in einem Vertrauensverhältnis zu Gott gelebt haben. Sie waren Gott nahe; sie haben am Herzen Gottes gelebt und geliebt. Deswegen haben sie ein unwiderlegliches Zeugnis für Gott abgelegt. Wenn man wissen will, wie Gott ist, muß man sich die Heiligen ansehen. Wenn man wissen will, wie Gott mit den Menschen handelt und umgeht, muß man das Leben der Heiligen befragen. So ist Gott, wie die Heiligen ihn erfahren haben. Sie sind so geworden in dem liebenden Umfangen, das Gott ihnen gewährt hat. Die Heiligen sind wahrhaftig Zeugen für Gott, weil sie Gott offenbaren. Sie sind eine Offenbarung Gottes. Sie sind so, wie Gott sie in seiner allmächtigen Gnade geschaffen hat.

Wenn wir Maria sehen, wie sie das Magnificat singt, wie sie das Kind in die Krippe bettet, wie sie unter dem Kreuze steht, dann schwinden alle feindlichen Rätsel, die Gott uns aufgeben mag. Da möchten wir an ihrer Seite stehen; da möchten wir auch noch danken für die Schmerzen, die ihr zugefügt wurden, denn diese Schmerzen haben uns die Mutter der Barmherzigkeit gewährt. Wenn wir sehen, wie Gott, ein herrischer Liebhaber, über den Saulus verfügt und ihn zu einem Paulus macht, wenn er ihm den Auftrag gibt, sein Werkzeug zu sein, vor Könige und Völker zu treten, und wenn er ihm zeigt, wieviel er leiden muß, da möchten wir fast mit schüchternem Neid sprechen: Mich - kannst mich nicht auch gebrauchen? Wenn wir sehen, wie er der heilige Therèse Martin in blühendem Alter das Leben auslöscht, dann kennen wir kein Bedauern; dann möchten wir Gott sagen: Ja, pflücke nur, pflücke nur diese Blume, pflücke sie nur durch den Schmerzensdruck deiner Hand!

So geht Gott mit den Heiligen um, wie es seine Liebe ihm gebietet. Seine Liebe hat für die Heiligen nichts Erschreckendes, sondern in dieser Liebe hören alle Rätsel auf. Und wenn Gott uns fremd ist und unbegreiflich erscheint, dann hängt das damit zusammen, daß wir noch nicht die Wissenschaft der Heiligen gelernt haben, nämlich die Wissenschaft der Liebe, die Liebeslogik, die den Heiligen eigen war. Daran liegt es, wenn wir Gott noch fragen: Warum und wieso und wozu?

Die Heiligen haben uns gezeigt, wie Gott wirklich ist und wie der Mensch sein muß, um mit Gott umgehen zu können. Gott hat ihr Leben beglaubigt. Die Kirche spricht niemanden heilig, der nicht durch Wunder von Gott beglaubigt worden ist. Die Wunder sind gewissermaßen ein amtliches Sittenzeugnis für die Heiligen. Sie sind das Ja Gottes zu dem Leben der Heiligen und bezeugen uns, daß Gott mit ihnen einverstanden war. Aber die Wunder sind noch mehr. Die Wunder sind auch ein Zeichen dafür, daß das Leben der Heiligen geöffnet war für Gottes Macht, daß Gott seine Gesetze, seine Naturgesetze, seine Natur, seine Naturgewalten in den Dienst der Heiligen stellt und daß das Wunder bei ihnen aus- und eingehen kann. Er legt ihnen alles zu Füßen, auch die grausame Natur. Und deswegen sind die Heiligen wunderbare Menschen. Gewiß, auch sie stehen unter dem Gesetz der Schwere, der Enge, des Dunkels, des Todes. Aber das ist deswegen der Fall, weil sie es nicht anders haben wollen. Sie wollen nicht anders leben als ihr Herr und Meister. Sie wollen das Kreuz nicht abschütteln, das er ihnen auferlegt. Sie wollen Geschwister des Gottesknechtes sein, der mit blutenden Füßen und mit einer Dornenkrone sein Erlösungswerk vollendet hat. Die Heiligen rufen deswegen auch die Wundermacht Gottes nicht für sich an. O nein! Wenn es um sie geht, da wäre nie ein Wunder geschehen. Aber weil sie eben Geschwister des Gottesknechtes sind, weil sie zum Dienen auf Erden sind und weil ihnen das Leid der Brüder und Schwestern zu Herzen geht, deswegen rufen sie Gottes Wundermacht an. Nicht das ist das Schrecklichste, daß wir selbst leiden müssen, sondern daß wir andere, die uns nahe stehen die wir lieben, leiden sehen und ihnen nicht helfen können. Das ist das Schrecklichste. Und das ist der Grund, warum die Heiligen dann Gottes Wundermacht anrufen, warum sie flehen, so wie Jesus gefleht hat zu seinem Vater, als er den Lazarus erweckte oder als er den Jüngling von Naim der Mutter zurückgab. Das ist der Grund, warum Wunder um Wunder im Lebensweg der Heiligen steht. Und wenn es nach ihnen ginge, würden sie mit der Wundermacht alle Leiden auf Er-

den aufheben. Aber das darf ja nicht sein; das Kreuz muß stehenbleiben. "Mußte nicht Christus dies leiden und so in seine Herrlichkeit eingehen?" Aber die Wunder, die tatsächlich geschehen, sind ein Ausdruck und ein Zeichen dafür, daß die Übermacht der Liebe schon jetzt am Werk ist, daß die Großmacht der Liebe tatsächlich schon da ist. Sie sind ein Zeichen dafür, daß der Weg dahin geht, wo einmal alle Tränen getrocknet werden und alle Leiden ein Ende haben.

Die Heiligen werden von uns verehrt. Wir sind Heiligenverehrer. Das ist eigentlich eine Selbstverständlichkeit. Wo wir das Große treffen, da müssen wir verehren. Ob es eine Frau ist oder ein Führer, ob es ein Genie ist oder ein Künstler, ob es ein Lehrer ist oder ein Meister: Wo wir das Große treffen, da müssen wir verehren. Verehren heißt liebend aufblicken zu einem anderen. Verehrung ist eine Mischung aus Scheu und Vertraulichkeit, eine Mischung aus Nähe und aus Ferne. Wahrhaftig, die Verehrung, eine Mischung von Ehrfurcht und Zärtlichkeit. Und die Heiligen stehen über uns. Sie sind ja bei Gott; sie sind ihm ganz nahe. Wir können sie also verehren. Und sie sind uns gut gesonnen; sie sind gütig, also müssen wir sie lieben. Wir sehen: Das was die Verehrung ausmacht, das ist in reinsten Form gegenüber den Heiligen erfüllt. Wir müssen sie verehren, weil sie nahe bei Gott sind und weil sie gütige Menschen sind.

Aber jetzt kommt etwas hinzu, was bei der Verehrung gegenüber irdischen Personen fehlt. Nämlich wenn wir die Heiligen verehren, dann ist das Religion. Wenn wir zu den Heiligen gehen, dann ist das ein Gehen zu Gott; denn die Heiligen sind ja nichts anderes als Produkte Gottes. Sie kommen aus Gott hervor wie aus einem Tempel. Sie sind heiliges Land, weil Gott sie zu einer Art Wallfahrtsort geschaffen hat. Wer also zu den Heiligen geht, der findet zu Gott. Meine lieben Freunde, damit ist die Heiligenverehrung im innersten Wesen des Christentums verankert. Denn das wesenhafte Ereignis des Christentums ist die Menschwerdung Gottes. Das Entscheidende im Christentum ist, daß einmal ein Mensch war, der der ewige, unsichtbare, allmächtige Gott gewesen ist. Und diesen Gott beten wir an in der Gestalt des Jesus von Nazareth. Nun ist natürlich der Weg zu Jesus noch ein wenig lang, denn es ist eben ein unermessliches Geheimnis, wie der Unsichtbare sichtbar werden kann, wie der Hintergrund hervortreten kann. Das ist für uns unfaßbar. Und so hat Gott offenbar Mitleid mit unserer Geistesschwäche gehabt, so daß er gesagt hat: Ich will euch den Weg verkürzen. Ich will ihn euch erleichtern. Deswegen gebe ich euch die Heiligen. Wenn ihr zu ihnen geht, dann findet ihr zu mir. Wenn ihr sie findet, dann findet ihr mich. Denn die Heiligen sind ja nichts anderes als Geschöpfe Gottes; sie sind seine Lieblingsgeschöpfe, und wer zu ihnen kommt, der findet zu Gott.

Der Weg zu Magdalena, die die Füße des Herrn umfaß, ist ein kurzer Weg. Ihn können wir gehen. Der Weg zu Paulus, der einmal ein Saulus war, ist ebenfalls ein kurzer Weg, und auch den können wir gehen. Und was soll ich sagen: Wenn wir den Weg zu dem heiligen Pförtner von Altötting gehen wollen, das ist ja ein ganz kurzer Weg. Der Weg zu diesem demütigen Laienbruder im Kapuzinerkloster in Altötting, dieser Weg den kann jeder gehen. Und wenn er ihn geht, dann findet er zu Gott, dann ist er schon bei Gott, dann ist er schon bei Christus angelangt; denn diese Heiligen wollten nichts anderes sein als Wegweiser und Führer zu Gott. Wir können also durch die Heiligenverehrung den Weg zu Gott finden. Wenn wir nur eine Spur von der Güte des heiligen Franz besäßen, wenn wir nur ein Körnchen von der Konsequenz des heiligen Bernhard besäßen, wenn wir nur einen Anteil an der Unschuld der heiligen Theresia besäßen, da wäre es gut um uns bestellt und wir würden den Weg zu Gott nicht mehr verfehlen.

Wir sollen und wir können die Heiligen verehren. Wir sollen und können ihnen auch folgen. Denn wenn wir zu ihnen kommen, wenn wir es so machen wie sie, dann kommen wir mit Sicherheit zu Gott. Wer diesen Weg geht, verfehlt das Ziel nicht. Wer ihnen nachfolgt, der folgt Christus nach, denn sie sind ja nichts anderes als die Christusnachfolge in unserer Zeit. Wir wissen oft nicht, wie wir leben sollen, wie wir handeln sollen. Wir wissen oft nicht, was gut ist. Tausend Stimmen drängen auf uns ein aus dem Inneren und von außen, vom Leben und von Rätseln. Die Antwort auf all diese andrängenden Stimmen und Probleme lautet: Nimm dir ein Beispiel an den Heiligen! Mach es so, wie Heiligen gewesen sind! Dann findest du den Weg zum Ziele, dann gewinnst du Anteil an ihrem Los.

Und schließlich dürfen wir uns ihrer Nähe erfreuen. Sie sind Menschen, die uns beistehen mit ihrer Fürbitte. Wir liegen ihnen am Herzen, weil Gott uns ihnen ans Herz gelegt hat. Das sind Menschen,

denen wir vertrauen können. Auf Erden sind wir ja manchmal mißtrauisch geworden, vorsichtig und kritisch. Bei den Heiligen ist alles Mißtrauen unangebracht. Wir können ihnen voll vertrauen, denn sie sind sachliche, ehrliche, aufrichtige, liebende Menschen, denen wir wahrhaftig am Herzen liegen. Die Heiligen sind Menschen, die in Gemeinschaft mit uns stehen, eine Gemeinschaft, die bis in die Ewigkeit reicht. Hier verliert die trostlose Unterscheidung zwischen Lebenden und Verstorbenen ihre Gültigkeit. Sie leben, sie sind lebendiger als wir, und sie leben bei Gott, um uns in ihre Nähe zu rufen, um uns zu sich selbst heimzuführen. Dann wird der Wille Gottes einmal mit ihrer Hand gelingen. Dann werden sie wie Jesus sprechen können: Wir wollen, daß die, die zu uns gehören, bei uns seien, daß sie das Ziel erreichen, daß wir mit ihnen eine ganze Ewigkeit uns freuen können.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die Dogmen der Kirche (12)

(Über das Dogma vom ewigen Leben)

23.02.2003

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wenn Gott uns Dogmen des Lebens geschenkt hat, dann mußte er uns auch ein Dogma über jenes Geschehen schenken, das uns erwartet am Ende unseres Lebens. Dieses Dogma wird ein lebendiges und lebensbildendes Dogma in diesem Sinne sein. Denn wenn wir wüßten, was nach diesem irdischen Leben kommt, dann würden wir, so scheint es, uns bekehren, wie es der reiche Prasser von seinen Brüdern erwartete, die seinesgleichen waren; wenn jemand vom Tode zurückkehrte und ihnen kündete, was nach dem Tode sie erwartet, dann würden sie umkehren. Und in der Tat hat Gott uns ein solches Leben schenkendes und Leben wirkendes Dogma gegeben, ein Dogma über das, was uns nach dem irdischen Leben erwartet.

Die Menschen haben versucht, Wege in das Jenseits zu finden. Aber alle diese Wege erwiesen sich als Sackgasse. Es gibt keine Möglichkeit, in das Jenseits vorzudringen mit Okkultismus oder mit systematischer Technik der Jenseitsforschung. Das Jenseits ist nämlich nichts anderes als Gott. Und wer über das Jenseits etwas erfahren will, der muß Gott fragen, der muß über die Brücke gehen, die allein ins Jenseits trägt, nämlich Gott. Und Gott hat uns eine Kunde gegeben über das Jenseits, eine Kunde, die wir in drei Sätzen zusammenfassen können nämlich

1. Wir werden leben.
2. Wir werden lieben.
3. Wir werden wissen.

Die erste Botschaft lautet: Wir werden leben. Wir werden also nicht in das Nichts zurücksinken. Wir werden auch nicht verwandelt werden, wie die heutige grassierende verwirrende Lehre von New Age uns weismachen will. Der Mensch ist etwas Einmaliges, etwas Besonders, eine Persönlichkeit, ein Ich, etwas Unwiederholbares. Er kann nicht wie ein Stück Stoff in andere Pflanzen, Tiere oder Menschen verwandelt werden. Mit unserem Leibe, gewiß, kann das geschehen, aber mit unserer Seele ist es unmöglich. Die Seele ist unwiederholbar, sie ist unteilbar, und sie ist deswegen ewig lebend. Sie kann nicht ins Nichts zurücksinken, und sie kann auch nicht in etwas anderes verwandelt werden. Wir werden weder in das Nichts zurückkehren, aus dem Gott uns gerufen hat, noch werden wir verwandelt werden. Es sind auch nicht bloß Teilchen, die irgendwie wieder anders zusammengesetzt werden können. Eine seelische Substanz hat keine Teile und kann deswegen auch nicht in Teile zerfallen. Und deswegen können auch nicht Teile wieder zusammengesetzt werden.

Die entscheidende Wahrheit über unsere Persönlichkeit ist, daß sie eine unaussprechliche Würde besitzt. Diese Würde ist der tiefste Grund unserer Unsterblichkeit. Es hat Leute gegeben, die sagen, es sei der größte Wahnsinn, daß wir weiterleben wollten und daß wir meinten, wir könnten ewig leben. Es sei doch genug, wenn der Kosmos, wenn die Welt, das All weiterbesteht. O, meine lieben Freunde, es hängt nicht von unseren Wünschen und von unseren Ansprüchen ab, ob wir weiterleben, sondern allein von der Wirklichkeit. Und wenn die Wirklichkeit so ist, daß wir weiterleben, müssen wir sie zur Kenntnis nehmen, ob uns das paßt oder nicht. Es ist auch kein Größenwahn, denn wir besitzen eine Größe. Der Mensch ist der Gipfel der Schöpfung. Gott hat ihm eine Würde verliehen, die er nie mehr von ihm nimmt. Er hat ihn nämlich angesprochen, er hat ihn zum Partner, ja er hat ihn zu seinem Kinde gemacht. Und die Treue Gottes duldet nicht, daß jemand, den er einmal als sein Kind ange-

sprochen hat, ins Nichts zurücksinkt; das duldet seine Treue nicht. Die Treue verlangt, daß der Gegenstand dieser Treue bewahrt wird in alle Ewigkeit. Wir werden leben, wir werden ewig leben. Selbst Gott könnte uns nicht ins Nichts zurückschicken, weil er uns angesprochen hat, weil er uns zu seinen Partnern gemacht hat. Diese Einmaligkeit, diese Unwiederholbarkeit, diese Persönlichkeit, die Gott geschaffen hat, wird in alle Ewigkeit bestehen.

Der zweite Satz, den wir formulierten, lautet: Wir werden lieben. Wir werden mit Gott in ewiger Gemeinschaft stehen. Es wird ein Leben in lauterer und ganz vollkommener Gemeinschaft sein. Die Heilige Schrift drückt das aus mit dem Wort der Anschauung. Wir werden Gott anschauen, d.h. es wird nichts mehr zwischen uns stehen, keine Hemmung, keine Ferne, kein Mißverstehen; nichts wird zwischen uns und Gott stehen. Wir werden ihn anschauen ohne jede Trübung und ohne jede Täuschung. Keine Schuld, kein Leid, keine Abwegigkeit wird mehr zwischen Gott und uns stehen. Da ist das Leid, das auf Erden immer bei der Liebe ist, aufgehoben.. Auf Erden ist nämlich jede Liebe mit einem Leid versehen, daß Menschen sich nicht so lieben können, wie sie eigentlich möchten und wie sie eigentlich sollten. Dieses Leid wird in der Ewigkeit aufgehoben. Wir werden lieben; unser ewiges Leben wird ein Leben in vollkommener Gemeinschaft sein. Daraus ergibt sich, daß der Mensch, der nicht vollendet ist, als Einzelner, in totaler Vereinzelung existiert. Es wird ein Mensch sein ohne Gemeinschaft; es wird ein Mensch sein, der einsam ist. Wenn der Himmel Gemeinschaft ist, dann ist die Hölle Isolation. Die Hölle ist das gemeinschaftslose Leben, das liebeleere Leben, das Leben eines Geistes, der nichts hat, weil er nichts liebt. Er hat kein Du, weil wir ein Du nur durch Liebe erreichen können. Da er keine Liebe hat, kann er kein Du haben. Und deswegen hat er auch keinen Gott und keinen Menschen. Der Verlorene ist ein Wesen in unerhörter Verlassenheit, ein Wesen, das eine ganze Ewigkeit sprechen muß: Ich habe keinen Menschen. Die Liebe allein ist es, die uns auf das Jenseits vorbereiten kann. Es gibt keine andere Weise der Vorbereitung als durch Liebe. Die Liebe ist es, die uns für das ewige Leben vorbereitet. Und das Liebesgebot ist die entscheidende Aufgabe unseres Lebens. Nur durch Liebe und Ausbildung der Liebesfähigkeit kann man sich vorbereiten auf die Ewigkeit.

Nun ist aber in uns die bange Frage: Werden wir denn, wenn wir sterben, in dieser Liebe stehen, die verlangt wird, um in Gottes Anschauung zu gelangen? Werden wir diese Liebe in unserer irdischen Lebenszeit ausgebildet haben? Wenn wir in uns schauen und wenn wir um uns schauen, dann überfällt uns große Sorge, nämlich die Sorge, daß wir nicht so liebesfähig sind, wie Gott es verlangen muß, um uns in seine Gemeinschaft, in seine Liebesgemeinschaft aufzunehmen. Wir sind aber doch nicht liebesunfähig. Die Liebesfähigkeit ist doch in uns. Sie ist nur tief vergraben durch unsere Selbstsucht, durch unsere Unlauterkeit, durch unsere Ichbesessenheit. Wenn sie aber vorhanden ist wie ein kostbarer Schatz, dann kann sie auch ausgegraben werden. Und wenn diese Liebesfähigkeit auf Erden nicht bis zur Vollkommenheit ausgebildet ist, dann kann das im Jenseits nachgeholt werden. Es gibt eine Möglichkeit, das Defizit an Liebesfähigkeit im Jenseits zu ergänzen. Wir nennen diesen Zustand den Reinigungszustand oder das Fegefeuer. In schmerzlichen Leiden wird der Mensch dann gezwungen, die Liebe zu erwerben, die er auf Erden nicht erworben hat. Dort wird er durch Leiden angehalten, sich zu dem Liebenden auszubilden, der allein zur Anschauung Gottes fähig ist. Da bestätigt sich das, was wir schon auf Erden beobachten können: Ein Mensch, der wirklich lauter, rein und heilig geworden ist, das ist immer ein Mensch, der durch Leiden hindurchgegangen ist. Nur ein Mensch, der gelernt hat, das Ich zu sprechen und Du zu sagen, nur ein solcher Mensch ist fähig, in die Liebesgemeinschaft mit Gott aufgenommen zu werden. Und wenn wir uns auf Erden dazu vorbereiten, gepriesen seien wir, wenn wir diese Schätze der Liebe in uns ausgraben.

Wir werden leben, wir werden lieben, wir werden wissen. Die große Liebesfähigkeit verschafft uns auch das große Wissen. Nur der Liebende ist fähig, die entscheidenden Wirklichkeiten zu erkennen. So ist es auch in der Ewigkeit. Wir werden, weil wir dann fähig sind, vollkommen zu lieben, auch vollkommen wissen. Unsere Seele wird vor uns ausgebreitet sein in ihrer ganzen Wirklichkeit, ohne Verhüllung. Es wird keine Täuschung, keine Dumpfheit mehr in unserer Seele sein. Alles wird wach und bewußt sein. Es wird nichts Unterbewußtes und Unbewußtes mehr in uns sein. Alles wird aufwachen, und die ganze Wirklichkeit mit ihrer Tröstung wird sich uns eröffnen. Es wird auch nichts mehr sein,

was ein Zwiespalt in uns ist. Es wird keinen Gegensatz mehr geben zwischen Erkennen und Wollen, zwischen Empfinden und Erstreben, zwischen Leib und Seele. Es wird eine völlige Harmonie sein in uns, weil wir durch das Erkennen eingefügt sind in die Wirklichkeit Gottes und unsere eigenen Erscheinung. Es wird nichts mehr in uns sein, was untermenschlich oder allzu menschlich ist, nichts an Anlagen, die nicht entfaltet sind, die nicht zum Ziel gekommen sind. Wir werden endlich ganz und gar Menschen, vollkommene Menschen sein.

Dann bedeutet es natürlich, daß diejenigen, die nicht vollendet sind, dieses Wissen nicht besitzen werden. Sie werden auch ein Wissen haben, aber ein Wissen anderer Art. Sie werden nämlich wissen, daß sie ewig unselig sind. Sie werden wissen, daß es für sie keine Rettung gibt, daß es keine Freude gibt, daß sie nichts mehr zur Täuschung haben; es wird keine Verschleierung mehr geben. Auf Erden breitet der Mensch einen milden Schleier über seine Erbärmlichkeit und über seine Unzulänglichkeit. Der Verdammte wird erkennen, wie er wirklich ist in seiner ganzen Erbärmlichkeit ohne jede Verschleierung. Er wird sich nicht mehr täuschen können über sich selber; er wird sich sehen, wie er wirklich ist. Er wird sich auch nicht trösten können, er wird sich nicht ablenken können. Es gibt keinen Freund mehr, keine Frau mehr, keine Freude mehr. Er wird nackt und unverhüllt seine Leere, seine Dunkelheit, seine Verlassenheit, seine Ausgestoßenheit empfinden. Kein Genuß, kein Spiel und keine Beschäftigung kann ihn trösten eine ganze Ewigkeit. Sein Bewußtsein wird entblößt sein von jeder Größe. Hüllenlos wird er sich in seiner Verlorenheit erkennen.

Wir dürfen uns weder den Himmel noch die Hölle ausmalen. Was Menschen da denken, empfinden, schreiben, das ist wie das Träumen eines Menschen gegenüber der Wirklichkeit. Auch was Dante in seiner Göttlichen Komödie darüber schreibt, ist nur eine unzulängliche Vorstellung, welche die Phantasie ihm eingeredet hat. Es ist nicht die Wirklichkeit. Aber das eine wissen wir: Die Letzten Dinge für uns heißen Himmel und Hölle. Bei Dostojewski wird einmal ein heiliger Mann vorgeführt, der vor einem anderen auf die Knie niederfällt, der als Verbrecher gilt. Dieser heilige Mann aber fällt vor diesem Mann auf die Knie. Warum? Er verehrte das ungeheure Leid, das diesem Menschen bestimmt war.

Eigentlich müßten wir niederfallen vor jedem Menschen, niederfallen entweder in Ehrfurcht ob der Seligkeit, die einmal diesem Menschen bestimmt ist, oder niederfallen vor Entsetzen über die Unseligkeit, welcher er entgegengeht. Eines von beiden wird über jeden kommen, über mich und über euch, ein Himmel oder eine Hölle. Über allem wird die Gewißheit stehen: Die Gerechtigkeit Gottes ist von Ewigkeit und bleibt in Ewigkeit.

Amen.